This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

From the Ewald Flügel Library

# Versuch
über die
# Leidenschaften.

Theoretisch und practisch

von

J. G. E. Maaß,
Professor der Philosophie zu Halle.

## Zweiter oder besonderer Theil.

Rothe. Bayreuthensia

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung,
1807.

218173

193
M11v
v.2

# Vorrede.

Nach Erſcheinung des erſten Theils von dem gegenwärtigen Werke habe ich das Vergnügen gehabt, eine treffliche Recenſion deſſelben in der Leipz. Litt. Zeitung zu leſen, wofür ich dem Verfaſſer meinen verbindlichſten Dank ſage. Dieſer Dank kann nicht zweideutig ſcheinen, Denn, wenn gleich der meiner Schrift bezeigte Beifall um ſo ehrenvoller für mich iſt, je mehr Scharfſinn und Gelehrſamkeit der Recenſent zu erkennen gegeben hat; ſo hat doch derſelbe auch Bemerkungen beigebracht, wodurch er mehrere meiner Ideen zu berichtigen, zu erweitern oder

näher zu beſtimmen ſucht. Unter dieſen belehrenden Bemerkungen hat beſonders eine meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen.

Der Recenſent glaubt nämlich in der Lehre von dem Verhältniſſe der Leidenſchaften zu der Vernunft eine Lücke zu bemerken. Seine Idee iſt folgende.

Das Beſtreben einer Leidenſchaft kennt keine Grenzen. Dies kommt daher, weil das Gut, wornach ſie trachtet, oder das Uebel, was ſie verabſcheuet, als unendlich vorgeſtellt werden. Dieſe Vorſtellung aber iſt eine Idee der Vernunft, indem das Unendliche überhaupt nur durch Vernunftideen vorgeſtellt werden kann. Daher hat die Vernunft einen reellen Einfluß auf jede Leidenſchaft, und es kann ohne Vernunft keine Leidenſchaft exiſtiren.

Dieſe Idee erregte meine Aufmerkſamkeit nicht allein ihrer Neuheit wegen, ſondern auch wegen der großen Fruchtbarkeit, die ſie zu verſprechen ſchien. Ich habe ſie daher gewiß mit der aufrichtigſten Unparteilichkeit, faſt mit Vorliebe, geprüft, und bin von dem geheimen Wunſche, ſie unhaltbar zu finden, um nur keine

Lücke

Lücke in meiner Theorie zuzugeben, sehr weit entfernt gewesen.

Inzwischen habe ich mich doch durch eine ausführliche, analytische Untersuchung überzeugen müssen, daß sie in der That unhaltbar ist. Denn diese Untersuchung führt durchgängig zurück auf folgende allgemeine Gedanken.

1) Alle Güter und Uebel, welche von Leidenschaften begehrt oder verabscheuet werden, sind sinnliche (§. 7); folglich ihrer Natur nach bedingt und eingeschränkt. Sie können also nicht von der Vernunft als unendlich vorgestellt werden. Eine solche Vorstellung könnte nur auf einem sinnlichen Scheine beruhen, aber keine Vernunftidee seyn.

2) Zwischen einer Vernunftidee und einem sinnlichen Begehren ist schlechterdings kein unmittelbarer wirkender Zusammenhang (nexus effectivus) möglich. Denn ein Begehren ist nur in sofern sinnlich, als es aus sinnlichen Vorstellungen hervorgeht; und sofern es also durch eine Vernunftidee unmittelbar bestimmt würde, so würde es eben darum kein sinnliches, sondern ein vernünftiges seyn (§. 3). Da nun jedes

Leidenschaft ein sinnliches Begehren ist (§. 7); so könnte das schrankenlose Bestreben, was sie enthalten mag, niemals unmittelbar daraus entspringen, daß die Vernunft die Güter oder Uebel, auf oder gegen welche dieselbe gerichtet ist, als unendlich vorstellte; wenn man auch eine solche Vorstellung als möglich voraussetzen wollte. Denn das wäre ein unmittelbarer, wirkender Zusammenhang zwischen einer Vernunftidee und einem sinnlichen Begehren.

Vielleicht aber könnte der erwähnte Einfluß der Vernunft auf die Leidenschaften mittelbarer Weise zu Stande kommen. Es könnte vielleicht die Vernunftidee von der Unendlichkeit des begehrten Guts, oder des verabscheuten Uebels erst versinnlicht, anschaulich gemacht werden, und dann so auf das sinnliche Begehren wirken. Aber auch dies ist nicht möglich. Denn, abgesehen von dem schon Gesagten, daß die Güter oder Uebel, welche Objecte von Leidenschaften sind, nicht von der Vernunft als unendlich vorgestellt werden können; so ist doch eine Idee der Vernunft, welche etwas Unendliches vorstellt, für jede Anschauung schlechterdings unerreichbar.

Was

Was angeſchauet wird, das wird in ſofern ſchlechterdings als begrenzt und endlich vorgeſtellt.

Es iſt alſo auf keine Weiſe möglich, daß die Leidenſchaften auf die obgedachte Art von der Vernunft abhängen, weder mittelbar noch unmittelbar. So wenig eine Leidenſchaft aus einer Idee der Vernunft entſpringen kann, eben ſo wenig kann ſie dadurch auch zu einem unbeſchränkten Beſtreben geſteigert werden.

Indeſſen iſt es allerdings unläugbar, daß Ideen auf die Leidenſchaften Einfluß haben. Nur ſind dies keine Vernunftideen, ſondern, wie Kant ſie genannt hat, äſthetiſche Ideen; keine Begriffe, die für jede Anſchauung unerreichbar, ſondern vielmehr Anſchauungen, die für jeden Begriff überſchwenglich ſind, und daher unter keinen gefaßt werden können. Dieſe äſthetiſchen Ideen beruhen auf Spielen der Phantaſie. Wenn eine Leidenſchaft gegeben iſt; ſo producirt die Phantaſie die dazu zuſammenſtimmenden Bilder, und gebraucht dieſelben, theils, das Object der Leidenſchaft auszumalen, theils auch, ſie bloß als Nebenvor-

hervorstellungen damit zu verbinden (§. 62. Nr. 3 und 4). Aus dem Inbegriffe dieser Bilder nun, die aber großen Theils nicht zum klaren Bewußtseyn kommen, entspringt die ästhetische Idee, welche die Phantasie bei dem Objecte der gegebnen Leidenschaft sich formirt; und man siehet leicht, daß eine solche Idee für jeden Begriff überschwenglich seyn muß. Denn eines Theils enthält sie zu viel und zu vielerlei, und andern Theils bleibt zu viel in ihr dunkel, als daß sie bestimmt unter einen Begriff gefaßt werden könnte. Aus diesem Grunde ist sie auch unaussprechlich, und erregt dem, ohnedies schon exaltirten, innern Sinne (§. 36.) ein unaussprechliches Gefühl; weil, was sich nicht unter Begriffe fassen läßt, auch nicht bestimmt durch Worte ausgedrückt werden kann *).

Auf diesen unaussprechlichen, durch keine Begriffe bestimmten und begrenzten Ideen beruht das unendliche, keine Schranken kennende, und unersättliche Bestreben, was die Leidenschaften äußern können. Denn, wenn ein gegebnes

*) Vergl. meinen Versuch über die Einbildungskraft §. 46.

gebnes Objeet durch eine äſthetiſche Idee als ein ganz unausſprechliches Gut oder Uebel vorgeſtellt wird, deſſen (intenſive oder extenſive) Größe gar nicht unter beſtimmten Schranken klar gedacht wird; ſo muß auch das darauf gerichtete, leidenſchaftliche Begehren oder Verabſcheuen die dieſer Vorſtellung gemäße Natur annehmen. Es muß als ein Beſtreben erſcheinen, was in vorgedachter Bedeutung unendlich iſt, und was aus eben dem Grunde nie völlig befriedigt werden kann. Denn wenn auch das Objeet eines ſolchen Beſtrebens realiſirt wird; ſo muß doch das wirklich Erreichte immer weit unter der äſthetiſchen Idee bleiben, welche die Phantaſie vorher davon hatte; (es ſey denn, daß es bloß auf eine Wirklichkeit in der Einbildung ankäme, welches aber nur bei dem Stolze, der daher auch nicht unendlich iſt, angetroffen wird §. 139. Nr. 2.). Der Liebende hat eine äſthetiſche Idee von der namenloſen Glückſeligkeit, die ihm der Beſitz ſeiner Geliebten zu verſprechen ſcheint, und dieſe Idee belebt ihn mit einem unausſprechlichen Gefühle. Seine heiße Leidenſchaft kennt daher keine Schranken, ein unendliches Sehnen treibt ihn, nach dem Ziele ſeiner

Wünſche

Wünſche raſtlos zu ſtreben. Wenn er es aber erreicht zu haben glaubt, ſo findet er, Statt des Elyſiums in der Phantaſie, doch nur irrdiſche Glückſeligkeit in der wirklichen Welt.

Im 75ſten Th. der ökonomiſch-technologiſchen Encyklopädie findet ſich, unter dem Artikel Leidenſchaft, wo von der Wollüſtigkeit die Rede iſt, folgende Stelle: „Solche Unerſättlichkeit mag eigentlich daher kommen, daß dem Menſchen eine Begierde zur höchſten Glückſeligkeit eingepflanzt iſt.“ Da nun hier bloß von ſinnlicher Begierde die Rede iſt, die alſo auch nur auf ſinnlichen Vorſtellungen beruhen kann; ſo führt jene Bemerkung, zwar nur von fern, aber doch richtig, auf die äſthetiſchen Ideen.

Noch weit beſtimmter drückt ſich Euphranor *) darüber aus. Denn er ſagt: „Es iſt das Unendliche, was die Liebe anſtrebt. Kein Moment faßt es. Die Augenblicke des höchſten Genuſſes ſind nur Nachbildungen der Phantaſie.“ In der Phantaſie alſo, (in den äſthetiſchen Ideen), und nicht in der Vernunft

*) Euphranor von Ehrenberg I Th. S. 44.

nunft wird dasjenige Unendliche gesucht, nach welchem die Leidenschaft strebt.

Am deutlichsten hat sich Platner erklärt. Er sagt *): Die psychologische Ursache von der in den Affecten sich erweisenden Heftigkeit der Leidenschaften — ist enthalten in dem Scheine der unendlichen Größe des Gutes oder Uebels, indem sich vermöge der Ideenverbindung, in der belebten Phantasie, an die Willensvorstellung anhängen a) alle bei den Gegenständen vormals erfahrne oder gedachte, b) alle mit ihm zufällig verbunden gewesene, c) alle durch Aehnlichkeit ihm verwandte, angenehme oder unangenehme Empfindungen."

Dies ist es, was ich über den Einfluß der Ideen auf die Leidenschaften dem gelehrten Leser zur Beurtheilung vorlege, und womit ich nur noch folgende, anderweitige Bemerkungen verbinde.

1) In dem ersten oder allgemeinen Theile des gegenwärtigen Werkes habe ich in zwei besondern Hauptstücken die Theorie der Leidenschaften,

*) Aphorismen II. Th. S. 619.

ſchaften, und die auf dieſelben ſich beziehenden practiſchen Vorſchriften abgeſondert vorgetragen, wie es die Natur der Sache erforderte. In dem gegenwärtigen zweiten oder ſpeciellen Theile aber ſollen die erforderlichen practiſchen Regeln gleich mit der theoretiſchen Unterſuchung einer jeden beſondern Leidenſchaft verbunden werden. Denn widrigenfalls würde es ohne Wiederholungen nicht möglich ſeyn, ihren Zuſammenhang mit ihren Gründen eben ſo klar darzuſtellen.

2) Im 25ſten §. iſt gezeigt worden, wie eine Leidenſchaft hauptſächlich die zu ihr zuſammenſtimmenden Vorſtellungen in der Einbildungskraft erwecke und belebe. Dieſe Wahrheit läßt ſich noch verallgemeinern. Denn eine Leidenſchaft beſtimmt überhaupt alle unſere Kräfte zu ſolchen Thätigkeiten und Leiden, welche zu ihr zuſammenſtimmen. Denn jede Leidenſchaft ſtrebt, ſich zu erhalten (§. 25. Nr. 2.), und folglich auch, alle diejenigen (activen oder paſſiven) Veränderungen wirklich zu machen, welche ſie zu erhalten oder gar noch zu vermehren, mit einem Worte, ſie zu befördern, dienen, d. i. welche zu ihr zuſammenſtimmen

(§. 25.)

(§. 25.). Daher muß sie ferner auch noch sich bestreben, alles das zu verhindern, was sie zu schwächen, oder zu zerstören droht, und ihr also widerstreitet.

3) Die Schriften welche ich, außer den allgemeineren, im ersten Theile schon erwähnten, dankbar benutzt habe, sind hauptsächlich folgende:

Lessings Dramaturgie.

Eberhards Theorie des Denkens und Empfindens.

Die Leidenschaften der Menschen und Thiere; aus dem LXXV. Theile der ökonomisch-technologischen Encyclopädie besonders herausgegeben, von F. J. Flörken. (Der Kürze wegen ist dieses Werk bloß unter dem Titel: die L. von F. angeführt worden).

Iconologie, oder Ideen aus dem Gebiete der Leidenschaften und Allegorien (mit 225 Kupferstichen).

William Falconer über den Einfluß der Leidenschaften auf Krankheiten des Körpers.

Körpers. Aus dem Engliſchen, von Michaelis.

Euphranor, Ueber die Liebe, von Ehrenberg.

Venus Urania, von F. W. B. von Rambohr.

Ueber die Liebe und Ehe, von J. O. Thieß.

Die Leidenſchaften, eine Reihe dramatiſcher Gemälde, nach dem Engliſchen von Joanna Baillie, von C. F. Cramer. Amſterdam und Leipzig b. Roloff. — (Von dieſem Werke ſind bis jetzt 3 Bände erſchienen. Die Stücke in dem erſten Bande ſollen die Liebe, die in dem zweiten den Haß, und die in dem dritten den Ehrgeiz ſchildern; und zwar ſo, daß dadurch das Entſtehen dieſer Leidenſchaften, und ihr allmähliches Anwachſen bis zu ihrer größten Höhe, deutlich und anſchaulich gezeigt würden. Freie Schöpfungen der poetiſchen Kunſt darf man alſo nicht erwarten. Es war nicht der Zweck, ſolche zu liefern).

Inhalt

# Inhalt
## des zweiten Theiles.

### Vorrede.

Zusammenhang zwischen den Leidenschaften und Ideen. Verallgemeinerung der Lehre von den zu einer Leidenschaft zusammenstimmenden Vorstellungen. Literarische Anmerkungen.

### Einleitung.

§. 109. Eintheilung der Leidenschaften in objective und subjective.

§. 110. Weitere Eintheilung der subjectiven.

§. 111. Weitere Eintheilung der objectiven.

§. 112. Parallelismus unter den objectiven Leidenschaften.

§. 113. Tafel der Leidenschaften.

§. 114. Heiße und kalte Leidenschaften. Wiefern dieser Unterschied Statt finde.

§. 115. Von der Methode.

Der

## Des zweiten Theiles erstes Hauptstück.

### Von den subjectiven Leidenschaften.

§. 116. Entwicklung des Begriffes von Lustsucht. Wollüstigkeit im engsten Sinne. Trinksucht. Lust des innern Sinnes. Zusammengesetzte Lust. Tanzsucht. — Moralische und contemplative Wollüstlinge.

§. 117. Folgen der Lustsucht. Allmähliche Erschlaffung der Kräfte. 1) Einfluß auf den Verstand, und 2) auf die Einbildungskraft. Richtung der Letztern auf das Reizende, und Schwächung der Empfänglichkeit für das eigentlich Schöne.

§. 118. Fortsetzung. 3) Einfluß auf die Sinne. Verderben des moralischen Sinnes insonderheit. 4) Einfluß auf das Begehrungsvermögen. — Neigung zur Grausamkeit.

§. 119. Fortsetzung. 5) Einfluß auf den Körper. Ton und Rhythmus der Lustsucht. — Gebrauch dieser Leidenschaft, als eines Heilmittels.

§. 120. Gründe der Lustsucht. Allgemeiner und letzter Grund derselben. Besondre Gründe: 1) in dem Gefühlvermögen, und Temperamente, 2) in der Einbildungskraft, 3) in dem Begehrungsvermögen und Charakter, 4) in dem Körper. — Wahnsinn. — Nymphomanie.

§. 121. Practische Regeln in Betreff der Lustsucht. Sollen §. 123. vorgetragen werden.

122. Von der Unluſtſcheu. Entwickelung des Begriffs. Sie bewirkt weichliche Schlaffheit. Moraliſche Folgen hieraus. Falſche Sukmüthigkeit. Betäubung des Gewiſſens. — Phyſiſche Folgen. Verhinderung der höhern Cultur. Faulheit. Furchtſamkeit. (Furcht als Heilmittel). — Der gewöhnliche Grund der Unluſtſcheu liegt in der Luſtſucht; aber auch 1) in einem phlegmatiſchen Temperamente, 2) in einem choleriſchen, 3) in kränklicher Reizbarkeit.

§. 123. Practiſche Regeln in Betreff der Luſtſucht und der Unluſtſcheu.

§. 124. Fortſetzung.

§. 125. Von der Leerheitsſcheu. Entwickelung des Begriffes. Worauf dieſe Leidenſchaft beruhe. Sucht nach Zeitvertreib.

§. 126. Fortſetzung. 1) Spielſucht. Zerſtörungstrieb der Kinder. Spielſucht im Stande der Rohheit und der Cultur. Glücksſpiele insonderheit; wie böſe die Geſundheit befördern können. — Leſeſucht. Schwankhaftigkeit. — Wie ſich die Natur zu ihren Abſichten der Spielſucht bediene. 2) Neugierigkeit, unterſchieden von Neubegierde und Wißbegierde. Wie dieſelbe entſtehe. Reiz des Wunderbaren. Unmöglichkeit, den Glauben an Geſpenſter auszurotten.

§. 127. Zuſatz. Die Leerheitsſcheu iſt eine unſchuldige Leidenſchaft.

§. 128. Practiſche Regeln in Betreff der Leerheitsſcheu.

## Des zweiten Theiles zweites Hauptstück.

### Von den objectiven Leidenschaften.

### Erster Abschnitt.

Von den objectiven Leidenschaften des Menschen, die auf seine eigne Person gehen.

### Erste Abtheilung.

Von der Selbstsucht.

§. 129. Weitere Entwickelung des Begriffes der Selbstsucht. Selbsterhaltungstrieb. Erweiterungstrieb. Eigenliebe. Selbstliebe. Auf Selbstliebe gegründete Moralsysteme. Selbstsucht ist die am meisten verbreitete Leidenschaft.

§. 130. Folgen der Selbstsucht. 1) Sie macht den Verstand sich dienstbar. Wird durch sich selbst von der Natur beschränkt. Giebt Veranlassung zu gesellschaftlichen Verbindungen. Wirkt mit die Kräfte des Verstandes zu entwickeln. 2) Täuschende Vorstellungen in der Einbildungskraft. Falsche Idee von Kosmopolitismus.

§. 131. Fortsetzung. 3) Ton, Rhythmus und Affect der Selbstsucht. 4) Einfluß der Selbstsucht auf den Willen. Engherzigkeit. Hinderniß der geselligen Tugenden, des Patriotismus insonderheit. 5) Einfluß d. S. auf das sinnliche Begehrungs-

rungsvermögen. Eigennützigkeit. Begünstigung aller Leidenschaften. Wiefern jede Leidenschaft selbstsüchtig sey.

§. 132. Gründe der Selbstsucht. Ihr letzter Grund. Warum sie so allgemein, auch in dem rohen Naturstande, herrsche.

§. 133. Fortsetzung. 1) Wie der Verstand die Selbstsucht befördere. 2) Wie die Einbildungskraft dazu beitrage. 3) Mitwirkung der Sinne. Temperamente. Neuer Grund von der Allgemeinheit der Selbstsucht. 4) Abhängigkeit d. S. von dem Begehrungsvermögen, und dem Character.

§. 134. Practische Regeln in Betreff der Selbstsucht.

Zweite Abtheilung.

Von dem Stolze.

§. 135. Weitere Entwickelung des Begriffes vom Stolze. Reeller und eitler Stolz. Edler Stolz. Begehrender und verabscheuender Bestandtheil des Stolzes. Letzterer in der Regel stärker. — Hochmuth. Hoffahrt. Uebermuth. — Verschiedne Arten des Stolzes in objectiver Hinsicht. — Demuth. Kriechendes Wesen. Bescheidenheit.

§. 136. Folgen des Stolzes. 1) In Ansehung des Verstandes. Der Stolze sieht seine Fehler und Mängel nicht. Ist von sich eingenommen. Hat einen Dünkel. — Wie weit der Stolze durch seine Leidenschaft angetrieben werde, seine Vollkommenheit zu vermehren, und auf das Urtheil Anderer zu achten, und wann dies aufhöre. Selbstgenügsamkeit. Folgen hiervon, insonder-

heit beim Religionsſtolze. — Wiefern es wahr ſey, daß der Stolz dumm mache. 2) Richtung der Einbildungskraft. — Spiel mit Vorſtellungen, die zu dem Stolze zuſammenſtimmen. Eingebildetes Weſen. — Die dem Stolze zugehörige äſthetiſche Idee. — Verrücktheit aus Stolz.

§. 137. Fortſetzung. 3) In dem Begehrungsvermögen a) das Streben nach Auszeichnung, b) das Trachten nach dem Hohen und Großen. Mannigfaltige, wichtige Folgen davon. c) Weſentlicher Unterſchied zwiſchen Stolz und Ehrſucht; beſonders in Anſehung des Muthes bei Gefahren. d) Unterdrückung anderer Leidenſchaften. e) Einfluß auf die Sittlichkeit. f) Wie Hoffart vom Stolze abhänge. g) Wie das Verhältniß zwiſchen Stolz und Hochmuth beſchaffen ſey. h) Ränkeſucht, Lügenſucht. Wie der Lügenſüchtige am Ende ſich ſelbſt täuſche.

§. 138. Fortſetzung. 4) Große Reizbarkeit des Selbſtgefühls. Erhöhte Empfänglichkeit für das Große und Erhabne. Ekel an dem Gemeinen und Niedrigen. — Rhythmus des Stolzes. 5) Einfluß auf den Körper. Aufgeblaſenheit. Die Naſe hoch tragen. Einen Nagel im Kopfe haben. — Natürliche Ausdrücke des Stolzes. Wie ſein Ton und Rhythmus zu erklären. — Wie der Stolz die Ausdrücke vieler Empfindungen, inſonderheit des Schmerzes, hemme. Folgen hiervon für die Geſundheit.

§. 139. Gründe des Stolzes. Letzter Grund. — Warum der Menſch auf moraliſche Vorzüge nicht ſo leicht ſtolz ſey, als auf phyſiſche. — 1) Wie der Verſtand den Stolz befördere. Wiefern der Stolz ein Zeichen von Dummheit ſey. 2) Die Einbildungskraft kann Stolz erzeugen und verſtärken.

stärken. Der Stolz ist nicht unendlich. 3) Wie der Stolz von den Sinnen abhänge. Choleriſches Temperament eine Naturanlage zum St. — Stumpfheit des Selbſtgefühls. Wie dieſe mit dem Stolze zuſammen ſeyn könne. 4) Einfluß des Begehrungsvermögens, 5) des Körpers.

§. 140. Practiſche Regeln in Betreff des Stolzes.

Dritte Abtheilung.

Von der Freiheitsſucht.

§. 141. Weitere Entwickelung des Begriffes von Freiheitsſucht. Freiheitstrieb. Vernünftiges Beſtreben nach Freiheit. Knechtiſcher Sinn.

§. 142. Folgen der Freiheitsſucht. 1) In Anſehung des Verſtandes. Warum die Fr. vorzüglich im Stande ſey, den V. zu verblenden. 2) Die Einbildungskraft wird in einem vorzüglichen Grade zu äſthetiſchen Ideen geſtimmt. Ungebundenheit der Phantaſie. Wirkungen davon.

§. 143. Fortſetzung. 3) Nachtheiliger Einfluß auf den moraliſchen Sinn. Affect der Freiheitsſucht. Muth. 4) Streben nach dem Verbotnen. Anregung des Veränderungstriebes. — Wohlthätiger Einfluß auf das Begehrungsvermögen. Bekämpfung anderer Leidenſchaften durch die Freiheitsſucht. 5) Einfluß auf den Körper. Ton und Rhythmus.

§. 144. Gründe der Freiheitsſucht. 1) Letzter Grund derſelben. Gründe im Begehrungsvermögen; wodurch ſie entwickelt wird. 2) Wie die Sinne dazu mitwirken. 3) Ingleichen die Einbildungskraft, ferner 4) der Verſtand — Werth der Aufklärung — und 5) der Körper.

§. 145.

und Rhythmus. — Liebende werden einander ähnlich. — Wenn von den Aeltern die Kinder am häufigsten ähnlich werden.

§. 149. Zusatz. Hang zum Romantischen. — Zur Religiosität.

§. 150. Gründe der Liebe. 1) Im Verstande. Ob die Ideen von Erhaltung der Menschheit, und von Realisirung ihres Ideals, zur L. mitwirken. a) Möglichkeit der L. vom Verstande abhängig. b) Verschiedenheit des Geschmacks in der L. c) Der Verstand kann eine Person liebenswürdig machen, und d) das Bestreben, ihre Vollkommenheit zu befördern, erregen oder vermehren. e) Bestreben der Liebenden, ihre Gefühle geheim zu halten. — Zaghaftigkeit bei dem ersten Geständniß. 2) In der Einbildungskraft. Im Allgemeinen. Besonders a) kann die Einb. zur L. stimmen. b) Liebe ohne wirklichen Gegenstand. — Plötzliches Entstehen der L. — Noch ein Grund von der Verschiedenheit des Geschmacks in der L. c) Verwandlung bloßer Zuneigung in Liebe. d) Der Enthusiasmus der L. ist ansteckend. e) Wie die Einb. die Liebe erhalte. f) Wirkung der zur L. gehörigen, ästhetischen Ideen. Unendliches Sehnen der L. g) Hang des Verliebten zur Einsamkeit.

§. 151. Fortsetzung. 3) In den Sinnen. a) Ohne Mitwirkung der S. ist keine Liebe möglich. b) Wie die L. von den S. und von den verschiednen Temperamenten abhänge? Ob die L. Gleichheit der Temperamente erfordere? c) Beharrlichkeit besiegt das weibliche Herz. d) Scham macht den Liebenden zurückhaltend und zaghaft, und bewahrt e) den Adel der Liebe, und hält von allen Zudringlichkeiten ab. f) Wie die Sinne zur

Erhal-

Erhaltung und Vermehrung der L. wirken. 4) In dem Begehrungsvermögen. Wie die L. a) von der Größe des untern, und b) des obern Begehrungsv. also vom Character, abhänge. c) Ob die L. Gleichheit der Charactere erfordere. Ohne gegenſeitige Achtung keine Liebe. d) Ob die Liebe zuletzt aus Sympathie der Geſchlechter entſpringe. 5) Im Körper. Geſchlechtstrieb. Schönheit und Reiz. — Ob unter Perſonen verſchiednen Geſchlechts reine Freundſchaft beſtehen könne. — Bemerkungen über die Freundſchaft.

§. 152. Nähere Betrachtung des Haſſes. — Neid. Mißgunſt. Scheelſucht. Eiferſucht, der Verliebten und der Hofleute. — Rachſucht. Zorn. Zankſucht. — Boshaftigkeit. Schadenfreude. Verläumdungsſucht. Schmähſucht. Spottſucht. — Miſanthropie. — Politiſche Parteiſucht. — Warum böſe Leidenſchaften vorzüglich geeignet ſind, den Verſtand zu verwirren und zu verblenden.

§. 153. Practiſche Regeln in Betreff der Liebe und des Haſſes.

## Zweite Abtheilung.

### Von der Ehrſucht.

§. 154. Weitere Entwickelung des Begriffes von Ehrſucht. Ehre. Schande. Ruhm. Berüchtigt. Ehrbegierde. Ehrliebe. Ehrgeiz. Eitelkeit.

§. 155. Folgen der Ehrſucht. 1) In Anſehung des Verſtandes. 2) In Anſehung der Einbildungskraft. Aeſthetiſche Ideen. 3) In Beziehung auf die Sinne. — Affect der Ehrſucht. — Belebung der Kräfte; Erhöhung des Selbſt-

gefühls

gefühles, und des Muthes. Was den Gedanken an Ehre unterhält, ist angenehm. 4) In Betreff des Begehrungsvermögens. a) Richtung auf das, was Ehre zu bringen scheint. Streben, seine Vollkommenheit zu erhalten und zu vermehren. Rastlose Thätigkeit, unterschieden von dem Betragen des Stolzes. Nützliche Wirkungen der Ehrsucht, verglichen mit denen des Stolzes. b) Zweikampf. c) Wie Ehrgeiz entstehe. d) Gefallsucht (Koketterie) im weitern und engern Sinne, kann aus (eitler) Ehrsucht entspringen; unterscheidet sich von der Gefallsucht aus Liebe. — Putzsucht. — Modesucht. — Sucht, den Sonderling zu machen. — Prahlsucht. — Lügensucht. — Falsche Demuth. Renommistisches Wesen. — Streitsucht; Rechthaberei. Ihre Wirkungen bei ernsten Dingen, und bei Spielen. — Pedantismus. Kleinigkeitskrämerei. 5) In Hinsicht auf den Körper. — Ton und Rhythmus.

§. 156. Gründe der Ehrsucht. 1) Im Verstande. 2) In der Einbildungskraft. Wirkung der zur Ehrsucht gehörigen, ästhetischen Idee. 3) In den Sinnen. Letzter Grund der Ehrsucht. — Stumpfheit des Ehrgefühls. 4) In dem Begehrungsvermögen. Character. Ehrtrieb. Stolz.

§. 157. Practische Regeln in Beziehung auf den Stolz.

## Dritte Abtheilung.

### Von der Herrschsucht.

§. 158. Weitere Entwickelung des Begriffes von Herrschsucht. — Frühe Aeußerung dieser Leidenschaft.

§. 159. Folgen der Herrschsucht. 1) In Ansehung des Verstandes; 2) der Einbildungskraft. Aesthetische Idee. 3) In Betreff der Sinne. — Rauheit und Härte. Kein Wohlgefallen an schönen Künsten. — Was den Gedanken an Herrschaft unterhält, ist angenehm. 4) In Beziehung auf das Begehrungsvermögen. Despotische Gesinnung. Hang zur Grausamkeit. — Intriguensucht. — Unempfänglichkeit für echte Liebe. 5) In Hinsicht auf den Körper.

§. 160. Gründe der Herrschsucht. 1) Im Verstande. 2) In der Einbildungskraft. Wirkung der zur Herrschsucht gehörigen, ästhetischen Idee. 3) In den Sinnen. Letzter Grund der Herrschsucht. — Herrschsucht der Subalternen; der Emporkömmlinge. — Bemerkung über die Wahlstaaten. — Temperament. 4) In dem Begehrungsvermögen. Herrschtrieb. — Selbstsucht. Stolz. Ehrsucht. — Häufige Befriedigung. — Character. 5) Im Körper. Gesundheit und Stärke.

§. 161. Practische Regeln in Betreff der Herrschsucht.

## Dritter Abſchnitt.

Von den objectiven Leidenſchaften des Menſchen, die auf Sachen gehen.

### Erſte Abtheilung.

Von der Genußſucht und dem Abſcheue.

§. 162. Begriff, Gründe und Folgen der Genußſucht und des Abſcheues. — Unterſchied von Luſtſucht und Unluſtſcheu. Zuſammenhang mit dieſer. — Allgemeine und beſondere Genußſucht. Aehnliche Eintheilung des Abſcheues. — Reelle und phantaſtiſche Genußſucht. — Heimweh. — Sehnſucht nach der andern Welt. — Auch der Abſcheu iſt entweder reell oder phantaſtiſch. — Hypochondrie. — Genußſucht und Abſcheu entweder urſprünglich oder abgeleitet. Mitleiden. — Aehnlichkeit zwiſchen Genußſucht und Luſtſucht; ingleichen zwiſchen Abſcheu und Unluſtſcheu. — Warum keine weitern Erörterungen nöthig ſeyen. — Practiſche Bemerkungen; inſonderheit in Betreff der Einbildungskraft und des Körpers. — Spielſucht als Mittel gegen Hypochondrie.

### Zweite Abtheilung.

Von der Habſucht.

§. 163. Weitere Entwickelung des Begriffes von Habſucht. Erwerbſucht. Gewinnſucht. Sparſucht. Kargheit. — Habſucht als practiſche Verkehrtheit. — Vermögen, wohlhabend. Arm. Reich.

Reich. — Geiz. Knauserei. Knickerei. Schmutziger Geiz. Filzigkeit.

§. 164. Folgen des Geizes. 1) In Ansehung des Verstandes. — Verblendung gegen das Sittliche und Rechtliche. — Inconsequenz. — Spitzfindigkeit und Scharfsinn. — Geneigtheit, den Werth der Menschen, nach ihrem Reichthume zu beurtheilen. — Warum dies verächtlich mache. 2) In Ansehung der Einbildungskraft. Vorstellungen, die zu der Habsucht zusammenstimmen. Ihre Wirkungen. Die der Habsucht zugehörige ästhetische Idee. 3) In Beziehung auf die Sinne. Affect der Habsucht. Wirkung desselben. Unterdrückung der zartesten und heiligsten Gefühle. — Schärfung derjenigen Gefühle, die zu der Habsucht zusammenstimmen. Furcht, Sorge und Mißtrauen. Besondere Furcht vor dem Tode. Frömmelei. 4) In Hinsicht auf das Begehrungsvermögen. Fertigkeit, nach Allem, was Gewinn oder Ersparung verspricht, ohne Rücksicht auf Sittlichkeit, zu streben, und das Gegentheil zu verabscheuen. — Trachten nach jedem Genuß, der nichts kostet, wenn er uns auch an sich selbst nicht interessirt. — Neid. Mißgunst. Schelsucht. — Hang zum Betrügen. — Gemeiner, habsüchtiger, und ränkesüchtiger Diebstahl. — Unterdrückung menschenfreundlicher Neigungen. 5) In Betreff des Körpers. — Gebehrden. — Ton und Rhythmus.

§. 165. Gründe der Habsucht. 1) In dem Verstande. 2) In der Einbildungskraft. Wirkung der zur Habsucht gehörigen, ästhetischen Idee. Unersättlichkeit der Habsucht. 3) In den Sinnen. Letzter Grund der Habsucht. — Vergnügen des Erwerbens und des Besitzens. — Ge-

winn-

## Dritter Abschnitt.

Von den objectiven Leidenschaften des Menschen, die auf Sachen gehen.

### Erste Abtheilung.

Von der Genußsucht und dem Abscheue.

§. 162. Begriff, Gründe und Folgen der Genußsucht und des Abscheues. — Unterschied von Lustsucht und Unlustscheu. Zusammenhang mit diesen. — Allgemeine und besondere Genußsucht. Aehnliche Eintheilung des Abscheues. — Reelle und phantastische Genußsucht. — Heimweh. — Sehnsucht nach der andern Welt. — Auch der Abscheu ist entweder reell oder phantastisch. — Hypochondrie. — Genußsucht und Abscheu entweder ursprünglich oder abgeleitet. Mitleiden. — Aehnlichkeit zwischen Genußsucht und Lustsucht; ingleichen zwischen Abscheu und Unlustscheu. — Warum keine weitern Erörterungen nöthig seyen. — Practische Bemerkungen; insonderheit in Betreff der Einbildungskraft und des Körpers. — Spielsucht als Mittel gegen Hypochondrie.

### Zweite Abtheilung.

Von der Habsucht.

§. 163. Weitere Entwickelung des Begriffes von Habsucht. Erwerbsucht. Gewinnsucht. Sparsucht. Kargheit. — Habsucht als practische Verkehrtheit. — Vermögen, wohlhabend. Arm. Reich.

Reich. — Geiz. Knauserei. Knickerei. Schmutziger Geiz. Filzigkeit.

§. 164. Folgen des Geizes. 1) In Ansehung des Verstandes. — Verblendung gegen das Sittliche und Rechtliche. — Inconsequenz. — Spitzfindigkeit und Scharfsinn. — Geneigtheit, den Werth der Menschen, nach ihrem Reichthume zu beurtheilen. — Warum dies verächtlich mache. 2) In Ansehung der Einbildungskraft. Vorstellungen, die zu der Habsucht zusammenstimmen. Ihre Wirkungen. Die der Habsucht zugehörige ästhetische Idee. 3) In Beziehung auf die Sinne. Affect der Habsucht. Wirkung desselben. Unterdrückung der zartesten und heiligsten Gefühle. — Schärfung derjenigen Gefühle, die zu der Habsucht zusammenstimmen. Furcht, Sorge und Mißtrauen. Besondere Furcht vor dem Tode. Frömmelei. 4) In Hinsicht auf das Begehrungsvermögen. Fertigkeit, nach Allem, was Gewinn oder Ersparung verspricht, ohne Rücksicht auf Sittlichkeit, zu streben, und das Gegentheil zu verabscheuen. — Trachten nach jedem Genuß, der nichts kostet, wenn er uns auch an sich selbst nicht interessirt. — Neid. Mißgunst. Schelsucht. — Hang zum Betrügen. — Gemeiner, habsüchtiger, und ränkesüchtiger Diebstahl. — Unterdrückung menschenfreundlicher Neigungen. 5) In Betreff des Körpers. — Gebehrden. — Ton und Rhythmus.

§. 165. Gründe der Habsucht. 1) In dem Verstande. 2) In der Einbildungskraft. Wirkung der zur Habsucht gehörigen, ästhetischen Idee. Unersättlichkeit der Habsucht. 3) In den Sinnen. Letzter Grund der Habsucht. — Vergnügen des Erwerbens und des Besitzens. — Ge-

winn-

Habsucht und Sparsucht sind nicht immer beisammen. — Einfluß des Temperamentes. 4) In dem Begehrungsvermögen. Einfluß des Charakters — der natürlichen Neigung zum Eigenthum — der Selbstsucht — der häufigen Befriedigung der Habsucht. 5) In dem Körper. — Das Alter mehr zur Kargheit, die Jugend mehr zur Gewinnsucht geneigt. Kargheit in der Jugend deutet auf eine sehr schlimme Anlage, und ist weit gefährlicher als die Neigung zum Verschwenden.

§. 166. Practische Regeln in Betreff der Habsucht.

# Zweiter
oder
# Besondrer Theil.

# Einleitung
## zum zweiten Theile.

### §. 109.
Objective und subjective Leidenschaft.

Bevor wir die specielle Betrachtung der einzelnen Arten der Leidenschaften unternehmen können, müssen wir erst, in Beziehung auf §. 15, die Ordnung noch näher bezeichnen, nach welcher diese Untersuchung fortgehen soll.

Es ist nun aber zuvörderst offenbar, daß sich zwey Hauptklassen von Leidenschaften unterscheiden lassen. Zu der ersten Klasse gehören diejenigen, welche auf keine bestimmten Objecte gerichtet sind, sondern unmittelbar ein gewisses Vergnügen begehren, oder ein gewisses Mißvergnügen verabscheuen (§. 15). Die andere Klasse begreift diejenigen, welche auf Vergnü-

gen oder Mißvergnügen mittelbar gerichtet sind, zunächst aber gewisse bestimmte Objecte begehren oder verabscheuen, die als Ursachen, als Mittel des Vergnügens oder Mißvergnügens vorgestellt werden (§. 15). Die von der letztern Klasse können objective, und die von der erstern subjective Leidenschaften genannt werden.

Die subjectiven Leidenschaften nehmen also keine Rücksicht auf die Objecte. Diese sind ihnen gleichgültig, wenn nur dasjenige Vergnügen erreicht, oder dasjenige Mißvergnügen verhütet wird, auf dessen Erreichung oder Verhütung sie unmittelbar gerichtet sind. So sind z. B. die Begierden des Wollüstlings (im eigentlichen Sinne) auf keinen bestimmten Gegenstand gerichtet. Es ist ihm einerlei, durch welchen sie befriedigt werden. Sein Bestreben geht nur auf den Sinnengenuß unmittelbar, und wenn er nur diesen erreicht, dann ist er zufrieden; der Gegenstand, durch welchen es geschieht, mag ihm sich gleichgültig oder sogar auch verhaßt seyn. Wie oft tragen nicht Ehegatten den bittersten Groll gegen einander im Herzen, und fröhnen dennoch der Sinnlichkeit! Jede objective Leidenschaft hat dagegen ein Interesse

für

für oder wider einen bestimmten Gegenstand. Es ist ein Vergnügen oder Mißvergnügen über ein gewisses, bestimmtes Object, nach dessen Erreichung oder Verhütung sie trachtet; so wie z. B. die ächte Liebe nur auf einen einzigen Gegenstand, keinesweges aber auf einen bloßen Genuß gerichtet ist, bei dem es ihr gleich viel wäre, von wo er komme.

Da nun ein Vergnügen entweder ein Wohlgefallen oder eine Lust ist, je nachdem es entweder als objectiv, (als ein Vergnügen über ein Object), oder bloß als subjectiv gedacht wird, und zwischen Mißfallen und Unlust der nämliche Unterschied Statt findet; so erhellet, daß die objectiven Leidenschaften allemal ein Wohlgefallen oder Mißfallen, die subjectiven hingegen jederzeit eine Lust oder Unlust begehren oder verabscheuen.

Diejenige Lust und Unlust aber, auf welche sich die subjectiven Leidenschaften unmittelbar beziehen, d. i. welche sie unmittelbar begehren oder verabscheuen, ist entweder eine solche, die von dem äußern, oder eine solche, die von dem innern Sinne empfunden wird. In dem letztern Falle können die darauf sich beziehenden subjectiven Leidenschaften esoterische, in

dem

dem erstern Falle aber exoterische genannt werden. So ist z. B. die Trinksucht eine exoterische, hingegen die gemeine Lesesucht, die nur unbestimmt nach Unterhaltung und Gemüthsbewegung trachtet, eine esoterische, subjective Leidenschaft. Diese will den innern, jene den äußern Sinn ergötzen.

Eine objective Leidenschaft ist unmittelbar auf oder gegen ein gewisses Object gerichtet, sofern dieses Object dasjenige ist, was dieselbe unmittelbar begehret oder verabscheuet, wo dann in beiden Fällen gesagt wird, daß sich die Leidenschaft auf dieses Object unmittelbar beziehe. Nun ist aber dasjenige Object, worauf die Leidenschaften eines gegebenen Subjects sich unmittelbar beziehen, entweder die eigne Person dieses Subjectes selbst, oder irgend eine andere Person, oder irgend Etwas, was keine Person ist, eine Sache. Folglich läßt sich die Klasse der objectiven Leidenschaften in drei Abtheilungen bringen. Die erste Abtheilung begreift diejenigen Leidenschaften des Menschen, die unmittelbar seine eigne Person zum Object haben. Zur zweiten gehören diejenigen, die sich unmittelbar auf eine andere Person beziehen; und zu der dritten müssen diejenigen gerechnet

rechnet werden, die unmittelbar auf oder gegen Sachen gerichtet ſind *).

§. 110.

Weitere Eintheilung der ſubjectiven Leidenſchaften.

Die Zuſtände des innern und äußern Sinnes, worauf die ſubjectiven Leidenſchaften ſich unmittelbar beziehen, können keine andern ſeyn, als Luſt oder Unluſt. Denn, ſofern von allen Objecten abgeſehen wird, giebt es weiter Nichts,

*) Gegen die Kantiſche Behauptung: daß alle Leidenſchaften von Menſchen auf Menſchen gehen, habe ich bereits im erſten Theile (§. 15) gezeigt, daß es auch ſolche Leidenſchaften gebe, die ſich zunächſt auf Sachen beziehen. Was man dagegen eingewendet hat, um den Kantiſchen Satz zu vertheidigen, beruht auf einer Verwechſelung der mittelbaren und unmittelbaren Beziehung. Irgend eine mittelbare Beziehung auf Menſchen läßt ſich freilich bei jeder Leidenſchaft — wie bei jeder, dem Menſchen zukommenden Beſtimmung — leicht nachweiſen. Aber dies läugne ich nicht. Ich behaupte nur, daß eine Leidenſchaft unmittelbar auch auf eine Sache gehen kann, daß dasjenige, was ſie zunächſt begehrt oder verabſcheut, auch eine Sache ſeyn kann; wie z. B. Geld oder Geldeswerth bei dem Geize. Iſt es Kants Meinung nicht geweſen, dies zu läugnen, ſo habe ich gegen ſeine Behauptung Nichts einzuwenden. *Ich habe ihn dann* bloß unrichtig verſtanden.

Nichts, was von der Sinnlichkeit begehrt oder verabscheuet werden könnte (§. 3). Freilich kann ein Zustand aus Lust und Unlust zusammengesetzt (gemischt), seyn. Allein eines Theils hat dann doch ein solcher Zustand keine andern, als die eben genannten, Bestandtheile; und andern Theils kann er, im Ganzen genommen, als ein Zustand der Lust oder der Unlust betrachtet werden, je nachdem die eine oder die andere das Uebergewicht hat. Auch läßt sich überdem noch ein Zustand denken, wo gar keine positiven, bemerkbare Lust oder Unlust erregenden, Veränderungen in dem empfindenden Subjecte existiren. Allein ein solcher Zustand ist ebenfalls nichts anders, als ein Zustand der Unlust. Denn der Mangel an Beschäftigung der Kraft ist nicht minder, als die übermäßige Anstrengung derselben, eine Quelle der Unlust (§. 80). Inzwischen ist doch diese Unlust eben darum von eigner Art, weil sie aus einem negativen Grunde (aus dem Mangel reeller Veränderungen des Subjects), jede andere hingegen aus einem positiven Grunde (aus dem Daseyn reeller Veränderungen) entspringt. Daher muß auch die leidenschaftliche Verabscheuung dieser Unlust als eine Leidenschaft eigner Art betrachtet werden.

Die

Die subjectiven Hauptleidenschaften (welche alle übrigen von dieser Klasse unter sich begreifen) können demnach keine andern seyn, als folgende:

1) Die leidenschaftliche Begierde nach Lust (des innern oder äußern Sinnes). Diese Leidenschaft wage ich die Lustsucht zu nennen, da dieser Ausdruck den angegebenen Begriff am treffendsten bezeichnet, und der Analogie der Sprache gemäß ist.

Man sagt sonst Wollüstigkeit, und allerdings wird dieses Wort, dem Sprachgebrauche zufolge, nicht bloß auf eine gewisse Art von Lust bezogen, sondern auch für jede starke Begierde nach Lust überhaupt gebraucht *). Allein den Begriff von Leidenschaft schließt es doch eigentlich nicht ein.

Dabei erhellet, daß die Lustsucht entweder exoterisch, oder esoterisch ist **), je nachdem die Lust, wornach sie strebt, eine Lust des äußern oder inneren Sinnes ist.

2) Die

*) S. Adelungs Wörterbuch.

**) Wollüstigkeit der Seele nennt Wieland die letztere.

2) Die leidenschaftliche Verabscheuung der Unlust aus positiven Gründen (es mag diese Unlust von dem innern oder äußern Sinne empfunden werden). Diese Leidenschaft, welche z. B. dem Weichlinge eigen ist, kann schlechtweg die Scheu vor Unlust, oder kurz die Unlustscheu genannt werden.

3) Die leidenschaftliche Verabscheuung der Unlust aus obgedachtem, negativen Grunde. Der Sprachgebrauch hat ihr noch keinen eigenthümlichen, bestimmten Namen gegeben. Man weiß indessen aus der Naturlehre des Materiellen, was man sich unter dem Horror vacui dachte, woraus man manche Erscheinungen zu erklären suchte. Es war dies allerdings eine bloße Erdichtung. In der geistigen Natur aber existirt ein wahrer Horror vacui, und die eben angeführte Leidenschaft, die sich, wie die Folge lehren wird, auf mancherlei Art äußert, ist ein solcher. Sie kann daher auch die Scheu vor dem Leerheitsgefühle, oder kurz die Leerheitsscheu heißen, wenn man die gedachte Unlust, gegen welche sie gerichtet ist, das Leerheitsgefühl nennen will.

4) Auf

4) Auf diejenigen Zustände, welche aus Lust und Unlust bestehen, gründen sich keine neuen Hauptleidenschaften, sondern bloß Zusammensetzungen aus den vorigen. Dies ist von selbst einleuchtend.

Sämmtliche subjective Leidenschaften lassen sich also auf drei reduciren, und diese sind: Lustsucht, Unlustscheu und Leerheitsscheu.

## §. III.

### Weitere Eintheilung der objectiven Leidenschaft.

Wenn eine Leidenschaft, oder überhaupt ein Begehren, auf eine Person gerichtet ist; so wird dabei diese Person entweder als Zweck oder als Mittel betrachtet, je nachdem diese Person oder irgend Etwas an ihr entweder 1) an und für sich, oder 2) nur um Etwas andern Willen, begehrt oder verabscheuet wird.

Wird eine Person als Zweck betrachtet; so kann wiederum zweierlei an ihr unterschieden werden. Zuerst dasjenige, was bloß in ihrer Vorstellung existirt, und sodann dasjenige, was auch außer der Vorstellung in der That in und an

ihr

ihr wirklich ist. Es sey erlaubt, dieses letztere das Reale und das Erstere das Ideale*) zu nennen.

Wenn demnach eine Leidenschaft auf eine Person sich unmittelbar bezieht; so geht sie entweder auf diese Person als Zweck oder als Mittel, und in dem erstern Falle entweder auf das Reale oder auf das Ideale dieser Person; und es gilt dies, die Leidenschaft des gegebenen Subjects mag auf dessen eignes Selbst, oder auf eine andere Person zunächst gerichtet seyn.

Bezieht sich also eine Leidenschaft eines Menschen

1) unmittelbar auf seine eigne Person; so kann diese dabei zuvörderst als Zweck betrachtet werden, und entweder ihr Reales oder ihr Ideales der Gegenstand des Bestrebens der Leidenschaft seyn. In dem erstern Falle ist die Leidenschaft nichts anders, als die Selbstsucht, und in dem andern Falle nichts anders, als der Stolz. Denn seine eignen Realitäten (die Erhaltung und Vermehrung derselben) kann der Mensch nicht anders, als begehren; und so fern

*) Man siehet von selbst, daß hierbei der Ausdruck Idee in seiner weitern Bedeutung zum Grunde gelegt wird.

ſern blos Begierde leidenſchaftlich iſt, wird ſie Selbſtſucht genannt; mit der dann natürlicher Weiſe die leidenſchaftliche Verabſcheuung alles deſſen, was ihr widerſtreitet, verbunden iſt. In Anſehung des Idealen ſcheint es weniger evident, daß die darauf ſich unmittelbar beziehende Leidenſchaft der Stolz, und nur dieſer, ſey. Inzwiſchen iſt folgendes zu erwägen. Eine Vorſtellung eines Menſchen, an und für ſich, und bloß als Vorſtellung betrachtet, kann in den Vogel nur dann ſo intereſſant für ihn ſeyn, daß eine leidenſchaftliche Begierde darnach entſteht, wenn ſie eine Vorſtellung ſeiner eignen Vollkommenheit, ein Bewußtſeyn ſeines eignen Werthes iſt. Nun iſt aber eben die leidenſchaftliche Begierde des Menſchen nach dem Bewußtſeyn ſeines eignen Werths der Stolz, als Leidenſchaft, obgleich Einige dieſen Ausdruck auf die mit jener Begierde nothwendig verbundene Verabſcheuung deſſen, wodurch das gedachte Selbſtgefühl gekränkt wird, einſchränken wollen. Alſo erhellet, daß ganz richtig nur der Stolz als diejenige Leidenſchaft des Menſchen, die auf das Ideale ſeiner eignen Perſon geht, aufgeführt werden mußte.

Sofern aber hiernächſt der Menſch ſich ſelbſt (ſeine thätigen Kräfte) als Mittel (zu einem beſtimmten Zwecke, oder zu beliebigen Zwecken überhaupt) betrachtet; ſo iſt Freiheit dasjenige, was er dabei in jedem Falle begehren muß. Denn ſie und nichts anders, iſt für die thätigen Kräfte allemal die unumgängliche Bedingung zur Erreichung der Zwecke. Da nun das Begehren der Freiheit, ſofern es leidenſchaftlich iſt, Freiheitsſucht genannt wird; ſo iſt die Freiheitsſucht diejenige Leidenſchaft des Menſchen, die auf ſeine eigne Perſon, als Mittel betrachtet, ſich unmittelbar bezieht.

Wenn eine Leidenſchaft eines Menſchen

2) unmittelbar auf eine andere Perſon geht; ſo kann dabei wiederum dieſe andere Perſon entweder als Zweck oder als Mittel betrachtet werden, und im erſtern Falle entweder das Reale oder das Ideale an ihr der eigentliche Gegenſtand des Beſtrebens der Leidenſchaft ſeyn.

Nun kann der Menſch eine andere Perſon, als ein reales Weſen betrachtet, ſowohl begehren, als verabſcheuen. Denn, wenn er gleich ſeine eigne Realität unfehlbar immer begehrt, ſo iſt doch klar, daß er eine fremde auch verabſcheuen kann. Darauf gründen ſich denn Liebe und

Haß.

aß. Denn das Weſen dieſer Leidenſchaften
eht in dem leidenſchaftlichen Begehren, und
denſchaftlichen Verabſcheuen einer Perſon.

Diejenige Leidenſchaft des Menſchen, die
auf das Ideale einer andern Perſon unmit-
bar bezieht, iſt die Ehrſucht. Denn das,
nach der Ehrſüchtige ſtrebt, iſt die Vor-
ellung ſeiner Vollkommenheit, die Anerken-
ng ſeines Werths, in dem Gemüthe Andrer.
ch kann eine Vorſtellung eines Andern, an
ſich für ſich, und bloß als Vorſtellung
trachtet, nur dann ſo intereſſant für uns
n, daß eine leidenſchaftliche Begierde darnach
ſtreht, wenn ſie eine Vorſtellung von unſe-
r eignen Vollkommenheit iſt. Daher es,
ſer der Ehrſucht, weiter keine, auf das
eale einer andern Perſon unmittelbar gerich-
te, Leidenſchaft mehr giebt.

Diejenige Leidenſchaft des Menſchen end-
ch, die auf eine andere Perſon, als Mittel
trachtet, ſich unmittelbar bezieht, iſt die
errſchſucht. Denn ſoll der Menſch einen
dern als Mittel zu ſeinen Zwecken betrachten
nen; ſo muß er ihn auf irgend eine Art nach
ner Willkühr beſtimmen können, d. i. er muß
f irgend eine Art über ihn herrſchen, und es

iſt

ist dies die einzige unumgänglich nothwendige Bedingung. Die leidenschaftliche Begierde aber, über Andere zu herrschen, ist die Herrschsucht. Also erhellet, daß die Herrschsucht diejenige Leidenschaft des Menschen sey, die sich auf Andere, als Mittel betrachtet, unmittelbar bezieht; und daß es außer ihr keine andre, unter eben diesen Titel gehörige, mehr gebe.

Wenn endlich

3) eine Leidenschaft eines Menschen sich unmittelbar auf eine Sache beziehet; so kann dabei diese Sache zwar ebenfalls wieder als Zweck oder als Mittel (zu andern Zwecken) betrachtet werden. Aber die weitere Unterscheidung des Realen und Idealen fällt hier weg. Eine Sache ist bloß etwas Reales. Etwas Ideales giebt es in ihr nicht.

Soll ich aber eine Sache, um ihrer selbst willen, als Zweck sinnlich begehren; so muß sie mir nicht erst dadurch angenehm werden, daß ich durch sie irgend etwas Anderes, wornach ich trachte, erreichen kann; sondern es muß unmittelbar sie selbst mir Vergnügen gewähren, und dieses Vergnügen muß ganz eigentlich das seyn, weswegen ich sie begehre. Das Ziel meiner Begierde ist also dann: die Sache zu genießen.

ßen. Denn genießen heißt: eine Sache mit Vergnügen empfinden *). Und wenn alſo dieſe Begierde leidenſchaftlich iſt, ſo kann ſie die Genußſucht genannt werden.

Auf eben die Art müſſen Sachen, die um ihrer ſelbſt willen ſinnlich verabſcheuet werden ſollen, an uns für ſich Mißvergnügen erregen, und eben dieſes Mißvergnügen muß der eigentliche Grund ſeyn, warum ſie verabſcheuet werden. Wann daher eine ſolche Verabſcheuung zur Leidenſchaft wird; ſo kann ſie ſchlechtweg Abſcheu heißen. Denn dieſes Wort bezeichnet, nach Adelung, den höchſten Grad der Abneigung vor einem Gegenſtande; und, wenn es gleich auch auf Perſonen bezogen werden kann, ſo mag es doch erlaubt ſeyn, es in der engern Bedeutung zu nehmen, nach welcher es bloß auf Sachen bezogen wird, weil, wenn von Perſonen die Rede iſt, ſtatt deſſen beſtimmter Haß geſagt wird.

Wenn ich dagegen Sachen bloß als Mittel zu etwas anderm begehre; ſo habe ich entweder wirklich einen beſtimmten Zweck, zu dem ſie mir dienen ſollen, oder ich betrachte ſie nur als Mittel zu möglichen Zwecken. — In dem erſten

*) S. Adelung.

Falle iſt meine Begierde nach dieſen Sachen, ſo heftig ſie auch ſeyn mag, niemals eine eigne, für ſich beſtehende Leidenſchaft, ſondern immer nur eine Folge, oder einzelne Aeußerung einer andern, nämlich derjenigen, welche nach dem Zwecke trachtet, zu welchem die Sachen dienen ſollen. Deswegen werde ich auch die Begierde nach dieſen Sachen augenblicklich aufgeben, ſo bald jener Zweck auf andere Weiſe erreicht wird. — In dem letztern Falle hingegen, wenn ich Sachen bloß als Mittel zu möglichen Zwecken begehre, wird meine Begierde, wenn ſie anders die erforderliche Stärke erreicht, zu einer für ſich beſtehenden eigenthümlichen Leidenſchaft, die man mit Recht die Habſucht nennt. Denn ihr Streben gehet bloß dahin, die begehrten Sachen zu haben. Sie will dieſelben weder unmittelbar genießen, noch auch zu einem beſtimmten, wirklich ſchon beabſichtigten Zwecke verwenden, ſondern ſich bloß des Beſitzes derſelben verſichern, (um ſie zu unbeſtimmten Zwecken, die künftig etwa Statt finden könnten, gebrauchen zu können).

Dieſen Betrachtungen zufolge laſſen ſich ſämmtliche, objective Leidenſchaften unter dieſe Titel bringen: Selbſtſucht, Stolz, Freiheits-

itssucht — Liebe (und Haß), Ehr-
cht, Herrschsucht — Genußsucht,
)scheu, Habsucht. Alle übrige sind unter
sen begriffen, und nur besondre Aeußerun-
r von ihnen unter gegebnen, besondern Be-
igungen.

§. 112.

Wenn man die objectiven Leidenschaften
:gleicht, so bemerkt man leicht einen gewissen
rallelismus, der unter ihnen herrscht. Was
Beziehung auf mich selbst die Selbstsucht ist,
s ist in Beziehung auf Andere die Liebe (nur
ß diese ein positives Gegentheil hat, und jene
ht) und in Beziehung auf Sachen die Genuß-
ht, (wobei der Abscheu dem Hasse entspricht).
as ferner in Beziehung auf mich selbst der
tolz ist, das ist in Beziehung auf Andere die
)rsucht. In Rücksicht auf Sachen aber fehlt
:r nothwendig das respondirende Glied, wie
s dem oben (§. 111) angegebenen Grunde
ir ist. Was endlich in Beziehung auf mich
ßt die Freiheitssucht ist, das ist in Beziehung
f Andere die Herrschsucht, und in Beziehung
f Sachen die Habsucht.

§. 113.

Zusatz 2.

Auf die vorstehenden Erörterungen gründet sich nun folgende Tafel der Leidenschaften:

I. Subjective Leidenschaften:
Lustsucht,
Unlustscheu,
Leerheitsscheu, (Horror vacui).

II. Objective Leidenschaften. Sie beziehen sich
1) auf die eigne Person des Subjects:
Selbstsucht,
Stolz,
Freiheitssucht;
2) auf eine andere Person:
Liebe (und Haß),
Ehrsucht,
Herrschsucht;
3) auf Sachen:
Genußsucht,
Abscheu,
Habsucht.

Das Hauptprincip, auf welchem die Classification in dieser Tafel beruhet, ist sonach subjectiv (§. 15). Denn die Obereintheilung in sub-

ſubjective und objective Leidenſchaften iſt auf die Verſchiedenheit des Vergnügens und Mißvergnügens, worauf die Leidenſchaften ſich beziehen, gegründet, indem die ſubjectiven Leidenſchaften auf ſubjectives Vergnügen und Mißvergnügen, (Luſt und Unluſt), die objectiven hingegen auf objectives, (Wohlgefallen und Mißfallen), gerichtet ſind (§. 109). Bei der Unterabtheilung der ſubjectiven Leidenſchaften bleibt der ſubjective Theilungsgrund; und wenn noch fernere Unterabtheilungen dabei nöthig wären; ſo würden ſie nach der Verſchiedenheit der beſondern Arten der Luſt und Unluſt, alſo immer nach dem nämlichen Princip, gemacht werden können. Hingegen bei der Unterabtheilung der objectiven Leidenſchaften mußte auch ein objectiver Grund, (die Verſchiedenheit der Objecte, worauf die Leidenſchaften ſich zunächſt beziehen), zu Hülfe genommen werden, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt (§. 15).

## §. 114.

### Heiße und kalte Leidenſchaften.

Man hat die Leidenſchaften in heiße und kalte eingetheilt, und die erſtern durch ſolche, die mit Affect, und die andern durch ſolche, die nicht mit

Affect

Affecte verbunden sind, erklärt. Hierbei kommt es aber noch auf eine nähere Bestimmung an. Jede Leidenschaft ist verbunden, sowohl mit ihren Gründen, als mit ihren Folgen. Die angegebne Erklärung läßt sich also auf doppelte Art verstehen. Denn

1) kann eine heiße, oder, mit Affect verbundene, Leidenschaft eine solche heißen, die einen Affect zur Folge hat, und deswegen mit Affect begleitet ist. Allein, wenn diese Erklärung vorausgesetzt wird; so kann jede Leidenschaft heiß seyn. Denn jede Leidenschaft hat einen ihr zugehörigen Affect, der bei den Ausbrüchen derselben erregt werden kann, ja, in der Regel erregt werden muß (§. 10. Anm. 3). Wenn dies also in gegebnen Fällen nicht wirklich geschiehet; so liegt der Grund nicht in der wesentlichen Beschaffenheit der Leidenschaft selbst, sondern in zufälligen Umständen, unter den gegebnen Bedingungen. Keine Leidenschaft ist also dann ihrer Natur nach kalt.

Damit stimmt auch der gemeine Sprachgebrauch überein. Er nennt jede leidenschaftliche Begierde eine heiße, eine brennende Begierde; er läßt dieselbe sich entzünden und erkalten; er sagt, daß Jemand einen Durst

nach Etwas habe, wenn er mit Leidenschaft darnach ſtrebt u. ſ. f., und es iſt klar, daß dieſe und mehrere ähnliche, bildliche Ausdrücke auf den Begriff von Hitze hinweiſen, den man mit dem Begriffe von Leidenſchaft jederzeit verbindet.

2) Kann eine heiße, oder, mit Affect verbundene Leidenſchaft auch eine ſolche heißen, bei der ein Affect zum Grunde liegt, ſo daß ſie aus demſelben entſpringt. Wird dieſe Erklärung angenommen; ſo läßt ſich wiederum keine Leidenſchaft aufweiſen, die ihrer Natur nach, und alſo in jedem Falle, kalt wäre. Jede vielmehr kann heiß ſeyn auch in dieſer Bedeutung. Denn bei jeder iſt es möglich, daß ihre Ausbrüche durch Affect erzeugt werden. Denn Alles, was der Sinnlichkeit als gut oder böſe erſcheint — und nur auf dergleichen allein können ſich Leidenſchaften beziehen — das kann auch mit ſolcher Lebhaftigkeit vorgeſtellt werden, daß es dem innern Sinne einen höhern Grad von angenehmer oder unangenehmer Empfindung verurſacht, und uns folglich in Affect ſetzt (§. 6); und gerade dadurch kann dann eben bewirkt werden, daß ein leidenſchaftliches Begehren oder Verabſcheuen deſſelben entſteht. Unter die kälteſten Leidenſchaften wird z. B. die Habſucht gerechnet.

Aber

Aber wer möchte bezweifeln, daß auch der Habsüchtige, wenn sich ihm unvermuthet die Aussicht auf einen reichen Gewinn darbietet, hierüber in Entzückung gerathen, und daß eben dadurch die leidenschaftliche Begierde nach diesem Gewinne in ihm aufgeregt und zum Ausbruch gebracht werden könne?

Will man demnach heiße und kalte Leidenschaften in einer der angegebnen Bedeutungen unterscheiden; so mag das allerdings freistehen. Nur kann alsdann keine einzige Leidenschaft schlechthin unter die heißen oder unter die kalten gesetzt werden; sondern jede kann das eine sowohl als das andere seyn; und eben deswegen ist diese Abtheilung in der Classification der Leidenschaften von keinem Gebrauch.

Auch würde es zu dieſem Zwecke eben so wenig brauchbar seyn, wenn man den Unterschied bloß relativ bestimmen, und unter den heißen Leidenschaften diejenigen verstehen wollte, deren Aeußerungen häufiger als die der andern (welche dann die kalten seyn würden), mit einem merklichen Grade von Affect verbunden sind. Denn hierdurch wird kein specifischer und wesentlicher Unterschied begründet.

§. 115.

§. 115.

Von der Methode.

Nach den Gesetzen der analytischen Methode, wie sie in dem ersten Theile dieses Schrifts in Anwendung gekommen sind, und für die empirische Naturforschung überhaupt gelten, werden zu gegebnen Erscheinungen die Gründe gesucht. Hiernach muß also auch die specielle Betrachtung der einzelnen Arten der Leidenschaften sich richten. Weil aber die Erscheinungen, deren Gründe gesucht werden sollen, immer erst bekannt seyn müssen, so muß auch die Untersuchung jeder einzelnen Leidenschaft davon ausgehen, dieselbe so vollständig als möglich zu beschreiben, um dadurch einen ausführlich deutlichen Begriff von ihr zu Stande zu bringen. Dazu gehört, daß die merkwürdigen, characteristischen Erscheinungen, welche sie darbietet, und die Einflüsse, welche sie auf die verschiedenen Vermögen des Menschen äußert, aus der Erfahrung gesammelt, und, wo es nöthig ist, zergliedert werden. Erst alsdann läßt sich zur Erforschung der Gründe fortschreiten, aus welchen sie entspringt, und durch welche sie verschiedentlich modificirt wird; (gerade so, wie man

Erschei-

Erscheinungen in der Körperwelt erst muß gehörig kennen lernen, ehe man sich an die Erklärung derselben wagen kann). Hierbei müssen dann die verschiedenen Einwirkungen, welche die verschiedenen Vermögen des Menschen auf sie äußern, in Betrachtung kommen, und die practischen Regeln (S. Vorr.) zuletzt beigefügt werden.

Noch ist hier ein für allemal zu bemerken, daß bei der speciellen Untersuchung jeder einzelnen Leidenschaft alles das, was, nach dem ersten Theile, von der Natur, von den Gründen und von den Folgen der Leidenschaften überhaupt gilt, übergangen und vorausgesetzt, und dagegen nur das in Erwägung gezogen wird, was eine jede Besonderes und Eigenthümliches an sich hat.

# Des zweiten Theiles erstes Hauptstück.

## Von den subjectiven Leidenschaften.

### §. 116.

Weitere Entwickelung des Begriffes von Lustsucht.

Es ist schon vorläufig festgesetzt worden (§. 110), daß der Ausdruck Lustsucht in der weitern Bedeutung genommen werden soll, wo er die Sucht, die leidenschaftliche Begierde, nach Lust überhaupt bezeichnet *). Es sind aber die Arten der Lust, oder, der angenehmen subjectiven Empfindungen so verschieden, als die Sinne, oder deren Zweige, durch welche sie empfunden werden.

Denn,

*) „Wollust ist eine unordentliche, unersättliche und habituelle Begierde, die Sinne zu belustigen.“ (Die Leidenschaften, von Flörke. S. 352.)

Denn, was zuvörderst den äußern Sinn betrifft, so lehrt die Erfahrung, daß die Zweige desselben, Gesicht, Gehör, Gefühl, Geschmack und Geruch, jeder seine eigne Art von Lust und Unlust haben. Nur ist das Gesicht, dessen Empfindungen die deutlichsten sind, für eigentliche Lust und Unlust am wenigsten empfänglich, indem seine Empfindungen größtentheils objectiv sind, und also, wenn sie angenehm oder unangenehm sind, ein objectives Vergnügen oder Mißvergnügen, d. i. ein Wohlgefallen oder Mißfallen, ausmachen, so wie z. B. das Vergnügen aus dem Anschauen eines schönen Gemäldes keine bloße Lust, sondern ein Wohlgefallen ist. Die stärkste Lust ist die bei Vereinigung der Geschlechter. Sie wird daher auch vorzugsweise Wollust, und die Sucht darnach vorzugsweise Wollüstigkeit genannt.

Nächst dieser mag die Wollust des Geschmackes (beim Essen und Trinken) die mächtigste, und daher auch die Sucht darnach unter den verschiednen Arten der exoterischen Lustsucht, nächst jener, die stärkste seyn. Dies gilt ganz vorzüglich von der Trinksucht. Denn bei dem Genusse geistiger Getränke wird, außer der Wollust des Geschmacks, (welche der Genuß der

Speis

Speisen auch gewährt), noch eine andere Lust empfunden, die im hohen Grade lebhaft und interessant ist. Diese ist das erhöhete Lebensgefühl, welches die geistigen Getränke, durch Anreizung und Belebung der Kräfte bewirken. Nach dem Gesetze des Contrastes verdunkelt dieses lebhafte Lustgefühl überdem die unangenehmen Empfindungen (Sollicitis animis onus eximit). Es macht daher, daß Gram und Sorge auf eine Weile vergessen werden;

Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!

sagt der Dichter mit Recht *); und aus dem nämlichen Grunde bewirkt jenes Gefühl, daß das Herz zur Versöhnlichkeit geneigt wird. Man sieht erbitterte Feinde bei frohen Trinkgelagen sich brüderlich umarmen. Das Gefühl der von einander erlittnen Beleidigungen ist verdunkelt. Sie stimmen von Herzen mit ein, wenn der Dichter (obgleich in einem viel höhern Sinne von den Wirkungen der Freude überhaupt) sagt:

Unser

*) Im gemeinen Leben nennt man wol denjenigen selig, der sich einen Rausch getrunken hat. Der angegebene Grund erklärt diesen Sprachgebrauch.

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!

Nimmt man nun noch hinzu, daß die geiſtigen Getränke auch das geſellige Vergnügen befördern, indem ſie durch Belebung der Gemüthskräfte die Unterhaltung beleben *), und allen läſtigen Zwang, alle Verſchloſſenheit und Zurückhaltung entfernen, weil das lebhafte Spiel der Empfindungen den Verſtand zu keinen ängſtlichen Reflexionen kommen läßt, (weswegen denn auch ein kaltblütiger Zuſchauer, der nicht mittrinkt, als ein gefährlicher Beobachter nicht gern gelitten wird); nimmt man endlich noch hinzu, daß der Genuß hitziger Getränke auch zu einem körperlichen Bedürfniſſe werden kann; ſo wird man einſehen, wie die Trinkſucht zu einer ſo zügelloſen Leidenſchaft werden kann als es ſo häufig geſchiehet. Man wird begreifen, warum oftmals weder der augenſcheinliche Verluſt des Vermögens, des häuslichen Glücks, der Ehre, der Geſundheit, noch irgend eine andere Betrachtung vermögend ſind, den Trinkſüchtigen im Zaum zu halten, der vielmehr im

Stande

*) Fecundi calices quem non fecere diſertum!
Hor.

Stande ist, sich von jeder dargebotnen Gelegenheit wieder hinreißen zu lassen, nachdem er sich kaum den Augenblick vorher aufs höchste vermessen und verschworen hat, seine Begierde von nun an zu bezähmen.

Was hiernächst den innern Sinn anlangt, so sind die Arten von Lust und Unlust, deren er fähig ist, nicht minder mannigfaltig. Denn jeder Zweig desselben hat seine eigne Art; selbst diejenigen nicht ausgenommen, die man den moralischen Sinn, und den Wahrheitssinn zu nennen pflegt, und die am wenigsten das Ansehen haben, für eigentliche Lust und Unlust empfänglich zu seyn. Denn, wenn der moralische Sinn empfindet, daß Etwas gut oder böse, oder der Wahrheitssinn fühlt, daß Etwas wahr oder falsch sey; so kann zugleich der Zustand, worin das Gemüth sich dabei befindet, in höherm Grade angenehm oder unangenehm, also die Empfindung davon eine Lust oder Unlust seyn *). Nicht allein das Bewußtseyn der Güte unsrer eignen Handlungen, sondern auch das Anschauen edelmüthiger Handlungen von Andern, selbst wenn sie (wie auf der Bühne) erdichtet sind, setzt uns

in

*) S. meine Logik 2. Ausg. §. 529.

in einen Gemüthszustand, den wir mit Lust empfinden; und nicht minder fühlt sich der Denker in einem angenehmen Gemüthszustande, nicht allein, wenn er selbst neue Wahrheiten erfindet, sondern auch, wenn er sie von Andern empfängt, und sie ihnen nur nachdenkt.

Noch andere Arten von Lust, wie z. B. die Lust des Tanzens, sind so zusammengesetzt, daß sie durch den äußern und innern Sinn zugleich empfunden werden. Denn, wenn wir auch von dem Vergnügen der Annäherung an das andere Geschlecht, welches der Tanz mit sich führt, gänzlich absehen, indem dasselbe, wenn es gleich gewöhnlich damit verbunden ist, doch nicht wesentlich zu der Lust des Tanzens gehört; so empfinden doch die Tänzer, nicht allein vermittelst des äußern Sinnes die körperlichen Bewegungen selbst, sondern auch vermittelst des innern, die Schönheit dieser Bewegungen, mit Vergnügen. Daher kann auch die Lust des Tanzens, zumal wenn das vorgedachte Interesse auch noch hinzukommt, so anziehend werden, daß die ausgelassenste und unmäßigste Begierde darnach entsteht, die schon so manche blühende Gesundheit zerstört hat.

Aus dieſen Gründen muß es alſo mannig-
altige Arten von Luſtſucht geben. Denn auf
jede beſondere Art von Luſt gehet eine beſondere
Art von Luſtſucht. Selbſt moraliſche und
contemplative Wollüſtlinge giebt es,
wenn man unter den letztern diejenigen verſteht,
welche der Luſt des Wahrheitsſinnes, und unter
den erſtern diejenigen, welche der Luſt des mora-
liſchen Sinnes leidenſchaftlich nachſtreben. Die
contemplativen Wollüſtlinge mögen die ſeltenſten
ſeyn; obgleich denkende Köpfe genug angetroffen
werden, die nach dem Vergnügen, ſich mit
ihrer Wiſſenſchaft zu beſchäftigen und immer
weiter darin zu kommen, eine wahre Sucht ha-
ben, der ſie jeden andern Lebensgenuß willig
aufopfern. Moraliſche Wollüſtlinge aber ſind
häufiger, als es vielleicht ſcheinen mag *).
Denn ſehr Viele, die für edel und tugendhaft
gelten, ſind nur moraliſche Wollüſtlinge. Sie
thun das Gute, nicht um ſein ſelbſt willen, ſon-
dern nur des Vergnügens wegen, was ſie ſich
ſelbſt

*) Dies iſt auch die Meinung des großen Königs, wenn er, obgleich mit einem zu allgemeinen Ausdrucke, in ſeinen Memoires de Brandenbourg ſagt: „On ſe trompe *toujours*, ſi l'on cherche hors des paſſions et du coeur humain les principes des *actions des hommes.*"

selbst dadurch bereiten. Es ist nicht reine Achtung für das Moralgesetz, sondern Begierde nach Wollust des moralischen Sinnes, was sie treibt. Hippias gestehet dies dem Agathon ganz offenherzig. Ja, er läßt auch den äußern Sinn an der Lust bei sogenannten moralisch guten Handlungen Theil nehmen, und findet hierin hauptsächlich die eigentliche Triebfeder, die den Menschen zu dergleichen Handlungen bestimmt. „Denn," sagt er, „ein gewisser Grad der Vergnügungen des Herzens verbreitet eine wollüstige Wärme durch unser ganzes Wesen, belebt den Umlauf des Bluts, ermuntert das Spiel der Fibern, und setzt unsere ganze Maschine in einen Zustand der Behaglichkeit, der sich der Seele um so mehr mittheilt, als ihre eignen natürlichen Verrichtungen auf die angenehmste Art dadurch erleichtert werden" *).

Nach Verschiedenheit der Subjecte und der äußern Veranlassungen wird nun bald die eine, bald die andre Art von Lustsucht herrschen. Ein vollendeter Wollüstling aber ist für jede Art von Lust empfänglich und trachtet einer jeden nach — soweit dies nämlich ausführbar ist, da nur

in

*) Agathon 3. B. 4. Kap.

in dem Reiche der Vernunft, aber nicht auf dem Felde der Lüste, Einheit und Harmonie angetroffen wird. Als ein Vorbild eines solchen, vollkommnen Sybariten erscheint der schon genannte Hippias im Agathon. Köstliche Speisen und Getränke ergötzen den Geschmack, wollüstige Harmonien, das Ohr, liebliche Düfte den Geruch, üppige Bäder das Gefühl, reizende Nymphen locken zu geheimen Umarmungen, schöne Gemälde, interessante Vorlesungen, und dergleichen, belustigen den innern Sinn, kurz, alle Sinne werden gekitzelt, und Alles vereinigt sich, das Haus des Hippias zu einem Tempel der ausgekünsteltsten Sinnlichkeit zu machen *).

## §. 110.

### Nähere Betrachtung der Folgen der Lustsucht.

Was von jeder Leidenschaft überhaupt gilt, das muß ohne Zweifel auch auf die Lustsucht Anwendung finden. Inzwischen kann in dem gegenwärtigen speciellen Theile dieser Schrift nur dasjenige in Betracht kommen, was die Lustsucht Besondres und Eigenthümliches an sich



*) Agathon 2. B. 3. Kap.

hat. Alles, was ſie mit den übrigen Leidenſchaften gemein hat, erhellet aus der Betrachtung der Natur, der Gründe und Folgen der Leidenſchaften überhaupt in dem erſten Theile dieſer Schrift von ſelbſt. Es kann hier alſo nur in ſofern wieder die Rede davon ſeyn, als es zur Erörterung des Beſondern und Eigenthümlichen erforderlich iſt (§. 115).

Es iſt nun zuvörderſt eine allgemeine Eigenſchaft aller Leidenſchaften, daß ſie zur Erreichung ihrer Befriedigung die Kräfte aufregen (Einl. vor §. 16), und ſie können daher nicht, wie die Affecten, in erregende und niederſchlagende eingetheilt werden (§. 48). Inzwiſchen iſt doch der Einfluß, den ſie auf die Geſundheit und das thätige Leben der Kräfte, im Ganzen genommen, nach und nach haben, ſehr verſchieden. Die Luſtſucht gehört zu denen, welche die Kräfte des Menſchen nach und nach erſchlaffen, und, gleich einem ſchleichenden Gifte, das innere, höhere Leben derſelben allmählich verwelken machen. Denn der Luſtſüchtige ſcheuet die ernſte Anſtrengung ſeiner Kräfte. Denn das damit verbundene Unluſtgefühl iſt für ihn ſtark genug, ihn davon abzuſchrecken, da es ſeiner herrſchenden Leidenſchaft widerſtreitet. Nun

wach-

wachſen, gedeihen und ſtärken ſich aber alle endlichen Kräfte nur durch regſames Wirken und Streben. Folglich können die Kräfte des Wollüſtlings, im Ganzen genommen, nicht geſtärkt, ſondern müſſen nach und nach ſchwächer und ſchlaffer werden. Denn Stillſtand giebt es in der Natur nicht. Endliche Kräfte wachſen entweder oder ſie nehmen ab. Hat ein Wollüſtling vollends nicht einmal ſo viel Gewalt über ſich, daß er mit einer gewiſſen Klugheit genießt, ſondern ſich mit blinder Unmäßigkeit ſeinen Lüſten Preis giebt; ſo werden ſeine Kräfte noch ſchneller und in einem noch weit höhern Maße aufgerieben. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Kräfte des Menſchen, die geiſtigen *) ſowohl als die körperlichen, durch übermäßigen Genuß der Lüſte der Sinne auch unmittelbar abgeſtumpft werden, und nach und nach verwelken.

Wenn der Dichter **) von dem Manne, der mit keuſchem Herzen die Wolluſt fliehet, ſagt:

Die

*) — — — Corpus onuſtum
Hesternis vitiis animum quoque praegravat una.
*Horat.*

**) Bürger in ſeinem Liede: Männerkeuſchheit.

Die Götterkraft, die ihn umfleußt,
Beflügelt seinen Feuergeist,
Und treibt aus kalter Dämmerung
Gen Himmel seinen Adlerschwung.

Er badet sich im Sonnenmeer
Und Klarheit strömet um ihn her.
Dann wandelt sein verklärter Sinn
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchspäht und wägt und mißt,
Was in der Schöpfung herrlich ist,
Und stellt es dar in Red' und Sang
Voll Harmonie, wie Himmelsklang;

so ist zwar eigentlich nur von der Wollüstigkeit im engsten Sinne, und davon die Rede, daß diese die Geisteskräfte lähme, und ihr Gegentheil sie stärke und erhalte. Aber es gilt das Nämliche mehr oder weniger, von jeder Art von Lustsucht überhaupt, so wie auch nicht minder das, was der Dichter in Ansehung der körperlichen Kräfte hinzusetzt, wenn er von seinem Helden weiter sagt:

Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein kristallner Schattenquell;
Sein Antlitz stralt wie Morgenroth;
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch seinen Arm vollführt.

Wenn

Denn der schnellt aus wie Federstahl,
Ein Schwerthieb ist ein Wetterstrahl.

Das Roß fühlt seines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roß, von Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß, und horch! es stöhnt.

In Ansehung des nächsten Einflusses aber, den die Lustsucht auf die einzelnen Kräfte des Menschen äußert, ergeben sich folgende Bemerkungen.

1) Die Macht, die eine Leidenschaft über den Verstand haben kann (§. 16 — 19), stehet der Lustsucht ganz uneingeschränkt zu. Sie kann ihn unterdrücken, aber auch, sofern dies zu ihren Zwecken dient, aufregen und anstrengen. Sie kann ihn zu Spitzfindigkeiten verführen, ihn verleiten, unnütze oder verkehrte Mittel zu wählen, und überhaupt, einseitig und so über die Dinge zu urtheilen, wie es zu ihr selber zusammenstimmt (Vorr. Nr. 2). Daher kommt es zuvörderst, daß der Wollüstling die ernsthaftesten und wichtigsten Betrachtungen, die sein Verstand seiner Leidenschaft entgegensetzt, entweder ganz vergißt, oder doch wenigstens nicht gehörig beachtet.

Er ſchätzet ſeinen Bauch für Gott und für ſein Gut.
Demſelben opfert er den Wein, der Erde Blut,
Und lebet ſo dahin, als dürft' er niemals ſterben,
Und ſtirbt, als ſey hernach kein Leben mehr zu erben,
Er denkt nicht einmal dran, daß ſeine Schwelgerei
Der bloßen Dürftigkeit und Krankheit Mutter ſey.

Opitz.

Eben daher kommt es ferner, daß der Wollüſtling, deſſen Verſtand noch nicht zu ſehr erſchlafft und abgeſtumpft iſt, ſeine Begierden und die Mittel zu ihrer Befriedigung ſo oft durch ſophiſtiſche Räſonnements ſcheinbar zu rechtfertigen weiß; ja, daß er ſich ſogar, bei einem etwas ausgezeichneten Verſtande, nach und nach eine Art von förmlichem Syſtem bildet, aus deſſen erſchlichnen Principien er oft ganz conſequent, oft aber freilich auch nur durch ſcheinbare Sophiſtereien, die Zuläſſigkeit ſeiner Lüſte, ſelbſt der ſträflichſten, herleitet, oder auch die Richtigkeit klarer Wahrheiten, ſelbſt der ehrwürdigſten, die nur ſeiner Leidenſchaft zuwider ſind, folgert. Es iſt daher ein getreues Gemälde der Natur, wenn der Urheber des Agathon

thon dem Hippias ein solches System (was er so meisterhaft dargestellt hat) beilegt, wenn er ihn zu Gunsten der Resultate dieses Systems die geistige Natur und die Unsterblichkeit der Seele, sogar das Daseyn eines höchsten Wesens, läugnen oder bezweifeln, und ihn so weit gehen läßt, daß er sich nicht scheuet, frei zu behaupten: der unkeusche Anfall auf das Weib des Freundes, auf die arglose Unschuld der Tochter, mit einem Worte Alles, (auch das Schändlichste), was nur den Sinnen Vergnügen gewährt, sey von Natur nicht unerlaubt, sondern es seyen bloß willkührliche, bürgerliche Gesetze, die unser natürliches Recht darauf einschränken; und man habe deshalb bloß darauf zu sehen, daß man zu den Ausnahmen, die man von diesen Gesetzen machen wolle, keine Zeugen nehme *).

Zu solchen Grundsätzen sinkt der Mensch herab, der der Lustsucht fröhnt! Und wehe dem, dessen Verstand sich erst in solche Irrgänge verloren hat! Nur selten findet er sich früh genug daraus wieder zurück. Denn die Sirenenstimme der Wollust fesselt ihn, und die Anstrengung, die

*) Agathon 3. B. 7. Kap.

die zu der Rückkehr nöthig wäre, scheuet er. Wird es also zu verwundern seyn, wenn er auch in der Ausübung dieser Grundsätze immer weiter geht, und in den Schlamm der Sinnlichkeit immer tiefer versinkt?

2) Unter den Einwirkungen der Lustsucht auf die Einbildungskraft (§. 21 ꝛc.) sticht besonders die hervor, daß die Einbildungskraft mit einer Menge von Bildern angefüllt wird, die zu der Lustsucht zusammenstimmen (§. 25). Diese Bilder geben dem Wollüstlinge süße Erinnerungen genossener, und reizende Vorempfindungen gehoffter Lust, und, da sie bei der geringsten Veranlassung erweckt werden, so hört man den Wollüstling von Nichts öfter und lieber sprechen, als von dem (vergangnen oder zukünftigen) Genusse derjenigen Art von Vergnügen, dem er vorzüglich ergeben ist. Selbst bei denjenigen, die nur von einer besondern Art von Lustsucht beherrscht werden, und übrigens ganz verständig sind, wird man diese Bemerkung bestätigt finden. Mit sichtbarem Wohlbehagen redet der Leckerhafte von den Eigenschaften einer wohl zubereiteten Pastete, und dem Vergnügen ihres Genusses, und wird bei der geringsten Veranlassung auf dergleichen Gespräche geleitet,

ohne

ohne zu bedenken, wie kleinlich und verächtlich er oft denen, die ihm zuhören müssen, dadurch erscheine.

Außerdem aber gehören zu den erwähnten, zusammenstimmenden Bildern auch diejenigen, wodurch der Wollüstling auf Ideen von neuen Vergnügungen der Sinne, oder von neuen Modificationen derselben, oder auch von neuen Mitteln und Wegen, zur Befriedigung seiner Begierden zu gelangen, geführt wird. Sie entstehen durch die mannigfaltigen Combinationen der schon vorhandenen Bilder, welche durch die Spiele, die die Phantasie mit diesen Bildern zu treiben beständig gereizt wird, leicht zu Stande kommen müssen. Daher ist jeder Wollüstling, der nicht von Natur stumpfsinnig, oder dessen Geisteskräfte nicht schon abgestumpft sind, ungemein sinnreich, wenn es darauf ankommt, neue Ergötzlichkeiten für die Sinne zu erfinden, oder die bekannten auf eine neue Art abzuändern, oder neue Mittel und Wege, zu ihrem Genusse zu gelangen, zu entdecken.

Auf der beschriebenen Wirkung der Lustsucht beruhet auch eine gewisse Richtung, welche die Phantasie annimmt, und welche hernach auf die von ihr abhängenden Vorstellungen einen sehr

allge-

allgemeinen Einfluß hat. Diese Richtung zeigt sich darin, daß die Phantasie an allen dargebotenen Gegenständen vorzugsweise das, was reizend ist, was auf Sinnenlust wirkt, auffaßt, lange behält, gern reproducirt und lebhaft ausmalt. Denn, da die Aufmerksamkeit auf diese Seite der gegebenen Objecte durch die Lustsucht gelenkt wird (Vorr. Nr. 2), so wird auch die Phantasie dadurch bestimmt, gerade eben diese Seite vorzüglich aufzufassen; und da die Lustsucht ferner, dem Vorigen zu Folge, bewirkt, daß eben diese Vorstellungen in der Phantasie häufig reproducirt und wieder erweckt werden; so muß die Phantasie dadurch nach und nach eine Fertigkeit bekommen, die Gegenstände vorzüglich von der erwähnten Seite zu betrachten, und sich mit Vorstellungen dieser Art zu beschäftigen. Und hierin besteht eben diejenige Richtung derselben, von welcher die Rede ist.

Je mehr aber die Phantasie dieser Richtung nachhängt, desto weniger ist sie für das freie Wohlgefallen an dem empfänglich, was ohne unmittelbare Beziehung auf Lust und Sinnenreiz durch die bloße Betrachtung gefällt, d. h. was im eigentlichen Sinne schön ist. Ohne Zweifel ist daher ein Dichter von wollüstiger Gemüths-

ıthsart, bei übrigens gleichen Talenten, auch
ı Dichter weniger werth, als derjenige, deſs
ı reines Herz von jener Leidenschaft frei iſt.
enn indeß der Letztere nur für das eigentlich
chöne begeiſtert iſt, und dieſen Geiſt ſeinen
erken einzuhauchen ſucht, gehen die Dichtun-
n des Erſteren nur darauf aus, das Reizende
rzuſtellen.

## §. 118.

### Fortſetzung.

3) Die Sinne werden durch die Luſtſucht
ıgeſtrengt, nicht allein jede dargebotene Luſt zu
greifen, ſondern ſie auch mit der größtmöglichen
nnigkeit zu empfinden (§. 34. 36), daher auch
r Luſtſüchtige, bei jeder Veranlaſſung, wobei
ine Begierden auflodern, ſo leicht in Affect ge-
ith (§. 6. Vergl. §. 10. Nr. 3). Es liegt in
r Natur der Sache, daß die Sinne dadurch
ıs erſte geſchärft werden müſſen. Denn ſo-
ohl die häufige, mit beſondrer Aufreizung ver-
ndene Uebung der Kraft der Sinne, als auch
e Gewöhnung, mit Aufmerkſamkeit zu empfin-
ın, mit ganzer Seele dabei zu ſeyn, wenn die
ſinne angenehm afficirt werden, beides muß
ne Folge nothwendig hervorbringen. Wer der

oder innern Sinnes. Denn es kommt in Beziehung auf ihn noch ein beſonderer Grund hinzu, dieſen Erfolg zu bewirken. Denn die Luſtſucht, die einmal erſt Wurzel gefaßt hat, begnügt ſich nicht lange mit den Genüſſen, worauf ſie ihre Begierden anfänglich einſchränkte. Sie ſchreitet immer weiter fort; und bald kommt ſie ſo weit, daß ſie auch ſolche Befriedigungen, oder ſolche Mittel dazu fordert, welche die Anſtändigkeit und Sittlichkeit verletzen. Natürlicher Weiſe ſträubt ſich dagegen der moraliſche Sinn. Allein theils die Gewalt der Leidenſchaft, theils die Sophiſtereien, welche ihr Begehren beſchönigen (§. 117. Nr. 1), unterdrücken die Stimme deſſelben. Die gedachten Befriedigungen erfolgen ſeines Widerſtrebens ungeachtet. Dies geſchiehet einmal, zweimal, zehnmal. Endlich gewöhnt er ſich an die widrigen Eindrücke, welche die Verletzungen des Anſtändigen und Sittlichen anfänglich auf ihn machten; er empfindet ſie allmählich immer weniger lebhaft, und zuletzt werden ſie ihm ganz gleichgültig, wie es die Natur der Empfindungen mit ſich bringt.

Daher denn die, alle Grenzen überſchreitende, Schamloſigkeit, womit der Wollüſtling endlich ſeine Lüſte zu befriedigen ſich nicht ſcheuet.

Dieſe

Diese Gefühllosigkeit des moralischen Sinnes äußert sich aber nicht bloß in dieser Beziehung allein. Ihre Folgen erstrecken sich auf das ganze Thun und Lassen des Menschen überhaupt. Denn wenn der innere Sinn nur erst in einem Falle gegen das unsittliche unempfindlich geworden ist, so wird er es auch leicht in jedem andern Falle, weil das Wesen des Unsittlichen, als solchen, in allen Fällen eins und dasselbe ist.

Am tiefsten pflegt das weibliche Geschlecht in den Schlamm der Schamlosigkeit, und daher auch des sittlichen Verderbens überhaupt, zu versinken, wenn es einmal erst durch Wollüstigkeit über die Grenzen des Anständigen hinausgetrieben ist. Denn, obwohl nicht zu läugnen ist, daß der moralische Sinn des Weibes in der Regel ein schärferes Gefühl und einen feinern Takt hat, als der des Mannes; so ist doch auf der andern Seite nicht weniger wahr, daß dafür die Grundsätze der Vernunft bei ihm gewöhnlich weniger Kraft und Festigkeit haben. Daher handelt das Weib, in Vergleichung mit dem Manne, mehr nach Aussprüchen des moralischen Sinnes, als nach Grundsätzen der kalten Vernunft, und ist daher in größerer Gefahr, auch zu dem Schändlichsten hingerissen zu werden,

wenn der moraliſche Sinn gegen das Unanſtändige und Unſittliche unempfindlich geworden iſt.

4) In dem Begehrungsvermögen bewirkt die Luſtſucht, wie jede Leidenſchaft überhaupt, eine leidenſchaftliche Stimmung, und beſchränkt und unterdrückt nach und nach immer mehr den vernünftigen Willen und die freie Willkühr. Denn eines Theils wird ſie durch die öftere Befriedigung immer mächtiger, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt (§. 12), und erlangt dadurch eine immer größere Gewalt über den vernünftigen Willen und über die freie Willkühr (§. 40. 44); und andern Theils erſchlaffen in dem weichen Bette der Wolluſt nach und nach die Thatkraft des Willens und der freien Willkühr mit allen edlern Kräften überhaupt (§. 117). Es kommt daher am Ende ſo weit, daß die Beſtrebungen des Willens und die darüber gefaßten Entſchlüſſe der freien Willkühr gar nicht mehr zur Ausführung gelangen können, wenn ſie der Wollüſtigkeit widerſtreiten, oder auch nur zu ihr nicht zuſammenſtimmen. Der Wille mag Etwas noch ſo ſehr begehren, oder Etwas noch ſo tief verabſcheuen, und der Entſchluß der Willkühr, dieſes zu meiden und jenes zu thun, mag noch ſo ernſtlich gefaßt ſeyn, dennoch wird das

Gegen-

Gegentheil geschehen, sobald hierzu die Stimme der Wollust lockt.

„Gesetzt," erwiedert Agathon dem Hippias, der ihn durch scheinbare Sophistereien verführen will, sich den Lüsten der Sinnlichkeit Preis zu geben, „gesetzt ich überließe mich den Eindrücken, welche die Reizungen der schönen Cyane auf mich machen könnten, und sie ließe mich Alles erfahren, was die Wollust Berauschendes hat. Eine Verbindung von dieser Art könnte von keiner langen Dauer seyn. Aber würden die Erinnerungen der genossenen Freuden nicht die Begierde erwecken, sie wieder zu genießen? Hip. Eine neue Cyane! Ag. — würde mir wieder gleichgültig werden, und eben diese Begierde zurücklassen. H. Eine immerwährende Abwechselung ist also hierin, wie du siehst, das Gesetz der Natur. A. Aber auf diese Art würde ichs gar bald dahin bringen, keiner Begierde widerstehen zu können. Wie nun, wenn endlich das Weib meines Freundes, oder welche es sonst wäre, die der ehrwürdige Name einer Mutter gegen den bloßen Gedanken eines unkeuschen Anfalls sicher stellen soll, oder wie, wenn die unschuldige Jugend einer Tochter, die vielleicht kein anderes Heirathsgut als ihre Unschuld

und Schönheit hat, der Gegenstand dieser Begierden würde, über die ich durch so vieles Nachgeben alle Gewalt verloren hätte!"

Hieran schließt sich eine andere Bemerkung, die nicht sowohl das Verhältniß der verschiedenen begehrenden Kräfte gegen einander, als vielmehr das sinnliche Begehrungsvermögen allein und insbesondre betrifft. Das sinnliche Begehrungsvermögen nimmt nämlich, auf ähnliche Art wie die Phantasie (§. 117), eine gewisse einseitige Richtung an. Denn es wird durch die Lustsucht bestimmt, beständig nach subjectivem Vergnügen zu streben; und diese subjective, egoistische, nur immer auf eigne Lust gehende Richtung desselben muß daher nach und nach zu einer überwiegenden Fertigkeit werden; woher es denn ferner begreiflich wird, daß dem sinnlichen Begehrungsvermögen des Lustsüchtigen die Objecte, sofern sie nicht unmittelbar ihm selbst Lust oder Unlust erregen, allmählich immer gleichgültiger erscheinen, und folglich immer schwächer begehrt oder verabscheuet werden.

Man hat von den Wollüstlingen in engster Bedeutung die Bemerkung gemacht, daß sie, *nach dem Zeugnisse der Erfahrung*, gewöhnlicher

cher Weise zur Grausamkeit geneigt sind; und es gilt diese sehr richtige Bemerkung, wenn gleich von jenen vorzüglich, doch auch mehr oder weniger von allen Lustsüchtigen überhaupt. Auch diejenigen z. E., die bloß der Wollust des Gaumens fröhnen, erlauben sich alle Grausamkeiten gegen Thiere, wodurch sie den Wohlgeschmack der davon zu bereitenden Speisen zu vermehren hoffen. Man denke nur an die empörende Art, womit Manche die Krebse kochen lassen, um sie wohlschmeckender zu machen.

Nun hat es zwar die Lustsucht mit jeder Leidenschaft gemein, daß sie kein Mittel verschmähet, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Allein die erwähnte egoistische, subjective Richtung des sinnlichen Begehrungsvermögens ist ein eigenthümlicher Grund, warum gerade die Lustsucht vorzüglich zur Grausamkeit führt. Denn, wie könnte derjenige fremden Schmerz achten und lebhaft verabscheuen, der beständig nur nach eignem Lustgefühle strebt, und dem Alles, was nicht hierauf unmittelbare Beziehung hat, gleichgültig ist!

Doch dies ist noch nicht Alles. Es kommt noch Folgendes hinzu:

Die Phantasie des Wollüstlings hat nämlich gleichfalls eine subjective Richtung (§. 117. Nr. 2), wodurch sie nur dasjenige, was auf die eigne Lust und Unlust des Subjects unmittelbare Beziehung hat, gern und mit Kraft ergreift und festhält. Was daher nur einem Andern Freude oder Schmerz verursacht, das wird nicht mit so großer Lebhaftigkeit aufgefaßt und nicht so klar und anschaulich vorgestellt, daß es einen tiefen Eindruck auf das Gefühl machen könnte. Und wenn dennoch die Phantasie in einzelnen Fällen durch zufällige Gründe bestimmt würde, Etwas dergleichen mit hinlänglicher Lebhaftigkeit anschaulich zu machen, so würde doch die Wollüstigkeit, weil sie dadurch in ihren Genüssen gestört würde, gar bald bewirken, daß die Aufmerksamkeit von einer solchen Vorstellung wieder abgezogen und dieser dadurch die Kraft benommen würde. Ja, wenn auch dies, unter besondern Bedingungen, nicht geschähe; so müßte doch, wenigstens bei einem schon abgespannten Wollüstlinge, die Schlaffheit des Gefühlvermögens (Nr. 3) zur Folge haben, daß die Mitempfindung des fremden Schmerzes nur einen geringen Grad von Stärke bekäme, und daher

auch

auch keine merklich starke Verabscheuung desselben erregt werden könnte.

Aus diesen Gründen erklärt es sich, warum die Lustsucht den Menschen so leicht dahin bringt, daß er fremden Schmerz nicht allein mit gefühlloser Gleichgültigkeit wahrnimmt, und zur Abwehrung oder Milderung desselben Nichts thut, sondern auch selbst ihn zu erregen sich nicht scheuet; zumal wenn dies auf irgend eine Weise dazu dient, zur Befriedigung seiner Wollust zu gelangen.

## §. 119.

### Fortsetzung.

5) Was in dem Obigen (§. 117) von dem Einflusse der Lustsucht auf die Kräfte des Menschen überhaupt ist gesagt worden, das gilt auch in Ansehung seiner körperlichen Kräfte insbesondere. Im Ganzen genommen müssen dieselben durch die Lustsucht nach und nach erschlaffen, und, wenn insonderheit von Wollüstigkeit im engsten Sinne die Rede ist, so kommen noch besondere, unmittelbar den Körper angehende, physische Gründe hinzu, jenen Erfolg zu beschleunigen, und das innere Leben der körperlichen Kräfte aufzureiben. Man kann es dem ent-

nervten

nervten Wollüſtling auf den erſten Blick anſehen, wie erſchöpft auch ſeine körperlichen Kräfte ſind. Das Licht der Augen iſt matt, die friſche Farbe der Wangen iſt verloſchen, die Muskeln des Geſichts, ſo wie auch des Körpers überhaupt, und daher auch deſſen ganze Haltung, ſind ſchlaff, und die Bewegungen ohne Schnellkraft, träge und ſchleichend.

So lange indeſſen die Körperkraft des Wollüſtlings noch friſch, noch voll Leben und Thätigkeit, und daher zu einem höhern Grade von Anſpannung fähig iſt, wird ſie bei den Beſtrebungen der Luſtſucht aufgereizt, und um ſo mehr und um ſo ſichtbarer in Thätigkeit geſetzt, je ſtärker die Ausbrüche der Leidenſchaft ſelbſt ſind. Denn eines Theils bedarf die Luſtſucht oft einer Thätigkeit der körperlichen Kraft, um zu der Luſt, wornach ſie ſtrebt, zu gelangen, und muß daher dieſe Thätigkeit erzeugen (Einl. vor §. 16); und andern Theils ſind die körperlichen Kräfte mit den geiſtigen in der genaueſten Gemeinſchaft und Wechſelwirkung, ſo daß die Leiden und Thätigkeiten der Letztern auch auf die erſtern übergehen (§. 47). Daher müſſen die Aufwallungen, und die Aufreizungen der Kräfte, welche die Ausbrüche der Luſtſucht in der Seele hervorbringen,

bringen, auch auf ähnliche Art die körperlichen Kräfte in Bewegung, und in einen gespannten und gereizten Zustand versetzen. Es wird sich daher eine Analogie zwischen dem Zustande des Körpers und dem des Gemüths auch äußerlich offenbaren (§. 50). Das sanfte oder wilde Feuer der Begierde sieht man auch in dem Auge brennen; und der gespannte Zustand der Muskeln zeigt anschaulich, wie sehr alle Nerven gespannt sind, um die erwartete Lust mit aller Kraft und Innigkeit aufzufassen und zu empfinden. Der lüsterne Blick stiert den Gegenstand an, von welchem die Lust kommen soll, als wollte er ihn verschlingen, und die Gierigkeit des Gemüths thut sich auch dadurch kund, daß durch eine gewisse Sympathie *) selbst diejenigen Organe, denen in dem gegebnen Falle kein Genuß bevorsteht, sich in Bereitschaft setzen, als wollten sie Etwas aufnehmen und empfinden. So sieht man z. B. den Wollüstling, dessen Begierden lebhaft aufgeregt sind, mit halb geöffnetem Munde dastehn, und den Gegenstand, den die ersehnte Lust gewähren soll, in dieser Attitüde

*) Meine Rhetorik. §. 164.

tübe anstieren, wenn gleich von gar keiner Lust für Gaum und Zunge die Rede ist.

Was endlich den Ton und Rhythmus betrifft, die bei den Aufwallungen der Lustsucht in der Seele herrschen, und daher auch in den körperlichen Zuständen und Veränderungen sich äußerlich offenbaren (§. 50); so sind beide, wenn auch die Glut der Leidenschaft noch so heiß ist, in der Regel sanft, so daß keine gewaltsame, rauhe Heftigkeit weder in dem Hervortreten der einzelnen Veränderungen, noch auch in dem Uebergange von der einen zu der andern, angetroffen wird. Denn diese rauhe Heftigkeit muß das Gefühl des Subjects auf eine unangenehme Art afficiren, kann daher, als Störung der Lust, zu der Lustsucht nicht zusammenstimmen, und ist also ihrem Character zuwider. Wenn daher auch einzelne Aufwallungen der Wollüstigkeit in eine so übermäßige Glut ausbrechen, daß dadurch alle übrigen Empfindungen unterdrückt, und folglich auch jene unangenehmen Eindrücke auf das Gefühl unmerklich gemacht werden müssen, so werden Ton und Rhythmus doch immer noch mehr Sanftheit zeigen, als bei den Ausbrüchen vieler andern Leidenschaften, wenn diese eben den Grad von Stärke erreichen. Nie wird

z. B.

z. B. der Wollüstling eben so heftig schreien, oder mit eben so rauher Wildheit auf den Gegenstand seiner Begierden zufahren, als etwa der Rachsüchtige, wenn auch bei beiden ein gleiches Feuer der Leidenschaft auflodert.

Nur alsdann leidet unsre Regel eine Ausnahme, wenn sich mit den Ausbrüchen der Lustsucht noch andere Leidenschaften, oder Affecten vermischen. Denn alsdann wird es auf den Character dieser letztern ankommen, wie sich Ton und Rhythmus modificiren werden. Wenn daher insonderheit eine heftige Verabscheuung eines Hindernisses, was sich der begehrten Lust in den Weg stellt, oder einer dringenden Gefahr, den Genuß zu verlieren, oder auch Zorn, Eifersucht und dergleichen, sich einmischt; so können Ton und Rhythmus allerdings einen hohen Grad von Heftigkeit und rauher Wildheit annehmen. Als die delphische Priesterin bereits mehrmals vergeblich versucht hatte, die Sinnlichkeit des Agathon zu reizen, begab sie sich in den Hain der Diana, wo Agathon in einsamer Dunkelheit der Nacht seine geliebte Psyche erwartete, und hoffte von einem Irrthume Vortheil zu ziehen, den sie bei der Dunkelheit in Ansehung ihrer Person für möglich hielt. Sie flog in Aga-

thons

thons Arme, und als dieser, nach Entdeckung seines Irrthums sich loszuwinden strebte, so umklammerte sie ihn so gewaltsam, und riß ihn mit so wilder Heftigkeit an sich, daß beide zur Erde fielen *).

Noch folgende Bemerkung mag mit der vorigen verbunden werden. Nicht selten gebrauchen die Aerzte bekanntlich auch Gifte als Heilmittel. Als ein solches Mittel nun kann dem psychologischen Arzte auch die Lustsucht dienen. Denn, wenn der Mensch an einer solchen Gemüthskrankheit leidet, zu deren Natur es gehört, daß ein überspannt heftiger Ton und eine eben so gewaltsame, wilde Bewegung in der Seele herrschen; so muß es zu der Heilung dieser Krankheit beitragen, wenn jener Ton zu mehrerer Sanftheit herabgestimmt, und jene wilde Heftigkeit der Bewegungen nach und nach gemildert wird. Diese Veränderung aber allmächlich hervorzubringen, dazu kann es mitwirken, wenn häufig wollüstige Begierden in dem Gemüthe des Kranken erregt werden. Denn diese stimmen die Seele in einen sanftern Ton und zu sanftern Bewegungen. So haben schon oft kluge Hofleute die wilde Heftigkeit ihres

*) Agathon 7. B. 4. Kapitel.

res Despoten durch dieses Mittel zu zähmen gewußt.

Eine ähnliche Wirkung muß das nämliche Mittel auch gegen solche körperliche Krankheiten äußern, bei denen, auf ähnliche Art, in den lebendigen Kräften des Körpers eine überspannte, wilde Heftigkeit der einzelnen Veränderungen, oder der Successionen derselben herrschend ist. Denn, auch die Aeußerungen der körperlichen Kräfte bekommen, dem Vorigen zu Folge, durch den Einfluß der Lustsucht einen sanftern, oder wenn man lieber will, schlaffern Character.

Ob es übrigens in moralischer Hinsicht überhaupt gestattet, und, wenn dies ist, unter welchen Bedingungen es erlaubt seyn könne, ein solches Heilmittel, als die vorsätzliche Erregung der Lustsucht ist, in Anwendung zu bringen? das ist eine andere Frage, die wir hier weder bejahen noch verneinen. Denn es ist hier bloß die Rede von dem, was durch ein Mittel dieser Art zu bewirken physisch möglich sey. Es hat jene Frage einige Aehnlichkeit mit der, die man über die (moralische) Zulässigkeit der Einimpfung der Blattern häufig aufgeworfen, und auf ganz entgegengesetzte Art beantwortet hat. Zwar scheint es einen wichtigen Unterschied zu machen, ob

man der Seele, oder bloß dem Körper vorsätzlich ein Gift beibringe. Allein dieser Unterschied ist doch nicht wesentlich. Denn der Körper des Menschen gehört so gut zu seiner Person, als die Seele; und es kann daher die Persönlichkeit des Menschen nicht allein in dieser, sondern auch eben so wohl in jenem verletzt werden.

## §. 120.

### Gründe der Lustsucht.

Der allgemeine und letzte Grund, von welchem die Leidenschaft der Lustsucht in dem menschlichen Herzen abhängt, ist der Grundtrieb der Sinnlichkeit. Denn dieser ist auf Vergnügen gerichtet (§. 79). Jedoch ist derselbe für sich allein noch kein hinreichender Grund, Lustsucht hervorzubringen. Denn, da dieser Trieb in Allen wohnt, so würde Niemand von der Lustsucht frei seyn, wenn derselbe für sich allein hinreichend wäre, die Begierde nach Lust zur Leidenschaft anzufachen. Es müssen also, wenn dies geschehen soll, noch andere Gründe hinzukommen. Dergleichen Gründe aber, die hierzu mitwirken können, giebt es mehrere.

1) Wenn die Sinne im hohen Grade reizbar und für Gefühle der Lust empfänglich sind, und

und das Temperament ſo beſchaffen iſt, daß die Empfindungen in der Regel einen hohen Grad von Wärme und Innigkeit haben, das Gefühl der Luſt alſo uns leicht in Affect ſetzt (Vergl. §. 10. Nr. 3); ſo wird hierdurch das Entſtehen der Luſtſucht befördert. Denn je lebhafter, je tiefer und inniger die Gefühle der Luſt empfunden werden, deſto ſtärker muß die Sinnlichkeit ſie begehren (§. 1. Zuſ.), deſto leichter muß alſo dieſe Begierde zur Leidenſchaft werden.

Noch mehr wird dieſer Erfolg ſich zeigen, wenn

2) auch eine reiche und lebhafte Phantaſie hinzukommt. Denn dieſe wird dem Menſchen jede genoſſene und jede erwartete Luſt nicht allein mit friſchen, lebendigen Farben, ſondern auch in einem verſchönerten Lichte vor die Augen ſtellen (§. 62. 61), dadurch die Begierde darnach aufregen und verſtärken, und ſo dem Entſtehen und dem Wachsthume der Luſtſucht förderlich ſeyn; und zwar immer um ſo mehr, je mehr ſie über den Verſtand ein Uebergewicht hat. Dieſer Grund beſchleunigte, oder bewirkte vielmehr faſt allein, Agathons Fall in den Armen der ſchönen Danae. Denn ſie verſtand es vortrefflich, ſeine Phantaſie in das Intereſſe der

Sinne

Sinne zu ziehen, und durch diese die Wollüstigkeit in seiner Seele anzufachen, und nach und nach durch sein ganzes Wesen zu verbreiten. Seine Phantasie, sagt der Dichter, habe der reizenden Verführerin die Hälfte der Mühe erspart, die beabsichtigte Verwandlung des platonischen Liebhabers zu bewirken, und er hat dies meisterhaft dargestellt.

Außerdem kann eine lebendige Phantasie noch auf andere Art großen Einfluß auf die Lustsucht haben. Denn sie kann Ideen von neuen Vergnügungen der Sinne, oder von neuen Modificationen derselben, oder von neuen Mitteln und Wegen, zum Genusse derselben zu gelangen, produciren (§. 117. Nr. 2), und so die Begierde darnach wecken, oder in lebhaftere Bewegung setzen.

So wie, dem Vorstehenden zu Folge, der Kopf, so hat auch der Character einer Person, und insonderheit dessen erster Grundzug, nämlich das Verhältniß zwischen dem sinnlichen und vernünftigen Begehrungsvermögen, auf die Wollüstigkeit den größten Einfluß. Denn je größer die Kraft des sinnlichen, und je kleiner dagegen die des vernünftigen Begehrungsvermögens ist; desto mehr sind die Umstände der Lustsucht günstig.

stig. Denn je kleiner die letztere Kraft ist, desto weniger ist sie vermögend, sinnliche Begierden, die der Vernunft zuwider sind, zu unterdrücken oder zu schwächen; und je größer die erstere ist, desto stärker werden, wenn alles Uebrige gleich ist, die sinnlichen Begierden selbst, und desto leichter kann also auch die Begierde nach Wollust eine leidenschaftliche Stärke erreichen.

Vor allen Dingen aber muß es das Entstehen und den Wachsthum der Lustsucht begünstigen, wenn die Begierden nach Lust häufig und ohne Rückhalt befriedigt werden. Denn es ist bekannt, daß sie dadurch immer mehr verstärkt, und also immer mehr auf denjenigen Grad gehoben werden müssen, auf welchem sie den Character der Leidenschaft annehmen (§. 12). Wer sich z. B. der Begierde, seinen Gaumen durch wohlschmeckende Speisen und Getränke zu kitzeln, oft und willig überläßt, ohne sie jemals absichtlich zu bezähmen, der wird es gar bald dahin bringen, daß sie ihn als Leidenschaft unumschränkt beherrscht.

Diese Folge zeigt sich aber nicht bloß in Ansehung derjenigen Art von Lustsucht, die eigentlich zunächst durch die erwähnte öftere Befriedigung erregt oder verstärkt wird; sondern

sie erstreckt sich noch weiter. Denn mittelbar wird dadurch auch das Entstehen oder die Verstärkung aller übrigen Arten von Lustsucht bewirkt oder erleichtert. Denn alle Arten von Lustsucht sind aufs nächste mit einander verwandt, und der Uebergang von der einen zu der andern ist daher sehr leicht (§. 85). Auch stimmt jede zu der andern zusammen, und ist daher vollkommen geeignet, diese andere zu erwecken oder zu verstärken (§. 82. 83). Wer z. B. der Wollust des Wohlgeschmackes fröhnt, der ist, unter übrigens gleichen Umständen, weit mehr als ein Anderer in Gefahr, auch den Reizungen der eigentlichen Wollüstigkeit unterzuliegen, wenn auch von dem physischen Einflusse seiner Diät auf den Körper abgesehen wird. Denn seine Seele ist einmal zur Lustsucht gestimmt.

4) Auch in dem Körper kann eine Quelle der Lustsucht liegen. Zwar kann unmittelbar aus dieser Quelle nur exoterische Lustsucht fließen; aber doch eben deshalb mittelbarer Weise auch esoterische daraus hergeleitet seyn (Nr. 3).

Wenn nämlich das körperliche Temperament einen hohen Grad von Reizbarkeit und Intensionen

ension der äußern Empfindungen mit sich führt §. 90); und der äußere Sinn folglich alle Gefühle von Lust leicht aufnimmt und tief und innig empfindet; so muß die Begierde nach diesen Gefühlen stärker und leichter zur Leidenschaft werden, als wenn, im entgegenstehenden Falle, das Temperament ruhiger und kälter wäre.

In einem vorzüglichen Sinne wird die Wollüstigkeit in engster Bedeutung durch den Körper begründet. Denn sie beruhet auf dem Geschlechtstriebe, der in dem Körper seinen Sitz hat. Inzwischen, obgleich dieser Trieb, und folglich auch seine Anreizung zur Wollust, bei Einigen stärker, bei Einigen schwächer ist; so wird er doch für sich allein nur alsdann im Stande seyn, die Begierde nach Wollust bis zur Leidenschaft zu steigern, wenn ihm bei seinen Forderungen ohne Widerstand nachgegeben, und so eine Begierde zur Fertigkeit gemacht, und durch öftere Befriedigung immer mehr verstärkt wird.

Gewöhnlich ist es die Mitwirkung der Phantasie, was noch hinzukommt, wenn aus dem Geschlechtstriebe wirkliche Wollüstigkeit, als Leidenschaft, hervorwächst. Denn diese leitet den verbotenen Lüsten, worauf jener Trieb gerichtet ist, durch das zauberische Dämmerlicht,

was sie darüber auszugießen weiß, einen erhöheten Reiz, wodurch sie die Begierde darnach verstärkt.

Durch diese Mitwirkung der Phantasie können die körperlichen Anreizungen zur Wollust, zumal wenn auch noch die übrigen, darauf Einfluß habenden Gründe hinzukommen, so mächtig werden, daß die Begierde nach Wollust nicht allein zur ausschweifendsten Leidenschaft wird, sondern daß auch sogar, in einzelnen Fällen, ein förmlicher Wahnsinn die Folge davon ist. Dieß ist der Fall bei der Nymphomanie, wo die scheusliche Gier und die viehische Frechheit, womit die Wollüstigkeit einer so tief gesunknen Person ihre Befriedigung fordert, die gänzliche Unterdrückung der Vernunft und Entwürdigung der Menschheit ankündigen *).

## §. 121.

### Practische Regeln.

Die practischen Regeln, die in Ansehung der Lustsucht zu beobachten sind, hängen aufs genaueste zusammen, oder sind vielmehr größtentheils

*) Die Nymphomanie, oder Abhandlung von der Mutterwuth, von Bienville, übers. von Hirtenbrand.

heils einerlei, mit denjenigen, welche in Beziehung auf die Unluſtſcheu gelten. Daher wird es, um Wiederholungen zu vermeiden, nothwendig ſeyn, zuvor erſt die letztgenannte Leidenſchaft zu betrachten, und alsdann die practiſchen Vorſchriften, die ſich auf beide beziehen, zuſammen zu faſſen.

## §. 122.

### Von der Unluſtſcheu.

Die Unluſtſcheu (§ 110) *) kann, wie die Unluſtſucht, entweder allgemein oder particulär ſeyn. Im letztern Falle beſteht ſie darin, daß nur eine gewiſſe Art von Unluſt, im erſtern Falle, aber darin, daß alle Unluſt überhaupt leidenſchaftlich verabſcheuet wird. Dabei erhellet von ſelbſt, daß die particulare Unluſtſcheu von ſo verſchiedener Art ſeyn kann, als es verſchiedene Arten von Unluſt giebt. Denn z. B. die Unluſtſcheu des Leckerhaften, der Alles, was den Wohlgeſchmack ſeiner Speiſen nur im mindeſten verdirbt, mit Leidenſchaft verabſcheuet, iſt von anderer Art, als die eines Tonkünſtlers, der mit allen dem Eifer jeden Uebelklang flieht; ſo wie man

*) Welche man auch die delicate Wolluſt genannt hat (S. Walchs phil. Lex. Art: Wolluſt).

man von dem großen Sebastian Bach erzählt, daß er des Nachts aufstand, um auf seinem Klaviere die Dissonanzen aufzulösen, die ein Schalk, der neben ihm wohnte, geflissentlich unaufgelöst ließ. — Die allgemeine Unlustscheu kann zwar, eben ihrer Allgemeinheit wegen, zwar nur eine seyn. Inzwischen leidet sie doch unendlich mannigfaltige Modificationen. Denn eines Theils kann sie, im Ganzen genommen, unendlich verschiedene Grade von Stärke haben, und andern Theils können auch die besondern Richtungen und einzelnen Aeußerungen derselben eben so verschieden seyn, indem in verschiedenen Subjecten bald diese bald jene Art von Unlust mehr oder weniger verabscheuet wird.

Ueberall aber zeigt sich die (allgemeine) Unlustscheu durch eine weichliche und weibische Verzärtelung des Gemüths, die durch Nachgeben immer mehr überhand nimmt, und endlich so weit geht, daß wir, wie jener Sybarit, nicht schlafen können, wenn ein Rosenblatt gefaltet unter unsrer Matratze liegt.

Ein solcher Gemüthszustand kann nun nicht anders als unmittelbar die verderblichsten Folgen nach sich ziehen. Denn nicht genug, daß ein Mensch, dessen sich die Unlustscheu bemeistert hat,

t, alle Pflichten verabſäumt, deren Ausübung
n Unluſt verurſacht. Er wird auch alles das
ſe thun, deſſen Vermeidung ihm unangeneh-
Gefühle koſten würde. Ja ſelbſt alsdann
ed er wider beſſere Ueberzeugung handeln,
nn er nicht einmal in ſich ſelbſt einen Reiz
u fühlt, ſondern nur von Andern dazu an-
ockt oder angetrieben wird. Denn theils
euet er das Mißvergnügen der Anſtrengung,
er anwenden müßte, um den Zunöthigungen
Andern Widerſtand zu leiſten, theils auch
Unluſt, die ihm der Unwille derſelben über
ie Weigerung zuziehen könnte.

Es giebt eine Klaſſe von Menſchen, die
inem Etwas abſchlagen können, und die man
halb gutmüthig nennt. Es iſt dies aber
ht ſelten eine unverdiente Ehre. Denn häu-
iſt es Nichts, als der vorgedachte, nichts we-
er als auf Gutmüthigkeit beruhende, viel-
hr höchſt egoiſtiſche, Grund, woraus ihre
ndelsweiſe entſtehet.

Am verderblichſten in moraliſcher Hinſicht
die Scheu vor der Unluſt aus böſem Gewiſſen.
nn, anſtatt daß der Menſch auf dieſe Unluſt,
er ſie empfindet, ſorgfältig achten, und ſich
durch zur Beſſerung anreizen laſſen ſollte,

treibt

treibt ihn die Unluſtſcheu, ſie aus allen Kräften zu fliehen, und jagt ihn, um ſie zu verſcheuchen, aus einer Zerſtreuung in die andere, oder ſtürzt ihn gar, wenn er ſie nicht anders betäuben kann, aus einem Verbrechen in das andere.

Nicht weniger allgemein, als dieſer eben erwähnte moraliſche, iſt auch der phyſiſche Einfluß, den die Unluſtſcheu auf die Cultur des Menſchen unmittelbar äußert. Denn jede höhere Cultur des Menſchen erfordert eine ernſte Anſtrengung ſeiner Kräfte. Da dieſe aber von einem Unluſtgefühle unvermeidlich begleitet iſt, weil bei jeder ernſten Anſtrengung die Eingeſchränktheit der Kräfte empfunden wird, und nicht anders als mit Mißvergnügen empfunden werden kann; ſo wird derjenige, der jede Unluſt leidenſchaftlich verabſcheuet, auch jede Anſtrengung dieſer Art ſorgfältig zu vermeiden ſuchen, und deshalb derjenigen Cultur, die nur durch dergleichen Anſtrengung errungen werden kann, verluſtig gehen. — Noch mehr! Die Verabſcheuung aller Anſtrengung überhaupt, mithin aller Thätigkeit der Kräfte, die eine Arbeit, und kein bloßes Spiel iſt, wird nach und nach zunehmen, und daher kann es leicht geſchehen, wie auch die Erfahrung beſtätigt, daß eigentliche

liche und vollkommne Faulheit in dem Gefolge der Unlustscheu angetroffen wird. Dies muß besonders alsdann häufig der Fall seyn wenn die Unlustscheu mit Wollüstigkeit verbunden ist, und diese bereits die Kräfte im höhern Grade abgespannt und schlaff gemacht hat (§. 117).

Auf ähnliche Art erklärt sich, warum die Unlustscheu, und daher auch die Lustsucht, sofern diese von Unlustscheu begleitet ist, in der Regel Furchtsamkeit zur Folge habe. Denn wenn der Mensch jede Unlust leidenschaftlich verabscheuet, so wird ihn auch jedes zukünftige Uebel, was er sich als möglich, oder gar als unvermeidlich denkt, leicht so stark afficiren, daß er dadurch in Affect gesetzt wird. Da dieser Affect aber nichts anders ist, als Furcht, so ist sein Gemüth zur Furcht gestimmt (§. 4); und die Stimmung zur Furcht ist die Furchtsamkeit. Je mehr nun die Kräfte durch den Einfluß der Lustsucht schon abgespannt und erschlafft sind, desto größer wird diese Furchtsamkeit seyn. Denn desto lebendiger ist das Gefühl der Schwäche, und der Ohnmacht, den als bevorstehend gedachten Uebeln Widerstand zu leisten, oder sie zu ertragen. Die entnervten Wollüstlinge sind

daher

daher in der Regel, d. i. wenn nicht ein beſonderer Grund das Gegentheil wirkt, allemal auch furchtſam.

Natürlicher Weiſe iſt der Affect der Furcht, worin die Unluſtſcheu uns ſo leicht verſetzt, ein höchſt unangenehmer Zuſtand. Inzwiſchen kann es bei dem Allen doch Fälle geben, wo er uns angenehme Empfindungen, ſogar körperliche Schmerzen, mildert, auch wohl ganz aufhebt. Denn eines Theils iſt es möglich, daß er die Aufmerkſamkeit von der ſchon vorhandenen, uns angenehmen Empfindung ganz ablenkt, indem er ſie auf das neue, erſt noch bevorſtehende Uebel feſſelt, wodurch denn jene Empfindung verdunkelt werden muß. Andern Theils kann es ſeyn, daß dieſe Empfindung von einer Ueberſpannung gewiſſer Kräfte, z. B. wenn es ein körperlicher Schmerz iſt, von einem übermäßig gereizten Zuſtande gewiſſer Nerven, von einer Erhitzung des Geblüts u. ſ. f. abhängt; und die Furcht macht die überſpannten Kräfte erſchlaffen, ſchlägt nieder, hält den ſchnellen Umlauf des Bluts zurück, und kühlt die Hitze deſſelben ſo ſehr ab, daß uns bei einem gewiſſen Grade derſelben ein merkliches Fröſteln anwandelt. Daher hat z. B. ſchon *Mancher* ſeine Zahnſchmerzen durch den bloßen

Anblick

Anblick der Inſtrumente und der Anſtalten zum Ausziehen des kranken Zahns glücklich verloren. Ja, eine Dame fühlte ſie jedesmal ſchon verſchwinden, wenn ſie den beſtellten Wundarzt nur von fern anſichtig wurde, und konnte ſich daher nie entſchließen, ſich der Operation zu unterwerfen, obgleich die Schmerzen oft wiederkamen, und ſie dadurch nöthigten, viele vergebliche Wege zu bezahlen.

So viel zur nähern Entwickelung des Begriffes von Unluſtſcheu, und der Art und Weiſe, wie dieſe Leidenſchaft in der menſchlichen Natur erſcheint. Ihr Einfluß auf die einzelnen Vermögen des Menſchen insbeſondre, folglich auch die Art, wie die Aufwallungen derſelben uns in Affect ſetzen (. 10. Nr. 3), kann hieraus leicht abgenommen werden, und es iſt daher hierüber keine weitere Erörterung nöthig.

Was aber die Gründe der Unluſtſcheu betrifft, ſo iſt der ordentliche Grund, worauf ſie in der Regel beruhet, die Luſtſucht, und man ſiehet leicht, wie ſie aus dieſem Grunde entſtehe. Denn je heftiger die Sinnlichkeit des Menſchen die Wolluſt begehrt, deſto leidenſchaftlicher wird ſie auch in der Regel die Unluſt verabſcheuen.

Inzwischen ist doch die Lustsucht nicht der einzig mögliche Grund, woraus die Unlustschen entspringen kann. Sie kann auch entstehen:

1) aus einer kaltblütigen, aber tief gewurzelten und festen Liebe zur Ruhe. Denn wo diese ist, da wird der Mensch vor jeder Unlust sich scheuen — nicht, weil ihn Leidenschaft nach Lustgefühlen treibt, sondern, weil er dadurch aus seiner Ruhe gestört wird. Die Erfahrung stellt Beispiele in Menge auf, wo die Unlustscheu bloß Folge des phlegmatischen Temperaments ist, und keinesweges Lustsucht zum Grunde hat. Es giebt z. E. Phlegmatische, die, auch wider ihre bessere Ueberzeugung, einem ungestümen Bettler ihren letzten Pfennig hingeben, bloß um sich durch sein Wehklagen ihre Gemüthsruhe nicht länger stören zu lassen;

2) nicht minder kann auch das gerade entgegengesetzte Temperament eine ähnliche Folge nach sich ziehen. Denn, wenn das Gefühlvermögen des Warmblütigen jede erregte Unlust mit unmäßiger Stärke und Lebhaftigkeit empfindet, und er sich seinem Temperamente Preis giebt, ohne sich die gehörige Herrschaft darüber zu erstreben, folglich durch ein Unlustgefühl leicht *in den höchsten* Affect geräth; so ist es kein Wun-

der,

, wenn er vor jeder Unluſt mit eben ſo unmä-
er Leidenſchaft zurückbebt, und alſo von der
uſtſcheu in ihrer ganzen Stärke und Ausdeh-
ig beherrſcht wird;

3) kann dieſe Leidenſchaft auch noch in
ſchwäche und kränklicher Reizbarkeit des Ge-
ths ihren Grund haben. Denn bei dieſem
tande wird eine Unluſt, welche die kraftvolle
ſundheit der Seele leicht duldet, oft zur un-
räglichen Qual. Dies iſt ganz vorzüglich bei
em melancholiſchen Temperamente der Fall.
nn das melancholiſche Gemüth brütet über
er unangenehmen Empfindung, wenn ſie ein-
l erregt iſt, bis zur Erſchöpfung; und muß
ber einen ganz beſondern Abſcheu dagegen
ben, ſie entſtehen zu laſſen.

Da demnach die Unluſtſcheu auch außer der
ſucht noch andere Quellen haben kann; ſo ſind
e eben dadurch berechtigt, ſie als eine beſon-
re, für ſich beſtehende Leidenſchaft zu betrach-
, da ſie im entgegenſtehenden Falle, wenn
immer nur aus der Luſtſucht entſpränge, als
e bloße Aeußerung der letztern, und nicht als
e eigene Leidenſchaft hätte aufgeſtellt werden
ſſen.

§. 123.

## §. 123.

Practiſche Regeln in Betreff der Luſtſucht und der Unluſtſcheu.

Man wird es leicht zugeben, daß die Unluſtſcheu an ſich ſelbſt eine unſchuldige Leidenſchaft ſey. Daß aber auch die Luſtſucht dieſen Namen verdiene, dürfte vielleicht befremdend ſcheinen. Und doch iſt es ſo. Denn alle ſinnliche Luſt, und alle ſinnliche Begierden darnach, ſind an ſich ſelbſt weder gut noch böſe. Sie werden das eine oder das andere lediglich durch das, was die Freiheit dabei thut. Eine Leidenſchaft aber, die nach Etwas ſtrebt, was an ſich ſelbſt nichts Böſes iſt, wird eine unſchuldige genannt (§. 99); und man kann folglich der Luſtſucht dieſen Titel nicht verſagen.

Hiernach aber beſtimmt ſich nun die Forderung, welche das practiſche Geſetz in Anſehung der Luſtſucht und der Unluſtſcheu an uns zu machen hat. Denn, wenn das höchſte Gebot des practiſchen Geſetzes in Anſehung der Leidenſchaften überhaupt dahin gehet, daß wir unſere Leidenſchaften mäßigen ſollen (§. 99); ſo wird hierdurch in Rückſicht auf die unſchuldigen nicht gefordert, daß ſie ausgerottet, ſondern nur, daß *ſie auf denjenigen* Grad herabgeſtimmt werden ſollen,

sollen, wo sie aufhören, eigentliche Leidenschaften zu seyn, und wo sie zu gemäßigtern, der Vernunft untergeordneten Begierden oder Verabscheuungen werden (§. 99), oder, daß wir uns hüten, wenn dies noch nicht geschehen ist, sie diesen Grad überschreiten zu lassen. Dies gilt also auch in Ansehung der Lustsucht und der Unlustscheu. Die Frage ist nur, was wir zu thun haben, um diese Vorschrift in Ausübung zu bringen?

Hierbei kommen zuvörderst diejenigen Regeln in Betracht, die sich zunächst nur auf die Lustsucht, mittelbar aber auch auf die Unlustscheu, sofern diese nämlich eine Folge aus der Lustsucht ist, beziehen, und sodann diejenigen, die überdem noch unmittelbar die Unlustscheu insbesondere angehen. Was nun

1) die erstern Regeln betrifft, so kommt es a) zuvörderst darauf an, daß der Mensch seinen Verstand von der Pflichtwidrigkeit und von den schädlichen Folgen der Lustsucht (§. 117 — 119) lebendig überzeuge, und diese Erkenntniß sich so zu eigen mache, daß sie ihm immer, wo er deren bedarf, zu rechter Zeit gegenwärtig sey. Denn alsdann wird sein Verstand nicht ermangeln, ihm allemal durch triftige Gründe abzurathen

rathen, wenn er auf dem Wege ist, den Lockungen der Sinnlichkeit zu folgen, indeß Andere, die dieser warnenden Stimme entbehren, oft zum Theil aus Unwissenheit oder Uebereilung in ihr Verderben gezogen werden, aus dem sie doch, selbst wenn das Feuer der Wollust in ihnen schon brennt, durch jene Vorstellungen des Verstandes noch gerettet werden könnten; zumal, wenn dieser ihnen die entgegenstehende Tugend in ihrer ganzen Hoheit und Liebenswürdigkeit vor Augen stellt.

— — — Cum dira libido
Moverit ingenium ferventi tincto veneno,
Virtutem videant!

*Persius.*

Jedoch würde jene Erkenntniß des Verstandes wenig fruchten, wenn nicht die freie Willkühr die Stärke hätte, ihre auf die Vorstellungen des Verstandes gegründeten Entschlüsse gegen die Anreizungen der Sinnlichkeit standhaft zu behaupten und zur wirklichen Ausführung zu bringen. Diese Stärke der freien Willkühr zu erhalten und nach Möglichkeit zu vermehren, muß daher Jeder sich angelegen seyn lassen, und zu dem Ende die dazu dienlichen Mittel fleißig in Anwendung bringen (b. 98).

b) Da

b) Da die Spiele der Einbildungskraft ſehr viel dazu beitragen können, das Entſtehen und den Wachsthum der Luſtſucht zu befördern (§. 119. Nr. 2.); ſo muß man ſich alles Ernſtes bemühen, die Einbildungskraft von allen üppigen, zur Wolluſt reizenden Bildern rein zu erhalten; und wofern dergleichen ſich ſchon eingeſchlichen und feſtgeſetzt haben, ſie wieder zu ſchwächen und zu verdunkeln. Die Hauptſache, worauf es hierbey ankommt, iſt freilich diejenige Gewalt über die Einbildungskraft, von der wir ſchon im Allgemeinen bemerkt haben, daß ſie zur Mäßigung der Leidenſchaften nöthig ſey (§. 102.). Denn ohne dieſe iſt Niemand in Stande, ſeine Aufmerkſamkeit von ſolchen reizenden, für die Sinnlichkeit höchſt intereſſanten Bildern, die die Phantaſie einmal erſt aufgefaßt hat, ſo leicht wieder abzuziehen, und dadurch die Macht derſelben wieder zu ſchwächen. Inzwiſchen wird es doch auch für denjenigen, der ſich jene Herrſchaft über die Phantaſie noch nicht erworben hat, von dem größten Nutzen ſeyn, die Gelegenheiten und veranlaſſenden Urſachen, wodurch wollüſtige Spiele der Phantaſie erregt oder begünſtigt werden, ſorgfältig zu vermeiden. Dahin gehört es z. B., daß man

ſich unhaltend ernſten Geſchäften und Arbeiten widme, und ſich nicht einem leeren Müßiggange Preis gebe. Denn dieſer, den ſchon das gemeine Sprichwort für eine Veranlaſſung zu allen Laſtern erklärt, giebt der Phantaſie Zeit und Gelegenheit, alle dergleichen, wollüſtige Begierden erweckenden Vorſtellungen, die irgend ein Zufall darbietet, auszubilden, ihnen die gehörige Lebhaftigkeit zu geben, und die Aufmerkſamkeit damit zu beſchäftigen; indeß die Gewöhnung an regelmäßige Arbeiten manche Ausſchweifungen der Phantaſie dadurch verhindert, daß ſie der Aufmerkſamkeit nicht zuläßt ihnen nachzuhängen.

Dahin gehört es ferner, daß man beſonders in ſolchen Situationen, wo die Phantaſie vorzüglich freies Spiel hat (§. 59.), aufmerkſam auf ſich ſey, um ſich derſelben ſogleich zu entziehen, wenn die Phantaſie auf wollüſtige Vorſtellungen verfällt. Denn in dieſen Situationen ſind dergleichen Vorſtellungen am gefährlichſten, weil ſie hier einen ungewöhnlichen Grad von Lebhaftigkeit bekommen, und das Gemüth ihnen mit ganz beſonderm Wohlgefallen nachhängt (§. 59). Daher ſollen ſich junge Leute z. B. gewöhnen, des Morgens beim Erwachen

auch gleich aufzuſtehen. Denn bleiben ſie, zumal bei dem Dämmerlichte des Morgens, wachend im Bette liegen, ſo befinden ſie ſich in einem ſolchen Zuſtande, der die üppigen Spiele der Phantaſie beſonders begünſtigt. Aus dem ungebundenen Zuſtande bei den nächtlichen Traumbildern iſt die Phantaſie noch in voller Bewegung, und die Aufmerkſamkeit hat noch nicht durch hinlänglich klare und beſtimmte Eindrücke auf die Sinne ihre gewöhnliche Richtung nach außen wieder erhalten.

Eben dahin gehört es endlich, daß man alles zu vermeiden ſuche, was unmittelbar wollüſtige Spiele der Phantaſie erregt, als ſchlüpfrige Schriften, ſchlüpfrige Gemälde und dergleichen.

c) Auch die Mitwirkung der Sinne kann zu Hülfe genommen werden, um die Luſtſucht, die ſich des Gemüths bemeiſtert hat, wieder zu mäßigen, oder das Entſtehen derſelben zu verhindern. Aber die Anwendung der allgemeinen Vorſchriften, die über dieſen Punkt, in Beziehung auf alle Leidenſchaften überhaupt, oben angeführt ſind (§. 103.), liegt im gegenwärtigen Falle ſo nahe, daß es hier keiner weitern Zuſätze bedarf.

d) Die Regeln, welche gegen die Lust in Ansehung des Begehrungsvermögens zu b achten sind, ergeben sich ebenfalls von selbst §. 104 und 105. Denn die daselbst entwi ten allgemeinen Vorschriften lassen sich l auf den vorliegenden Fall anwenden. stärkste von den hieher gehörigen Mitteln w die Lustsucht, was aber freilich nur alsd wenn die übrigen fruchtlos sind, in Anwend kommen soll, ist ohne Zweifel die Erregu ner andern, ihr widerstreitenden Leidensch Denn, so wie die Lustsucht andere Leidensch unterdrücken kann *), so kann auch wied sie selbst vorzüglich dadurch zum Schweigen bracht werden, daß eine andere, zu ihr zusammenstimmende Leidenschaft erweckt §. 105. Nr. 5.). Die schöne Gertru mit ihrer bezaubernden Schönheit alle Mä

*) „Schon schwebten Vorwürfe auf meiner Lippe, unbezweifelte Erklärungen und Geständnisse nach gezogen hätten. Meine begehrenden Sinne aber gaßen des Unrechts, dessen ich Gertrud beschuld Auf diese Weise rettete eine Schwachheit die and So erzählt der Graf Wildberg von sich, i nem Romane dieses Namens (2. Th. S. 172.), weit bekannter zu seyn verdiente, als er es zu scheint.

künste vereinigt, das Herz des Grafen von Wildburg von seiner edlen Gemalin, Bertha, abwendig zu machen, und ihn zur Wollust zu verführen. Sie befand sich jetzt allein mit ihm in einem einsamen Gemache. „Ueppige Schildereien", so erzählt der Graf Wildburg *), „deckten die Wände, große Spiegel, vom Boden bis zur Decke gaben dem Auge die verführerischsten Gegenstände in unendlicher Mannigfaltigkeit zurück; künstliche Lampen verbreiteten ein stralende Beleuchtung, und verbreiteten jene sanfte Helle, die keinem Sinne weh thut. Gertrud hielt mich noch immer umfaßt; ihre Grasiengestalt schwebte mir in jedem Spiegel vor; sie schien nach ihren Reizen die Liebesgöttin, und dies Gemach der Tempel ihrer Verehrung. Was mich in jener Stunde rettete, weiß ich nicht. War es Stolz, den fein angelegten Plan zu vereiteln? War es Liebe zu Bertha? War es Haß gegen den Prior, der mir seine ehemalige Geliebte (Gertrud) verächtlich machte?" Auf jeden Fall ist es eine Leidenschaft, welcher er die Bezähmung der so überaus stark gereizten Lustsucht zuschreibt.

Unter

*) Graf Wildburg. 2. Th. S. 174.

Unter allen Leidenſchaften aber iſt keine, die ſicherer und allgemeiner vor den Verführungen der Luſtſucht, zumal der Wollüſtigkeit in engſter Bedeutung, ſchützt, als echte, wahre Liebe. Denn dieſe ſcheuet ſich, die Heiligkeit ihrer zarten Gefühle ſelbſt durch unreine Gedanken, geſchweige denn durch wirkliche Befriedigung unkeuſcher Lüſte zu entweihen.

e) Warum inſonderheit die Anregung der Freiheitsſucht als ein Mittel wider die Wollüſtigkeit dienen könne, davon ſ. unten §. 143. Nr. 4. c.

f) In Anſehung des Körpers hat man, außer den allgemeinen Vorſchriften (§. 106), inſonderheit zweierlei zu beobachten. Man muß ſich zuvörderſt hüten, daß man ſeinen Körper nicht verzärtele und zur Weichlichkeit verwöhne, und zu dem Ende auch nicht verſäumen, durch angemeſſene Anſtrengungen und Thätigkeiten der körperlichen Kräfte, wie auch durch Abhärtung gegen äußere Einwirkungen, als z. B. der Witterung, die Energie des Körpers zu befördern. Und ſodann muß man darauf bedacht ſeyn, daß man ſich in ſeiner Diät in jeder Rückſicht der Mäßigkeit befleißige. Denn, wenn man auch davon *abſehen wollte*, daß die unmäßige Begierde nach

den

den Genüſſen an einer wohlbeſetzten Tafel ſelbſt Wollüſtigkeit iſt, ſo können doch dadurch andere Arten von Luſtſucht veranlaßt, und ihr Entſtehen oder ihr Wachsthum befördert werden (§. 120. Nr. 3.). Ja, es kann ſolche Unmäßigkeit durch den bloßen Einfluß, den ſie auf den Körper hat, eigentliche Wollüſtigkeit erregen und verſtärken. Denn der körperliche Trieb zur Wolluſt wird durch üppige Diät aufgereizt und in Bewegung geſetzt.

Es iſt aber die gegenwärtige Vorſchrift nicht gerade vom Eſſen und Trinken allein, ſondern überhaupt von Allem, was zur Diät gehört, zu verſtehen; und wir rechnen dahin beſonders noch die Mäßigkeit im Genuſſe des Schlafs. Denn die Unmäßigkeit in dieſem Stücke wirkt nicht allein mit, den Körper zur Weichlichkeit zu verwöhnen, und ſeine Energie zu erſchlaffen, ſondern ſie trägt auch noch auf andere Art dazu bei, die Wollüſtigkeit zu befördern. Denn der zu lange Schlaf iſt mit vielen und lebhaften Träumen begleitet, und in dieſen Träumen hat die Phantaſie, ſobald ſie auf dergleichen einmal erſt gerichtet iſt, zu den wollüſtigſten Bildern, völlig freien Spielraum. Es *vervielfacht ſich alſo* die Gefahr, durch die Vorſtellungen

dere Mittel, als in dem erſtern, wenn ſie ganz oder wenigſtens zum Theil verſtopft werden ſollen. Denn entſpringt z. B. die kränkliche Reizbarkeit des Gemüths aus einem ähnlichen Zuſtande des Körpers, inſonderheit des Nervenſyſtems; ſo muß man den Arzt zu Hülfe rufen, um den Körper, und dadurch mittelbarer Weiſe auch die Seele geſund zu machen. Entſpringt aber dieſelbe aus einem andern Gemüthszuſtande, wie z. B. etwa aus Gram, Reue, Gewiſſensbiſſen, unglücklicher Liebe, gekränktem Stolze u. d. m., ſo muß dieſer Gemüthszuſtand gehoben oder gemildert werden, und es wird auf die richtige Kenntniß deſſelben ankommen, um die beſten Mittel dazu jedesmal richtig zu beſtimmen.

d) In Rückſicht auf die Bekämpfung der Unluſtſcheu durch Anregung einer andern Leidenſchaft, und inſonderheit der Freiheitsſucht, findet wieder Anwendung, was oben (§. 123. d. e.) iſt geſagt worden.

§. 125.

## §. 125.

Nähere Beschreibung der Leerheitsscheu. Gründe und Folgen derselben.

Es giebt einen Zustand, den man Lange Weile haben nennt. In diesem Zustande ist keine von unsern Kräften so beschäftigt, daß es uns ein bemerkbares Gefühl ihrer Thätigkeit gewährte. Wir empfinden eine Leere in unserm ganzen Wesen; und dieses ist das Leerheitsgefühl, welches oben erwähnt wurde (§. 110. Nr. 3).

Dieses Leerheitsgefühl aber kann nicht anders, als höchst unangenehm seyn. Denn es ist das gerade Widerspiel von dem Lebensgefühle, und ein Gefühl von Mangel an Realität; indem das reelle Daseyn und das Leben unserer Kräfte sich nicht anders als durch ihre Wirksamkeit unserm Gefühle offenbaren kann.

Aus diesem Grunde, weil das Leerheitsgefühl nothwendig höchst unangenehm seyn muß, erklärt sich, warum die Verabscheuung desselben so allgemein ist, wie die Erfahrung lehrt. Denn, wenn gleich diese Verabscheuung bei verschiedenen Subjecten verschieden, und bald stärker bald schwächer seyn muß, je nachdem die

Kräfte derselben an sich selbst größer oder kleiner, mehr oder weniger entwickelt, und mehr oder weniger an Thätigkeit gewöhnt sind; und je nachdem ferner das Temperament verschieden ist, indem die phlegmatische Liebe zur Ruhe weit mehr Leerheit erträgt, als die choleriſche Regsamkeit; so wird sie doch bei Keinem ganz fehlen, der nur des Leerheitsgefühles fähig ist, sobald er dasselbe wirklich empfindet. Selbst der Wilde, der in stumpfer Gedankenlosigkeit sein Pflanzenleben hinbringt, nimmt seine Schalmeie zur Hand; und wenn er gleich nur zwei oder drei Töne darauf unaufhörlich wiederholt; so will er doch dadurch die lange Weile verscheuchen, und giebt also zu erkennen, daß auch er einen Abscheu vor dem Leerheitsgefühle empfinde.

Aus eben dem vorgedachten Grunde erklärt sich ferner, warum die Verabscheuung des Leerheitsgefühles einen solchen Grad von Stärke erreichen kann, daß sie den Namen einer Leidenschaft mit Recht verdient. Denn je stärker eine unangenehme Empfindung ist, desto stärker ist auch die Verabscheuung derselben. Auf Voraussetzung einer unglücklichen Geschichte eines gewissen englischen Lords sagte man in Paris: „Die Engländer erhängen sich, um sich die Zeit zu

vertreiben." Dies war freilich nur eine Spöt-
rei. Aber sie drückt doch aus, daß der Ab-
heu vor dem Leerheitsgefühle eine so mächtige
idenschaft seyn könne, daß sie selbst den Trieb
m Leben zu überwinden vermöge. Auch ist
es in der That nicht ohne Grund. Denn die
rfahrung lehrt, daß die Pein der langen
Weile, wenn sie anhaltend ist, (wie etwa bei
emjenigen, der Alles in der Welt bis zur Er-
höpfung genossen hat, §. 118. Nr. 3.), einen
ölligen Lebensüberdruß nach sich ziehen kann.

Der Abt Dubos wollte das Vergnügen am
ragischen daraus erklären, daß der Mensch
eber traurige, als gar keine Empfindungen ha-
en möge (§. 80), und neuere Weltweise *) ur-
heilen nicht allein eben so, sondern glauben
uch, sich dabei auf Aussprüche der Alten beru-
en zu können, wie z. B. wenn Lucrez (de
at. rer. I. 2). sagt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra alterius magnum spectare laborem.

Man läßt sich zwar das Eigenthümliche des
ragischen Vergnügens, was uns das Tragische
gewährt,

*) Die Leidenschaften, von Flörken. S. 157. ꝛc.

sich führen; und es muß diese letztere um so stärker seyn, und um so mehr unter mannigfaltigen Gestalten erscheinen, je heftiger und je häufiger der Mensch von der erstern geplagt wird.

## §. 126.

Die allgemeinen Formen aber, unter welchen die Sucht nach Zeitvertreib sich äußert, sind die Spielsucht und die Neugierigkeit. Jene ist eine mehr active, diese mehr passive Form. Nicht, als wenn die Neugierigkeit an sich selbst etwas Passives wäre. Denn sie ist, wie jede Begierde, eine Thätigkeit. Sondern, weil sie auf ein Empfangen, die Spielsucht dagegen auf ein Thun gerichtet ist. Was nämlich

a) die eben genannte Leidenschaft, die Spielsucht betrifft; so wird dieser Begriff hier in dem weitern Umfange genommen, nach welchem unter einem Spiele jede leichte, mit keiner bemerkbaren Anstrengung verbundene, Thätigkeit verstanden wird, bei welcher der Mensch weiter keinen Zweck hat, als sich zu unterhalten. Diese Spielsucht nun zeigt sich bei dem Menschen schon von der frühesten Kindheit

gn. Das Mädchen spielt mit der Puppe, der Knabe mit Ball und Steckenpferd. Selbst der so oft getadelte, und wohl gar der ursprünglichen Bösartigkeit der menschlichen Natur beigemessene Zerstörungstrieb der Kinder ist in den meisten Fällen nichts anders als Spielsucht. Das Zerstören ist dem Kinde ein Spiel zur Unterhaltung; obgleich allerdings sehr häufig auch noch ein anderer Grund dabei mitwirkt, indem das Zerstören dem Kinde auch dadurch Lust verursacht, daß es ihm ein Gefühl und Bewußtseyn seiner Kraft giebt, die sein unentwickelter Verstand noch nicht durch Betrachtungen über Schädlichkeit oder Pflichtwidrigkeit eines solchen Treibens verdunkeln oder stören kann.

Nicht minder regsam ist die Spielsucht auch bei den Erwachsenen. Selbst in dem rohen Naturzustande offenbart sie ihre Macht. Bei den alten Deutschen ging dies so weit, daß sie sogar Frau und Kinder, ja endlich ihre eigene Person aufs Spiel setzten, und, wenn sie verloren, mit eben der Gleichgültigkeit in die Knechtschaft wanderten, als sie Weib und Kind darin übergehen sahen *). In dem Zustande der

*) Mangelsdorffs Staatengeschichte XIII. S. 32.

der Civiliſation, wo Alles, ſelbſt die Spielſucht, wenn man ſo reden darf, mehr kultivirt wird, erſcheint dieſe Leidenſchaft unter mannigfaltigern Geſtalten. Der eine hat dieſes, der andere jenes Steckenpferd, womit er ſich die Zeit vertreibt. Dem einen dienen Schachbret, Würfel und Charten zum Spielzeuge, der andere gebraucht zu eben dieſem Zwecke die Jagd, der dritte die ſchönen Künſte, die geſellſchaftlichen Unterhaltungen, u. ſ. f. Am meiſten ziehen freilich die Glücksſpiele ihre Liebhaber an, weil hier noch die Gewinnſucht als Triebfeder mitwirkt; und es kann daher die Leidenſchaft für dieſe Spiele den Menſchen ſo unmäßig beherrſchen, daß er Vermögen, Geſundheit und häusliches Glück daran wagt, und keine Thränen von Gattin und Kindern achtet, wenn es darauf ankommt, ſeine raſende Begierde zu befriedigen *). Allein, auch ohne die Mitwirkung der Gewinnſucht, können dieſe Spiele, theils (wenn ſie keine bloßen Hazardſpiele ſind) wegen des §. 13 erwähnten Grundes, theils auch, weil ſie bloß als Spiele das Leerheitsgefühl verſcheuchen,

*) *Iffl ands* Schauſpiel: Der Spieler, enthält eine Darſtellung dieſes hohen Grades der Spielſucht.

n, ein ſolches Intereſſe gewinnen, daß die gierde darnach zu einer ſehr feſten und wirk- ien Leidenſchaft wird. Ich habe einen, igens ganz verſtändigen, und nichts weniger, gewinnſüchtigen Mann gekannt, bei dem die ielſucht ſo eingewurzelt war, daß er jeden :nd die eingeladene Spielgeſellſchaft mit Un- uld erwartete, und, wenn er zuweilen Nie- nden hatte auftreiben können, wol mit ſich er L'Hombre ſpielte.

Es kommt überdem auch noch ein Grund zu, welcher die Glücksſpiele anziehend macht, venig auch die meiſten Spieler ſich deſſen be- ßt ſind. Dies iſt ein gewiſſes, wohlhe- ıliches körperliches Gefühl, das zwar in der zel bloß dunkel bleibt, aber nichts deſto weni- ſehr angenehm iſt. Bei den Glücksſpielen nlich herrſcht in der Seele ein ſtäter Wechſel ı Furcht und Hoffnung, von Anſpannung und ſpannung der Erwartung, und von Freude ) Verdruß. Die eine Art dieſer Gefühle be- : das Spiel der Nerven, die andere ſchlägt nieder, die eine treibt das Blut zum Herzen, andere jagt es in die äußern Theile. Da ı beide ſo nahe auf einander folgen und ſo *ſtg und ſchnell wechſeln*, als in wenig andern

Fällen möglich ist; so entstehet dadurch die größte Lebendigkeit in dem Spiele der Nerven, und in dem beschleunigten Umlaufe des Bluts. Hierdurch aber entspringt nothwendig ein erhöhetes Lebensgefühl, und dieses ist das angenehme Gefühl, welches der Spieler, wenn gleich meistens nur dunkel, empfindet.

Durch die beschriebene Wirkung können die Glücksspiele auch zur Beförderung der Gesundheit dienen, wenn nicht durch Unmäßigkeit in dem Gebrauche, oder durch den Einfluß anderer feindseligen Leidenschaften, als z. B. der gierigen Gewinnsucht, das Gegentheil bewirkt wird.

Als eine Art von Spielsucht muß auch die gemeine Lesesucht betrachtet werden. Denn für diejenigen, die von dieser Leidenschaft beherrscht werden, ist die Lectüre bloß ein Spielwerk zum Zeitvertreib. Sie haben weiter keinen (etwa wissenschaftlichen) Zweck dabei, als unmittelbar sich zu unterhalten; und deshalb gehet ihre Begierde auch nur auf solche Schriften, die diesem Zwecke angemessen sind; zu welchen für die allermeisten Leser vom gewöhnlichen Schlage die Romane gehören. Man darf sich *aber nicht* darüber wundern, daß diese gemeine

Leser

Lesesucht, selbst ohne Beihülfe des Reizes der Schönheit — denn sie verschlingt Alles, geschmackvolle und geschmacklose Producte — eine so große Gewalt über das menschliche Gemüth haben kann. Denn, wenn auch die dargebotene Lectüre weit entfernt ist, den Namen eines schönen Werkes zu verdienen; so erregt sie doch in dem Gemüthe des Lesers wenigstens einen mannigfaltigen Wechsel von Vorstellungen. Dieses Spiel belebt die Gemüthskräfte, regt also das Lebensgefühl an, und verscheucht das Leerheitsgefühl.

So wie aber die Lesesucht darauf ausgehet, Vorstellungen (durch die Lectüre) von Andern zu empfangen; so trachtet dagegen die Schwatzhaftigkeit, (eine andere Art von Aeußerung der Sucht nach Zeitvertreib), die ihrigen mitzutheilen; und es ist diese Sucht nicht minder dauernd und stark. Sie vermag den Menschen so sehr zu verblenden, daß er seine Thorheit gar nicht inne wird, wenn er eine Gesellschaft durch leeres Gewäsch, gleichsam als durch interessante Gespräche, zu unterhalten vermeint, daß er es nicht bemerkt, wenn er dadurch, daß er keinen Andern zu Worte kommen läßt, unbescheiden wird, und daß er es sogar nicht fühlt,

wenn

wenn man seine Zudringlichkeit empfindlich abweiset.

— — Nil opus est te
Circumagi, quendam volo visere, non tibi notum:
Trans Tiberim longe cubat is, prope Caesaris hortos.
Nil habeo, quod agam, et non sum piger: usque sequar te."

(Man sehe die treffliche Darstellung eines Schwätzers in Horazens 9ter Sat. des 1sten Buchs).

Es ist nicht schwer, bei diesen Betrachtungen im Allgemeinen zu bemerken, wie die Weisheit der Natur, die überhaupt durch das Thun und Treiben der Menschen oft ganz andere Zwecke zu erreichen weiß, als diese selbst dabei beabsichtigen, oder auch nur ahnden, sich auch der Spielsucht als eines Mittels zu einem sehr ernsten Zwecke bediene. Denn sie bewahrt dadurch die Kräfte des Menschen vor dem Einschlafen und langsamen Tode, erweckt sie zu mannigfaltigen, obgleich nur spielenden, Thätigkeiten, und befördert auf diese Weise, wenn auch nur in einem geringern Grade, die Ausbildung derselben.

2) Der Begriff der Neugierigkeit muß nicht mit dem der Neubegierde verwechselt werden. Der letztere ist höher, und begreift den erstern unter sich. Denn Neubegierde heißt:

jede

jede Begierde nach neuen Vorstellungen, (die für das Subject neu sind oder zu seyn scheinen). Sofern dieselbe durch Vernunft geleitet, und dieser also untergeordnet ist, heißt sie Wißbegierde. Sofern sie aber leidenschaftlich ist, und sich also der Herrschaft der Vernunft entzieht, wird sie Neugierigkeit genannt. Diese nun zeigt ihre leidenschaftliche Natur insonderheit auf doppelte Art. Eines Theils dadurch, daß sie nach allen Neuigkeiten ohne Unterschied hascht, wenn sie auch so unnütze und armselige Dinge betreffen, daß die Vernunft es mißbilligt, die Zeit damit zu verderben. Anderen Theils dadurch, daß sie zu ihrer Befriedigung auch solche Mittel nicht verschmähet, die der Klugheit, dem Anstande, oder gar der Sittlichkeit entgegen sind; woher dann die bösen Folgen entstehen, die sie haben kann, wie in der Fabel von der Büchse der Pandora vorgestellt wird.

Wenn nun einem Subjecte eine Vorstellung gegeben wird, die für dasselbe, auch nur dem Scheine nach, neu ist; so muß diese schon dadurch, daß sie eine bemerkbare Veränderung verursacht, noch mehr aber dadurch das Leerheitsgefühl vertreiben, daß sie ein Gefühl von

Bereicherung der Erkenntnißkraft, also ein Gefühl von Erweiterung, von Vermehrung der Realität gewährt. Daher kommt es dann, daß die Scheu vor dem Leerheitsgefühle eine leidenschaftliche Begierde nach neuen Vorstellungen zur Folge haben, und daß also die Sucht nach Zeitvertreib in Neugierigkeit übergehen, und daß diese Leidenschaft eine solche Stärke erreichen kann, als es der Erfahrung zu Folge oft geschieht, und sich auch an Körper durch die lebendigsten Ausdrücke, insonderheit durch solche, offenbaret, welche das rege Streben der Aufmerksamkeit, und die Anspannung der Sinne, um Alles recht genau aufzufassen, anzeigen *); weswegen auch die bildenden Künstler die Neugierigkeit als eine weibliche Figur darstellen, deren Gewand mit Augen und Ohren besetzt ist.

Eine besondere Art der Neugierigkeit ist die Sucht nach dem Außerordentlichen und Wunderbaren. Denn, da dieses jederzeit von dem gewöhnlichen Laufe der Natur gänzlich abweicht; so erscheint es immer als etwas ganz Neues und Unerwartetes; und es ist hauptsächlich dieser Grund, (obgleich noch ein anderer, aber nicht

*) S. meine Rhetorik §. 181. und §. 234.

t hieher gehöriger, mitwirkt), wodurch daſ
e einen ſo mächtigen Reiz bekommt. Denn
er iſt ſo anziehend, daß ſchon die Kinder auf
enigen Märchen in der Spinnſtube mit der
annteſten Aufmerkſamkeit horchen, welche
t wunderſeltſame Begebenheiten enthalten;
daß es daher auch ganz vergeblich ſeyn
d, bei dem gemeinen Manne den Glauben
Geſpenſter, und ähnliche wunderbare Dinge,
rotten zu wollen. Der Menſch will, daß es
gleichen Dinge gebe, und daher werden ſie
ihn auch immer exiſtiren.

§. 127.

Zuſatz.

Die Leerheitsſcheu iſt eine völlig unſchul
e Leidenſchaft (§. 99.). Denn das Leerheits
ühl zu verabſcheuen iſt an ſich ſelbſt nichts
ſes, und kann von der Vernunft in keiner
ckſicht gemißbilligt werden. Vielmehr iſt
ſe Verabſcheuung eine nützliche und wirkſame
iebfeder, deren ſich die Natur bedient, die Cul
des Menſchen zu befördern (§. 126. Nr. 1.).

Wenn aber die Leerheitsſcheu entweder
f die Natur des Menſchen im Ganzen genom
n, oder auf einzelne Kräfte deſſelben einen

schädlichen Einfluß äußert; wie z. B. wenn sie eine verderbliche Spielsucht erzeugt (§. 126.); so kann doch die Schuld davon niemals ihr allein eigentlich beigemessen werden. Sie enthält vielmehr immer nur den veranlassenden Grund dazu. Denn ihr Bestreben gehet nur dahin, daß (active oder passive) Veränderungen wirklich werden sollen, welche zum Zeitvertreib dienen und das Leerheitsgefühl aufheben. Sie fordert aber, für sich allein genommen, nicht, daß es gerade diese oder jene Veränderungen seyn sollen. Es gilt ihr gleich, welche es seyen, wenn sie nur den gedachten Zweck erreichet; und es ist also eigentlich nicht ihre Schuld, wenn solche Veränderungen gewählt werden, oder wenn in dem Streben darnach so weit gegangen wird, daß es von Seiten der Klugheit oder der Sittlichkeit Tadel verdienet.

Uebrigens wird hierdurch, wie sich von selbst verstehet, nicht geläugnet, daß die Leerheitsscheu, als Leidenschaft, allen den Einfluß auf den Menschen äußern könne, den jede Leidenschaft überhaupt auf ihn haben kann. Nur von besondern, auf die eigenthümliche Natur der Leerheitsscheu gegründeten Wirkungen war hier die Rede.

§. 128.

## §. 128.

### Practische Regeln in Betreff der Leerheitsscheu.

Da die Leerheitsscheu eine unschuldige Leidenschaft ist (§. 127.); so kann es nicht auf ihre gänzliche Ausrottung, sondern nur darauf ankommen, sie so zu mäßigen, daß sie die von der Vernunft vorgezeichneten Grenzen nicht überschreite. Eine gänzliche Ausrottung derselben würde überdem physisch unmöglich seyn, wenn man sie in der Bedeutung zu bewirken vermeinte, daß das Gemüth gegen das Leerheitsgefühl gleichgültig werden und gar keinen Abscheu dagegen empfinden sollte. Denn dies streitet gegen die Natur der menschlichen Seele (§. 125.).

Um aber zu bewirken, daß der Horror vacui das rechte Maaß nicht überschreite, giebt es nur ein zuverlässiges Mittel, und daher auch nur eine zuverlässige Vorschrift in Beziehung auf diesen Zweck. Man muß sich bestreben, das Leerheitsgefühl selbst so selten als möglich aufkommen zu lassen! Denn wer häufig davon geplagt wird, ist niemals sicher, der Gewalt jener Leidenschaft zu entgehen.

Zur Erreichung dieser Absicht aber ist es nöthig, hauptsächlich folgende Regeln vor Augen zu haben, von denen die eine insbesondere auf das Erkenntnißvermögen, die andere auf das Gefühlvermögen und die dritte auf das Begehrungsvermögen nähere Beziehung hat.

1) Man suche seinen Geist mit Kenntnissen aller Art so viel als möglich zu bereichern. Denn er wird um so weniger in Gefahr kommen, von dem Leerheitsgefühle geplagt zu werden, je mehr Stoff zur Unterhaltung er in sich selbst hat.

2) Man genieße jede Lust mit weiser Sparsamkeit, damit sie Reiz behalte, und das Gemüth vor dem Ueberdrusse, und dem damit verbundenen, unerträglichen Leerheitsgefühle bewahrt bleibe, worin der unmäßige Wollüstling nach und nach verfällt (§. 118. Nr. 3.).

3) Man gewöhne sich an regelmäßige und anhaltende Arbeitsamkeit. Denn während der Arbeit sind die Kräfte hinreichend beschäftigt, und nach der Arbeit gewährt die Ruhe hinlänglichen Genuß, um in beiden Fällen vor dem Leerheitsgefühle bewahrt zu bleiben. — Aus diesem Grunde soll auch derjenige, der so frei und unabhängig lebt, daß keine Berufspflichten ihm irgend ein Geschäft auflegen, sich freiwillig

bestimmte Arbeiten vornehmen, und sie regelmäßig betreiben, sey es nun, daß er sich einer Wissenschaft widme, oder der Ausübung einer Kunst, oder sonst einem andern Geschäfte. — Aus eben dem Grunde soll auch der Erzieher mit Ernst darauf bedacht seyn, daß er seine Zöglinge an regelmäßige Arbeitsamkeit gewöhne, so früh und so viel, als es diejenige Freiheit zuläßt, die den jugendlichen Kräften zu ihrer Entwickelung nothwendig gelassen werden muß (§. 98.).

4) In Betreff der Frage: wiefern sich eine andere Leidenschaft gegen die Leerheitsscheu zu Hülfe rufen lasse? gilt wieder, was oben gesagt ist (§. 123. d. e.).

# Des zweiten Theiles zweites Hauptstück.

## Von den objectiven Leidenschaften.

### Erster Abschnitt.

Von den objectiven Leidenschaften des Menschen, die auf seine eigne Person gehen (§. 113.).

#### Erste Abtheilung.

Von der Selbstsucht (§. 113.).

§. 129.

Weitere Entwickelung des Begriffes der Selbstsucht.

Die Selbstsucht des Menschen ist das leidenschaftliche Begehren des zu seiner eignen Person gehörigen Realen. So wurde der Begriff *schon oben* (§. 111.) vorläufig bestimmt. Es bedarf

bedarf aber derselbe noch einer Erörterung, um seinen Inhalt ausführlich deutlich zu machen, und dadurch zugleich von seiner Richtigkeit zu überzeugen.

Es ist nun zuvörderst das Reale einer Person der Inbegriff aller ihrer Realitäten. Es sind also darunter begriffen: alle ihre körperlichen und geistigen Kräfte, deren Vermögen und Fähigkeiten, so wie alle diejenigen von ihren innern und äußern Zuständen, die als Realitäten von ihr betrachtet werden können. Auf alles dieses ist also die Selbstsucht gerichtet; und zwar auf doppelte Weise. Denn es strebt die Selbstsucht eines Menschen nicht allein nach Erhaltung, sondern auch nach Vermehrung oder Erweiterung seiner Realitäten; und in der ersten Hinsicht besonders nach Erhaltung des Daseyns und des Lebens seiner Person selbst.

Beide Bestrebungen verdienen aber nicht an sich selbst schon den Namen der Selbstsucht; noch weniger sind sie, ihrer Natur nach, böse. Vielmehr hat die Natur selbst dem menschlichen Begehrungsvermögen einen Selbsterhaltungstrieb, und einen Erweiterungstrieb eingepflanzt, und bedient sich dieser Triebe, auch zur Unterstützung moralischer

Zwecke.

Zwecke, nach welchen der Mensch sich selbst zu erhalten und nach Kräften vollkommner zu machen suchen soll. Es sind auch beide Triebe nicht bloß dem sinnlichen, sondern auch dem vernünftigen Begehrungsvermögen eingepflanzt. Wenn aber die sinnliche Begierde des Menschen, das Reale seines Selbst, (welches zusammen das wahre Seyn seiner Person ausmacht), zu erhalten und zu vermehren, auf einen so hohen Grad steigt, daß sie sich durch Vernunft nicht mehr bezähmen läßt, diese vielmehr leicht unterdrückt, und auch wider den Willen derselben, was zu ihrer Befriedigung dient, leicht durchsetzt; so kommt ihr mit Recht der Name einer Leidenschaft zu; und erst dann ist sie das, was wir Selbstsucht nennen, und was von Einigen, aber nicht ganz angemessen, auch Eigenliebe genannt wird. Der Selbstsüchtige betrachtet also sich selbst (wenn er sich dies auch nicht deutlich denkt) als einen höchsten Zweck, dem alles Andere, auch jede andere Person als Mittel untergeordnet ist, und scheuet sich nicht, nach dieser Idee zu handeln, wenn auch die Vernunft noch so ernstlich widerspricht. Er ist im Stande, ohne alles Bedenken das ganze Wohl eines *Andern aufzuopfern*, wenn er dadurch die Erhal-

tung,

tung, oder die Vermehrung der Realität seines geliebten Selbst zu bewirken vermeint. Auch das Heiligste schont er nicht, wenn es auf Befriedigung dieser Begierde ankommt.

Der selbstsüchtige Octavio Piccolomini, der den Wallenstein zu stürzen trachtet, um sich selbst zu erheben, verschmähet es nicht, die warme vertrauungsvolle Freundschaft desselben zu mißbrauchen, ihn heimtückisch zu verderben. Auf die Vorwürfe, die ihm sein edler Sohn darüber macht, erwiedert er ganz gelassen:

Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wirft uns die Stimme kehrt im Innersten.*)

Es besteht demnach die Selbstsucht zwar aus einem solchen Begehren, was an sich selbst unschuldig ist, indem auch der vernünftige Wille, selbst die Pflicht, es fordert daß ein Jeder seine eignen Realitäten zu erhalten und zu vermehren strebe. Allein, sofern dieses Begehren als Leidenschaft betrachtet wird, ist es in moralischer Hinsicht durchaus verwerflich. Denn diese Leidenschaft (die Selbstsucht) handelt nach einem Princip,

*) Schillers Wallenstein, 5. Aufz. 1. Akt.

ſchlägt und die meiſten Zweige treibt. Mann und Weib, Jung und Alt, alle werden von ihr regiert, wenn ſie dieſelbe nicht durch Vernunft beherrſchen lernen. Selbſt in ſolchen Zuſtänden, wo die meiſten Leidenſchaften ſchweigen, ſieht man oft die heftigſten Exploſionen derſelben. Die Geſchichte erzählt *) von einem berühmten Fürſten aus einem mächtigen Hauſe (im 15ten Jahrhunderte), der ſich dem Trunke ergeben hatte, daß er einſt in der Trunkenheit den Einfall bekam, ſich ſelbſt enthaupten zu laſſen, um zu erfahren, wie die Seele die Trennung vom Körper empfinde. Als ihm aber der Scharfrichter nur ganz leiſe den Hals berührte, ſprang er wüthend auf und ermordete ihn. — Bekannt iſt auch folgende, die Macht des Selbſterhaltungstriebes darſtellende Dichtung. Eine alte Frau, müde und lebensſatt, ruft den Tod an. Als er aber erſcheint, und frägt: was ihr Begehren ſey? bittet ſie ihn, daß er ihr ein Bündel Reiſer von der Erde aufheben helfen möchte.

§. 130.

*) Geſchichte des deutſchen Reichs von Voß. III. B. 181.

§. 130.

Nähere Betrachtung der Folgen der Selbstsucht.

Unter den Folgen der Selbstsucht, wodurch sie insonderheit ihren Einfluß auf die einzelnen Vermögen des Menschen offenbart, ist es vorzüglich

1) merkwürdig, wie sich die Selbstsucht den Verstand dienstbar macht, und wie gleichwohl die Natur dieses Mißverhältniß und seine Folgen so zu lenken weiß, daß sie für das Ganze des menschlichen Geschlechts Vortheil daraus zieht.

Ich bin mir selbst der Nächste. Dies ist die Maxime der Selbstsucht, die sie zum höchsten Grundsatze für alles Thun und Lassen zu erheben trachtet. Sie nöthigt daher den Verstand zu allen den Sophistereien (§ 17), welche dienen können, diese Maxime als höchsten Grundsatz zu rechtfertigen, und ein darnach gebildetes System des Handelns zu vertheidigen; so wie sie denn auch denjenigen, dessen Herz sie erst eingenommen hat, leicht beredet, diese Sophistereien für wahr zu halten (§. 19).

Inzwischen weiß die Natur zu veranstalten, daß ein solches System sich selbst zerstören, und

im

im Gegentheile zur bessern Cultur des menschlichen Geschlechts, in physischer und moralischer Hinsicht, Veranlassung geben muß. Denn mehrere Selbstsüchtige können nicht nebeneinander bestehen. Denn, da jeder von ihnen die Maxime hat, daß er sich selbst der Nächste sey, und daß er also auf die andern keine Rücksicht zu nehmen brauche, sobald das Beste seines eignen Selbst es erfordere, sie vielmehr als Mittel hierzu behandeln könne; so gerathen ihre Handlungen in beständigen Widerstreit; und sie sind daher genöthigt, da Einer gegen Viele in der Regel nicht Macht genug hat, seine Absichten mit Gewalt durchzusetzen, zu List und Betrug ihre Zuflucht zu nehmen:

Jeder lebt
In steter Nothwehr gegen arge List.
Schiller.

Allein, da sie auch hiermit nicht auskommen, weil Jeder immer einen andern findet, der ihn überlistet, und obenein Niemand vor der Gewalt eines Stärkern jemals sicher ist; so sind sie genöthigt, entweder isolirt für sich zu leben, oder in gesellschaftlichen Verbindungen ein Princip anzunehmen, wodurch das Zusammenbestehen Mehrerer

rerer möglich wird, und dem also die Selbstsucht schlechterdings untergeordnet seyn muß. Das erste giebt die Selbstsucht nicht zu, weil sie in der Gesellschaft weit mehr Befriedigung findet. Es wird also das andere erfolgen müssen. Demnach zwingt die Natur die Menschen durch die Selbstsucht selbst, die Selbstsucht bezähmen zu lernen, und derjenigen Cultur theilhaftig zu werden, wozu die gesellschaftlichen Verbindungen (die bürgerlichen insbesondere) die Veranlassung und den Antrieb geben.

Nebenbei muß die Selbstsucht schon unmittelbar dazu beitragen, die Verstandeskräfte entwickeln zu helfen. Denn es dienen dazu die Anstrengungen, das System der Selbstsucht zu bilden, und vor dem Richter in der eignen Brust zu vertheidigen. Eben dazu selbst die Anschläge betrügerischer List, wozu die Selbstsucht vorgedachterwaßen so oft ihre Zuflucht nimmt; und eben dazu endlich die unablässige Anreizung des Scharfsinnes, Mittel zu ihrer Befriedigung ausfündig zu machen. Denn auch diese letztere ist im hohen Grade wirksam. Wie viele nützliche Künste giebt es nicht, zu deren Erfindung nur allein die Sucht der Selbsterhaltung getrieben hat!

2) Bei dem Einflusse der Selbstsucht auf die Einbildungskraft verdienen insbesondere die Truggebilde alle Aufmerksamkeit, welche dieselbe als Masken gebraucht, sich dahinter zu verstecken, und zu deren Hervorbringung und Belebung sie daher die Phantasie beständig anreizt.

Unter diesen Truggebilden zeichnet sich dasjenige aus, was sich die Phantasie unter dem Einflusse der Selbstsucht, von der Idee des Kosmopolitismus entwirft. Es ist dasselbe eine ästhetische Idee (S. Boer.) von einem das ganze Menschengeschlecht umfassenden Wohlwollen, wobei die Vorstellung des auf einzelne Individuen gerichteten Wohlwollens verdunkelt wird, oder wohl gar als kleinlich und verächtlich erscheint. Diese Idee stimmt zu der Selbstsucht vortrefflich zusammen. Denn zum Besten einzelner Individuen, die uns am nächsten sind, könnten wir wirksam seyn, und das will die Selbstsucht nicht. Für das ganze Menschengeschlecht können wir nichts thun, als schöne Tiraden machen, und das kostet der Selbstsucht kein Opfer. Diese Zusammenstimmung der besagten Idee zu der Selbstsucht, ist der Grund, wodurch die Phantasie angeregt wird, dieselbe zu produciren, und

lebendig zu erhalten (§. 25); und es ist offenbar, daß der falsche, nach dieser Idee geformte Kosmopolitismus nichts anderes ist, als eine Maske, wohinter die Selbstsucht sich versteckt, und womit in der Welt so viel verächtliches Spiel getrieben wird, obgleich nur Kurzsichtige dadurch sich blenden lassen.

Horch! Wie nennst du dich? Kosmopolit? Hör, dies
Töne höher! Zu klein ist dir Ein Volk, Ein Land.
Deiner Liebe gedehnter
Arm umspannet den Erdkreis.

Mag dein Bruder am Rhein Sklave des Sie-
gers seyn,
Wird der Kophte nur frei von der Osmanen
Druck!
Ward Europa verheert,
Hat der Nil doch ein Zeitungsblatt!

Arge Krankheit der Zeit! Traurige Maske, die
Herzens-Trägheit und Kält' fruchtlos zu bergen
strebt!
Ob dem Neger Guineas,
Welchem nie deine Thräne nützt,

Gehst du fühllos und kalt vor des unglücklichen
Nachbars Haus, den dein Arm leicht auf Fortu-
nens Rad

Wieder hühe! Tiraden
Sind ja leichter, als Thaten, dir!

Theone.

§. 131.

Betrachtung.

3) In Ansehung des Einflusses der Selbstsucht auf die Sinne und auf den Körper, ist, außer dem Allgemeinen (§. 34 ꝛc. §. 47 ꝛc.), nichts Specielles weiter besonders zu merken, als die Art, wie sich die Selbstsucht im Aeußern, durch natürliche Ausdrücke kenntlich macht. Diese Ausdrücke sind nämlich der ausgedrückten Leidenschaft nothwendig analogisch, und haben mit ihnen einerlei Ton und Rhythmus (§. 50). Nun ist aber bei dem Aufwallungen der Selbstsucht die ganze Seele mit den eigenen Selbst beschäftigt; auf dieses allein ist ihr heißes Begehren gerichtet. Gegen jeden Andern ist sie unfreundlich und übelwollend. Denn sie ist bereit, das ganze Wohl desselben dem eigenen aufzuopfern. Aus diesen Gründen zeigen auch die Geberden, so wie der Ton der Stimme, das in sich gekehrte und unfreundliche Wesen; und sie halten also denjenigen Ausdrücken, die das

Gefühl

ühl des Wohlwollens begleiten,*) das ge
e Widerſpiel. Wenn nun die Regungen
Selbſtſucht oft wiederkehren; ſo werden
ürlicher Weiſe jene Ausdrücke habituel. Der
i der Stimme, und die Geberden werden
er beſtändig durch ſie modificirt ſeyn, wenn
) in der Seele ganz andere Begierden und
ühle vorwalten. Nie wird der Selbſtſüchtige
n die offene Freundlichkeit zeigen, die dem
ten Wohlwollen eigen iſt, und die ſogleich
i Herz gewinnt, weil ſie in dem Herzen leſen
t. Daß übrigens die Aufwallungen der
lbſtſucht uns in Affect ſetzen können, erhellet
i ihrer Stärke von ſelbſt. (Vergl. §. 10.
. 3).

4) In Rückſicht auf das vernünftige Be
rungsvermögen verſtärkt die Selbſtſucht die
lbſtliebe, inſofern dieſe unmittelbar auf Be
derung der eigenen Vollkommenheit geht, und
ne Opfer verlangt, die der Sinnlichkeit eine
rminderung der Realität zu ſeyn ſcheinen.

Dagegen verhindert die Selbſtſucht, oder
chwert wenigſtens gar ſehr alle geſelligen Tu
ıden, welche das Beſte Anderer, auch mit Auf-

opfe-

*) Meine Rhetorik §. 176. §. 229.

richtet ist) sein Gemüth beherrscht, desto leichter wird auch jede andere Leidenschaft, als ein Begehren eines Vergnügens oder Verabscheuen eines Mißvergnügens, entstehen, fortdauren und wachsen können. Die Erfahrung lehrt dahin, daß Niemand mehr, als der Selbstsüchtige von dem Sturme der Leidenschaften bewegt und hin und her geworfen wird.

Zugleich erhellet aus dieser Betrachtung, daß, und in wiefern sich behaupten lasse, daß jede Leidenschaft selbstsüchtig sey.

## §. 132.

### Gründe der Selbstsucht.

Die allgemeine und letzte Quelle, woraus die Selbstsucht entspringt, liegt in der Natur des untern Begehrungsvermögens selbst. Denn alles, was als Realität erscheint, verursacht Vergnügen, und wird daher sinnlich begehrt (§. 3); und erscheint es als eine zu meiner eignen Person gehörige Realität, so wird das dadurch verursachte Vergnügen leicht so stark, daß das Begehren dieser Realität leidenschaftlich wird.

Da übrigens das Vergnügen, was mir eine Sache in sofern gewährt, als sie mir als *Realität* erscheint, ein objectives, also (§. 109.)

ein

ein Wohlgefallen ist, der Selbstsüchtige aber seine eignen Realitäten darum, und in sofern begehrt, weil und in wiefern sie ihm Vergnügen gewähren; so erhellet, daß man auch sagen kann: die Selbstsucht sey die Leidenschaft, sich selbst als Objekt des Wohlgefallens zu begehren.

Aus dem gedachten Grunde nun, daß die Selbstsucht aus der Natur des sinnlichen Begehrungsvermögens selbst entspringt, und zwar auf eine solche Art, daß dazu gar keine besondern, nicht bei Jedem anzutreffenden Veranlassungen erfordert werden, — aus diesem Grunde läßt sich schon abnehmen, warum dieselbe so allgemein verbreitet ist, als es in der Welt gefunden wird (§. 129). Aus eben dem Grunde gehört die Selbstsucht auch keinesweges zu denjenigen Leidenschaften, die erst durch die Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft entstehen und mächtig werden. Schon der rohe Sohn der Natur ist im höchsten Grade selbstsüchtig. Sein eignes Ich ist ihm der Mittelpunkt der Schöpfung. Alle andern Wesen, selbst Weib und Kind nicht ausgenommen, sind, seinem Sinne nach, nur um seinetwillen da und er trägt kein Bedenken, sie so zu behandeln. Die holden

Bilder von dem guldnen Zeitalter der Idyllenwelt, wo sich die Kinder der Natur alle mit dem zarten Wohlwollen unschuldiger Herzen umschlingen, sind schöne Dichtungen. Diese Welt ist i d e a l i s c h. Nicht in der Wirklichkeit ist sie anzutreffen, sondern bloß in dem Reiche der I d e e n. Vielmehr mußten die rohen Söhne der Natur erst genöthigt werden, gesellschaftliche Verbindungen einzugehen, um ihre zügellose Selbstsucht bezähmen zu lernen (§. 132).

Aber nur bezähmt, nicht ausgerottet, konnte sie dadurch werden. Ja, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer Ausbildung erst so weit vorgeschritten sind, daß sie beträchtlichen Luxus herbeiführen, so erwachsen daraus zugleich neue Triebfedern, welche die Selbstsucht ins Spiel setzen. Denn alsdann ist der Mensch durch die Menge und Größe seiner Bedürfnisse genöthigt, immer nur für sein Ich zu sorgen, dieses zum einzigen Ziele seiner Bestrebungen zu machen, und so seinem Gemüthe diejenige Richtung zu geben, die der Selbstsucht wesentlich eigen ist. Auf diese Weise führt dann der gesellschaftliche Zustand auf die Selbstsucht wieder zurück, von welcher er selbst ausgegangen war.

## §. 133.

### Fortſetzung.

Von der Art, wie die einzelnen Vermögen des Menſchen zur Erzeugung oder Vermehrung der Selbſtſucht mitwirken, iſt hauptſächlich folgendes zu merken.

Was 1) den Verſtand betrifft, ſo iſt zwar augenſcheinlich, daß die Selbſtſucht eben ſo wenig, als irgend eine andere Leidenſchaft unmittelbar aus dem Verſtande ſelbſt entſpringen kann. Allein eines Theils kann doch der Verſtand, wenn die Selbſtſucht ihr Haupt ſchon erhoben hat, dieſelbe gar ſehr unterſtützen, und zwar ſowohl dadurch, daß er ſie durch Sophiſtereien zu beſchönigen, als auch dadurch, daß er Mittel und Wege zu ihrer Befriedigung zu erſinnen genöthiget wird (§. 130. Nr. 1.). Andern Theils muß auch eine gewiſſe Roheit des Verſtandes das Entſtehen und Gedeihen der Selbſtſucht ungemein begünſtigen. Denn wenn der Verſtand *) noch nicht ſo weit entwickelt und ausgebildet iſt, daß er ſich bis zu dem allgemeingültigen Grundſatze

*) Es iſt oben §. 8. ein für allemahl bemerkt, daß der Ausdruck: Verſtand, in der weitern Bedeutung auch die Vernunft mit unter ſich begreift.

satze erheben kann, welcher gebietet, daß ein Jeder die Vollkommenheit Aller nach Möglichkeit zu befördern streben soll; so wird die Maxime, für sein eignes Ich zu sorgen, um so mehr Gewalt über das Gemüth haben; und es wird daher von Seiten des Verstandes nicht allein dem Aufkommen der Selbstsucht Nichts entgegen stehen, sondern es wird auch die Herrschaft jener Maxime dasselbe ungemein begünstigen.

2) Der nämliche Erfolg wird auch durch die Phantasie, hauptsächlich alsdann, befördert, wenn der Mensch von dem Werthe seiner eignen Person eine falsche, übertriebene Einbildung hat; welche sich zu machen die Phantasie darum sehr geneigt ist, weil sie die selbsteigne Vollkommenheit mit Wohlgefallen anschauet. Denn je übertriebner die Einbildung ist, die der Mensch von sich selbst hat, desto mehr erscheinen ihm Andere, in Vergleichung mit ihm, als geringere und untergeordnete Wesen. Desto leichter wird er also verleitet, das Beste seines eignen Selbst zum höchsten Ziele aller seiner Bestrebungen zu machen, und alle andere Wesen als bloße Mittel dazu, die nur um seinetwillen da seyen, zu betrachten. Dieses aber ist gerade das, was die *Selbstsucht* fordert.

3) In Rücksicht auf die Sinne und die davon zunächst abhängenden Zustände kommen als Gründe, das Entstehen oder den Wachsthum der Selbstsucht zu befördern, vorzüglich die Temperamente, in Betracht. Es ist aber merkwürdig, daß hier die entgegengesetzten Temperamente, das heiße und kalte, ganz einerlei Erfolg haben. Der entschiedene Phlegmatiker ist durch sein Temperament eben so sehr zur Selbstsucht geneigt, als der vollkommene Choleriker durch das seinige. Denn bei jenem reduciren sich die Wünsche und Bestrebungen auf Erhaltung der gemächlichen Ruhe seines Ichs, und nie erwärmt sich sein kaltes Herz so weit für ein anderes Wesen, daß er dadurch bewogen würde, sich in seiner Ruhe stören zu lassen, und so für ein fremdes Interesse sich in Bewegung zu setzen. Der Choleriker dagegen ist geneigt, eine ungemein hohe Einbildung von sich selbst zu haben. Und das ist der eine Grund, der diesen zur Selbstsucht stimmt (Nr. 2.). Der andere besteht darin, daß er wegen der Wärme seiner Gefühle durch das Wohlgefallen an seiner eignen Realität leicht in Affect gesetzt, und diese daher leidenschaftlich zu begehren leicht bestimmt wird.

Es zeigt sich aber bei dieser Betrachtung eine neue Ursache von der so weit verbreiteten Herrschaft der Selbstsucht (§. 132.). Denn bei weitem die meisten Menschen haben ein Temperament, worin entweder die Hitze oder die Kälte merklich vorwaltet. Die glückliche Mitteltemperatur, worin keins von beiden zu sehr vorherrscht, und die in so mancher Rücksicht so wünschenswerth ist, wird in der Welt selten angetroffen.

4) Der Selbsterhaltungstrieb und der Erweiterungstrieb sind zwar beide dem obern Begehrungsvermögen so gut, wie dem untern, eingepflanzt, und machen an sich selbst noch keine Selbstsucht aus. Allein es wird dabei gar sehr auf das Verhältniß ankommen, worin beide Begehrungsvermögen von Natur gegen einander stehen. Denn jemehr das sinnliche über das vernünftige das Uebergewicht hat, desto leichter gehen jene Triebe in Leidenschaft über, (weil sie alsdann desto leichter, auch wider den Willen der Vernunft, den Menschen zu ihrer Befriedigung treiben), und diese Leidenschaft ist dann Selbstsucht.

Hat nun vollends die freie Willkühr eine *Maxime* angenommen, die von dem Sittengesetze

setze der Vernunft abweicht; so wird es dadurch der Selbstsucht noch leichter, sich der Herrschaft über das Gemüth zu bemeistern. Denn im entgegenstehenden Falle, wenn die freie Willkühr sich das Sittengesetz selbst zur Maxime gemacht hat, sträubt sie sich, die Ausführung selbstsüchtiger Begierden zu beschließen; da das Sittengesetz fordert, daß wir nach allgemeingültigen Regeln handeln, also die Vollkommenheit Aller zu befördern suchen, keinesweges aber unser eignes Ich zum einzigen und höchsten Zwecke aller unsrer Bestrebungen machen sollen.

Es ist also klar, daß die Selbstsucht eben so wohl von dem Character des Subjects, als dem Vorigen zu Folge, von dessen Kopf und Temperamente abhängt.

## §. 134.

### Practische Regeln in Betreff der Selbstsucht.

Die Regeln, deren Beobachtung dienen kann, der Selbstsucht den Eingang zu verwehren, oder sie, wenn sie bereits überhand genommen hat, wieder zu schwächen, lassen sich aus den vorstehenden Betrachtungen (§. 132. 133.) leicht abstrahiren. Denn natürlicher Weise kommt *Alles darauf an*, daß man die Gründe, woraus

die

die Selbſtſucht entſpringt, wegräume, oder doch ihre Wirkſamkeit vermindere.

Vor allen Dingen aber ſoll man ſich

1) bemühen, ſeinem Verſtande diejenige Ausbildung zu geben, welche ihn in den Stand ſetzt, ſich das allgemeine Sittengeſetz klar und beſtimmt zu denken, und daſſelbe jederzeit, wo es erfordert wird, lebendig gegenwärtig zu haben; nicht minder aber auch ſich beſtreben, daß man die freie Willkühr beſtimme, ſich das Sittengeſetz zur Maxime zu machen (§. 133. Nr. 1. und 4).

2) Soll man ſich hüten, ſich keine übertriebene Einbildung von ſich ſelbſt zu machen, oder ſie, wenn die Phantaſie davon ſchon voll iſt, wieder herabzuſtimmen ſuchen (§. 133. Nr. 2).

Die öffentliche Erziehung der Jugend aus den gebildetern Ständen leidet heutiges Tages an einem Fehler, der ganz vorzüglich dazu beiträgt, dieſen in der Phantaſie liegenden Keim der Selbſtſucht zu entwickeln und empor zu treiben. Dies iſt die Vielwiſſerei, womit man, nach der jetzigen Mode, auf öffentlichen Schulen ein blendendes Spiel zu treiben ſucht. Denn nichts iſt mehr geeignet, das Herz der Jugend durch eitle Einbildung von ſich ſelbſt aufzublähen,

hen, als der Schein von Vielwisserei, womit sie sich selbst zu täuschen verleitet wird, da sie die Armseligkeit ihrer, zwar mannigfaltigen, aber seichten Kenntnisse noch nicht fähig ist, zu begreifen.

Noch früher aber wird eben dieser, in der Phantasie liegende Keim der Selbstsucht bei solchen Kindern hervorgelockt und genährt, die von ihren Erziehern, wie man im gemeinen Leben es nennt, verhätschelt werden. Denn, was Wunder, daß diese bald anfangen, ihrer kleinen Person in ihren eignen Augen einen Werth und eine Wichtigkeit beizumessen, wenn sie sehen, daß allen ihren Wünschen und Launen beständig geschmeichelt wird, und zwar gerade von den Personen, an welche sie die meiste Anhänglichkeit haben, und auf deren Urtheil sie das meiste setzen.

Außerdem aber befördert diese Art von Verziehung die Selbstsucht auch noch auf eine mehr unmittelbare Weise. Denn sie gewöhnt die Kinder daran, sich selbst beständig als den Mittelpunkt, um den sich Alles drehet, und nach dem sich Alles richten muß, zu betrachten; anstatt daß sie dieselben nach und nach dahin leiten sollte, auch für Andere, ohne eignes Interesse,

ſelbſt mit Aufopferung, zu handeln, und ſich ſo allmählich zu allgemein gültigen Maximen, wie die Vernunft ſie billigt, zu erheben (§. 133. Nr. 1 und 4.).

Zu dieſer Verhätſchelung muß es auch gerechnet werden, wenn der Erzieher mit Belohnungen zu freigebig iſt. Denn obwohl es nicht getadelt werden mag, wenn dergleichen mit gehöriger Vorſicht, zur Aufmunterung, gebraucht werden; ſo reizt oder ſtärkt es doch offenbar die Selbſtſucht des jungen Gemüths, wenn jede ſogenannte gute Handlung bezahlt wird. Denn das Kind gewöhnt ſich dadurch, Alles nur des für ſich zu erwartenden Vortheils wegen, nie aber das Gute um ſein ſelbſt willen zu thun.

3) Man bemühe ſich, denjenigen Fehler des Temperaments, der die Selbſtſucht begünſtiget, zu verbeſſern (§. 103. Nr. 3.), und daſſelbe alſo entweder mehr abzukühlen oder mehr zu erwärmen, je nachdem die Hitze oder die Kälte deſſelben der Selbſtſucht Vorſchub thut (§. 133. Nr. 3.).

4) Man beſtrebe ſich, ſeine Bedürfniſſe einzuſchränken, und ſich nicht durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu übertriebenen Luxus *verleiten* zu laſſen (§. 132.).

5) Wenn

5) Wenn die Selbstsucht sich der Herrschaft über das Gemüth bereits in hohem Grade bemeistert hat; so sind sehr ernste und häufige Uebungen nothwendig, die ganz eigends darauf angelegt sind, ihrem Begehren entgegen zu handeln, und dadurch ihrer Gewalt nach und nach Abbruch zu thun. Diese Uebungen bestehen darin, daß man sich selbst zu Handlungen zwingt, die bloß zum besten Anderer gereichen, und wobei also unser eignes Interesse nicht im Spiel ist, oder wohl gar aufgeopfert werden muß.

Es ist aber hiebei wohl darauf zu sehen, daß man bei diesen Uebungen von den leichtern anfange, und nur allmählich zu immer schwerern fortgehe. Denn widrigenfalls läßt die Macht der Selbstsucht gar nicht zu, daß sie zu Stande kommen.

Man wähle sich daher anfänglich nur Einen zum Gegenstande uneigennütziger Dienste, und zwar den geliebtesten Freund, und setze sich zuerst nur solche Dienste ihm zu leisten vor, die zwar das eigne Interesse nicht befördern, aber ihm doch auch keinen Abbruch thun. Hierauf versuche man, dem Freunde auch Opfer zu bringen; und, wenn es gelungen ist, dies über sich zu erhalten; so ziehe man nach und nach Mehrere *in den Wirkungskreis* des uneigennützigen Bestre-

bens; zunächst diejenigen, wo die Neigung unsern Vorsatz am meisten unterstützt, und nach und nach auch Andere, bis man sich endlich so weit erhebt, nach dem allgemeinen Vernunftprincip, die Vollkommenheit Aller nach Möglichkeit zu befördern, handeln zu können.

Ziehe enge den Kreis, wenn du ihn füllen willst!
Von dem Mittelpunkt aus vergrößre ihn;
Wie der Steinwurf die Zirkel
Auf der Fläche des Spiegelsees!

Theone.

6) Im Nothfall endlich kann man seine Zuflucht dazu nehmen, daß man eine andere Leidenschaft erweckt, die der Selbstsucht widerstreitet und diese daher, sobald sie nur Kraft genug gewinnt, schwächt oder unterdrückt. Wenn keine andere, so wird doch wenigstens die Freiheitssucht hierzu geeignet seyn, wie sich unten mit Mehrerem zeigen wird (§. 143. Nr. 4. c.).

## Zweite Abtheilung.
## Von dem Stolze.

### §. 135.

Weitere Entwickelung des Begriffes vom Stolze.

Jeder Stolze hat ein lebhaftes Bewußtseyn der Vollkommenheit seiner Person, also ein Gefühl seines eignen Werths (§. 111.). Aber nicht jeder, der dieses Bewußtseyn und dieses Gefühl — welche zuweilen auch schlechtweg das Selbstbewußtseyn und das Selbstgefühl genannt werden — auch im höhern Grade hat, ist darum schon stolz. Denn wer dabei in keine leidenschaftliche Aufwallung gesetzt wird, sondern seinen eignen Werth nur nach dem Ausspruche kalter Vernunft schätzt, sich dessen nur mit ruhigem Wohlgefallen bewußt ist, nach Erhaltung oder Vermehrung dieses Bewußtseyns nur auf eine solche Art strebt, welche die Vernunft billigt, und daher auch nicht in Affect geräth, wenn seine Selbstschätzung berichtigt, oder ihm das Bewußtseyn seines Werthes sonst eingeschränkt wird; der wird noch nicht stolz genannt,

sons

sondern nur derjenige, bei welchem von dem Allen das positive Gegentheil Statt findet. Stolz ist also derjenige, der das Bewußtseyn seines eignen Werths leidenschaftlich begehrt, und daher auch jede Demüthigung, oder Kränkung dieses Bewußtseyns, leidenschaftlich verabscheuet; und darauf gründet sich die oben (§. 111.) vorläufig gegebene Erklärung.

Von den Realitäten nun, welche dem Stolzen in seinen eignen Augen Werth geben, und worauf also sein Selbstbewußtseyn und sein Selbstgefühl sich gründen, wird gesagt, daß er auf dieselben stolz sey, wie z. B. wenn Jemand stolz auf seine Talente genannt wird. Sind diese Realitäten kein bloßer Schein, sondern wahre, echte Realitäten, und kommen sie dem Stolzen auch in dem Grade wirklich zu, in welchem er selbst sie sich beilegt; so ist sein Stolz ein reeller, widrigenfalls ein leerer, oder eitler Stolz.

Der reelle Stolz wird zuweilen auch ein edler Stolz genannt. Allein wenn man diesen Ausdruck, dessen Zusammensetzung allerdings nicht ganz schicklich ist, zulassen will; so sollte man ihn doch in einem andern Sinne gebrauchen; und nichts anders darunter verstehen, als

das

das vernünftige, pflichtmäßige Bestreben des Menschen, sich das Bewußtseyn seines Werths zu erhalten, und es durch keine Erniedrigungen unterdrücken zu lassen. Denn adeln kann nur das Sittengesetz, und edel kann also der Stolz nur unter der angegebenen Bedingung seyn, wo er aber freilich keine Leidenschaft, also kein eigentlicher Stolz mehr ist.

Aller Stolz bringt es mit sich, wie aus der Natur desselben unmittelbar folgt, daß der Stolze Allem, was seinem Selbstgefühle schmeichelt, oder dasselbe noch erhöhet, mit heißer Begierde nachtrachtet, und um es zu erjagen, oder sich im Besitz und Genuß desselben zu erhalten, Alles aufbietet, was in seinen Kräften ist, sollte er darüber auch wichtigere Güter einbüßen, oder sonst der Stimme der Vernunft entgegen zu handeln genöthigt seyn. Eben so heftig ist auch sein Abscheu gegen Alles, wodurch ihm eine Kränkung seines Selbstgefühls, zugefügt, wodurch das Bewußtseyn seines Werths herabgestimmt und unterdrückt werden könnte. Es setzt ihn in den höchsten Affect, wenn er dergleichen ertragen muß; zumal, wenn er unvermuthet davon betroffen wird; jede andere Beleidigung vergiebt er leichter, als eine ihm zugefügte Demüthigung,

und, um ſich eine ſolche zu erſparen, oder ſie wieder gut zu machen, läßt er ſich zu den unbeſonnenſten, ja oft zu den pflichtwidrigſten Vorſchritten hinreißen. Ehe er ſich ſelbſt vor einem Andern demüthigt, und ſich bis zu Bitten herabläßt, *) entbehrt er lieber ein wichtiges Gut, und erträgt lieber das empfindlichſte Ungemach, das er dadurch abwenden könnte, ſelbſt wenn auch die Pflicht gegen ſich ſelbſt, oder gegen ſeine Familie oder gegen Andere ihn noch ſo dringend hiezu aufforderte. Nicht einmal ſolche Verbindlichkeiten mag der Stolze leiden, die ihm aus Gunſt, oder ſonſt aus freiem Willen auferlegt werden. Dieſe Geſinnung zeigt ſich in dem Geſpräche, was der König Philipp und der Marquis von Poſa, beide gleich ſtolz, der erſte auf ſeine äußere, der andere auf ſeine innere Hoheit, bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit einander führen: **)

König.

*) Der ſtolze Coriolan kann ſich durchaus nicht entſchließen, das Volk um ſeine Stimmen zum Conſulat auf die gewöhnliche Art zu bitten. Lieber will er dieſe Würde nicht erreichen. S. Shakſpears Coriolan II., 2 und 3.

König.

Ich bin nicht gesonnen,
In meiner Diener Schuld zu stehen. Erbittet
Euch eine Gnade.

Marquis.

Ich genieße die Gesetze.

König.

Dies Recht hat auch der Mörder.

Marquis.

Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin
zufrieden.

König.

Viel Selbstgefühl und kühner Muth, bei
Gott!
Doch das war zu erwarten. — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überschäumt. *)

Noch mehr! Die Verblendung der Leidenschaft in dem Gemüthe des Stolzen kann so weit gehen, daß er es sogar nicht inne wird, wenn er

*) *Dieses Beispiel bestätigt* zugleich die obige Bemerkung: *daß das Gefühl unsres eignen Werths, auch schlechtweg das Selbstgefühl genannt wird.*

er sich durch sein aufgeblähtes Wesen und sein Großthun lächerlich macht, so sehr er auch sonst gegen jede Gefahr, dem Spotte bloß gestellt zu werden, empfindlich ist. „Ich habe noch viel bessern im Keller" sagte Jener, der mit seinen Reichthümern groß that, als seine Gäste den ihnen vorgesetzten Wein lobten.

In der Regel, obgleich nicht immer, sind verabscheuende Leidenschaften, unter übrigens gleichen Umständen, stärker als begehrende, (I. Th. S. 377. Anm.). Daher gilt dies auch von dem verabscheuenden Theile des Stolzes in Vergleichung mit dem begehrenden. Jener sticht in der Regel mehr hervor. Daher kommt es, daß jener, also das leidenschaftliche Verabscheuen dessen, wodurch daß Bewußtseyn des eignen Werths verletzt wird, vorzugsweise Stolz heißt, und daß Einige den Begriff des Stolzes hierauf allein eingeschränkt haben (§. 111.). Da aber dieses Verabscheuen eine bloße unmittelbare Folge ist von der leidenschaftlichen Begierde, sich seines Werths bewußt zu seyn, da diese Begierde von dem Sprachgebrauche mit keinem besondern Namen belegt wird, und da die Aeußerungen derselben eben so gut wie die Aeußerungen jener Verabscheuung, dem Stolze

zu-

igeschrieben werden; so mußten wir diesen Aus-
ruck in der umfassendern Bedeutung nehmen,
elche die aufgestellte Erklärung festgesetzt hat.

Es wird aber noch nöthig seyn, ihn von
en Ausdrücken Hochmuth und Hoffart zu
nterscheiden. Denn Hochmuth ist der Stolz,
fern er sich in Geringschätzung Anderer äußert,*)
offart**) der Stolz, sofern er sich durch äußern
runk offenbart. Der Hochmüthige zieht sich
aher unfehlbar Haß und Verfolgung zu, weil
ie Menschen durch Nichts mehr, als durch ge-
ngschätzige Behandlung aufgebracht werden;
nd daher sagt das Sprichwort: Hochmuth
ommt vor dem Falle. Von der Hoffart
agegen sagt ein anderes: Hoffart will
wang leiden. Denn der Hoffärtige erträgt
eber zu Hause Kummer und Elend, und duldet
eber die größten Beschwerden, die es ihm ver-
ur-

*) Eberhards Synonymik, unter dem Artikel: Aufgeblasen. Manche haben den Hochmuth mit dem Stolze geradezu verwechselt, und dem letztern zugeschrieben, was dem erstern zukommt. (Die Leid. von Flörken, S. 325).

**) Von Hoch und Fahren. S. auch Eberhards Synon. u. a. O.

die Armseligkeit seiner Umstände zu verrathen; wie etwa, wenn ein verarmter Landjunker (wie man es sonst den Spanischen nachsagte) seinen Acker selbst pflügt, aber Degen und Sporen neben sich liegen hat, und sie, wenn er Jemanden gewahr wird, sogleich anlegt, um sich das Ansehen zu geben, als ginge er spatzieren, um seine Felder zu besehen.

Diese Arten des Stolzes, die sich durch das, worauf der Mensch stolz ist, unterscheiden, haben allerdings jede etwas Eigenthümliches. So macht z. B. der Adelstolz mehr zum Hochmuth, der Kaufmannsstolz mehr zur Hoffart geneigt. Denn der Kaufmann ist stolz auf seine, durch wahre oder vermeinte Geschicklichkeit und Betriebsamkeit erworbenen Reichthümer, mit denen er daher um so lieber prangen mag, je mehr er fühlt, daß er selbst den Reichthum als Maßstab gebraucht, den Werth der Menschen zu beurtheilen. Der Adelstolze dagegen hält sich für ein Wesen höherer Art, und siehet auf die von niedrigerer Abkunft als auf Kreaturen geringerer Art herab. Doch es würde hier zu weit führen, das Eigenthümliche dieser verschiednen Arten des Stolzes zu erörtern. Dies gehört in eine ausführliche, dem Stolze besonders ge-

widm-

widmete Abhandlung. Hier kann nur das in Betrachtung kommen, was bei allen Stolzen, sie mögen stolz seyn, worauf sie wollen, angetroffen werden kann.

Der Gemüthszustand desjenigen, der nicht stolz ist, wird Demuth genannt. Uebermäßige Demuth, d. i. solche, wobei es auch an dem edeln Stolze mangelt, heißt Kriechendes Wesen. Wer demüthig ist, weil er sich um des Sittengesetzes willen vorgesetzt hat, es zu seyn, der besitzt moralische Demuth, die eine Tugend ist.

Mangel des Stolzes heißt oft auch Bescheidenheit. Allein dieser Ausdruck kann nur gebraucht werden, wo der Zusammenhang seinen Sinn näher bestimmt. An sich selbst hat er eine allgemeinere Bedeutung. Denn bescheiden (wie das Lateinische discretus, wovon es die buchstäbliche Uebersetzung ist) bedeutet überhaupt denjenigen, der in seinen Urtheilen, und in seinem Begehren das Angemessene beobachtet. Demuth hingegen, dessen Stammsilbe ursprünglich niedrig anzeigt, *) bezeichnet ganz bestimmt den Zustand desjenigen, der

*) S. Adelungs Wörterbuch.

der ſich ſeiner Niedrigkeit bewußt iſt, und ſich nicht ſtolz über andere erhebt.

## §. 136.

### Nähere Betrachtung der Folgen des Stolzes.

1) In Rückſicht auf den Verſtand zeigt der Stolz ſeinen Einfluß hauptſächlich auf folgende Art. Zuvörderſt macht er den Menſchen blind gegen alle ſeine Fehler und Mängel, durch welche ſein Werth in ſeinen eignen Augen herabgeſetzt werden könnte (§. 17. N. 2. b.). Denn die Erkenntniß dieſer Fehler und Mängel entſpricht dem Stolze nicht, ſondern widerſtreitet ihm, und es iſt eben darum auch ſo ſchwer, dieſelbe zu verbeſſern, oder auszurotten. Sodann verleitet er den Menſchen, daß er ſich durch Uebereilung des Verſtandes leicht überredet, Vorzüge zu beſitzen, die er nicht hat, oder ſeine Vollkommenheit für größer zu halten, als ſie iſt, oder gar ſolche Dinge dazu zu rechnen, die durchaus gar keinen Werth haben (§. 19.). Dabei nöthigt er den Verſtand, auf die wahre oder eingebildete Vollkommenheit der eignen Perſon beſtändig aufmerkſam zu ſeyn, um das Bewußtſeyn des eignen Werths immer rege zu erhalten, und nach *Möglichkeit* zu erhöhen (Einl. vor §. 16.). Man

ſagt

t daher von dem Stolzen mit Recht: er ſey
n ſich ſelbſt eingenommen. Denn das
ßt: das Bewußtſeyn ſeines Werths erfüllt
ie ganze Seele, es nimmt ſeine ganze Auf-
rkſamkeit ein; und ſofern er dabei ſeine Voll-
nmenheit zu hoch anſchlägt, oder Etwas für
alität hält, was keine iſt, alſo, mit einem
rte, von einem eiteln Wahne verblendet
:d, ſo ſagt man: er habe einen Dünkel.

Er wird nicht beſtehen denn er iſt in ſeinem ei-
eln Dünkel betrogen.

Hiob 15, 31.

So lange nun der Menſch noch nicht im
hſten Grade von ſich eingenommen iſt, und
i Dünkel noch nicht die letzte Stufe erſtiegen
:, ſtrengt der Stolz den Verſtand an (§. 18.),
j er auf Mittel denke, die eigne Vollkommen-
t, und dadurch das Bewußtſeyn des eignen
rths zu erhöhen, auch alle Kränkungen des
lbſtgefühls zu verhüten, oder ſie, wenn ſie
olgt ſind, wieder gut zu machen. Allein,
in es mit dem Dünkel erſt aufs Aeußerſte ge-
imen, und der Menſch erſt im höchſten Grade
i ſich eingenommen iſt; ſo fällt jene Anſtren-
*g des Verſtandes* gänzlich weg. Der Menſch

bedarf

bedarf alsdann, nach seinen Gedanken, keiner weitern Vermehrung seiner Vollkommenheit. Sein Werth ist, in seinen Augen, keiner Erhöhung fähig. — Ueberdem bedarf er alsdann auch keiner Anstrengung des Verstandes, um Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft ausfindig zu machen, oder die gefundenen zu rechtfertigen, wie es bei andern Leidenschaften der Fall ist (§. 18.). Denn das, wornach er strebt, (das Bewußtseyn seines Werths) hat er in sich selbst. Er ist aufs vollkommenste sich selbst genug (Suffisence); und achtet nun gar nicht mehr darauf, wenn Andere sein Selbstgefühl kränken oder demüthigen oder auch, wenn sie demselben schmeicheln wollen. Vielmehr siehet er mitleidig auf sie herab, als auf Wesen, die zu tief unter ihm stehen, als daß sie besondere Rücksicht verdienen, und sein Selbstgefühl schwächen oder erhöhen könnten; oder er verachtet sie auch als Nichtswürdige, die bloß seinen Werth nicht anerkennen wollen.

Es kann aber der Stolz den Menschen selbst alsdann dahin bringen, im höchsten Grade von sich eingenommen, und daher mit der größten Selbstgefälligkeit vollkommen sich selbst genug zu *seyn, wenn* derselbe auch völlig eitel ist, und

auf

uf nichtswürdigen Dingen beruht. „Zuver-
ichtlich besah er, sagt Thümmel von ei-
em stolzen Kammerjunker, seine glänzende Weste,
nd fröhlich dacht' er an die Verdienste der weit
)stbarern, die sich noch in seiner Garderobe be-
nden. Ein Paar blitzende Steinschnallen, und
ne Dose, von Saint Martin erschaffen, waren
)m das, was einem rechtschaffnen Manne ein
utes Gewissen ist — sie machten ihn zu-
rieden mit sich selbst, und dreist in jeder
)esellschaft."

Wenn aber vollends der von sich Eingenom-
ene von einem Stolze auf Etwas besessen wird,
)as wirklich einen wahren, hohen Werth hat;
) erreicht nicht allein jene Selbstgenügsamkeit
ichter den höchsten Grad, sondern es verbindet
ch damit auch eine noch größere Geringschätzung
nderer. Diese erscheinen ihm als die unwür-
igsten und verächtlichsten Geschöpfe, die in Ver-
leichung mit ihm durchaus in gar keinen Be-
racht kommen; und es kann diese Verblendung
es Verstandes, zumal wenn derselbe weniger ge-
ildet ist, leicht so weit gehen, daß er es gar
icht als Unrecht erkennt, oder wenigstens nicht
it Bewußtseyn hieran denkt, wenn gegen An-

dere

werden kann, zeigt sich hauptsächlich durch zwei Stücke.

Zuvörderst wird die Einbildungskraft, auf ähnliche Art, wie der Verstand, durch den Stolz auf Einen bestimmten Punkt fixirt, auf das Anschauen der selbsteignen Vollkommenheit (§. 30), und dadurch in ihrer Thätigkeit, in Beziehung auf andere Objecte, gar sehr gehemmt und beschränkt. Sodann wird sie aufgereizt, mit Bildern, die zu dem Stolze zusammenstimmen, ein stetes, lebendiges Spiel zu treiben (§. 25.). Sobald sich daher der Stolz in unserm Herzen regt, ist sie geschäftig, uns nicht allein unsere wirklichen Vorzüge anschaulich zu vergegenwärtigen, und das allergünstigste Licht darüber auszugießen; sondern uns auch Vorstellungen von solchen Realitäten, die wir gar nicht, wenigstens nicht in einem beträchtlichen Grade, besitzen vorzuspiegeln, und uns von deren völligem Besitz zu überreden (§. 25), uns also eingebildet zu machen. Denn so heißt derjenige, der Vorzüge zu besitzen glaubt, die doch auf bloßer Einbildung beruhen. Diese Täuschung kann so weit getrieben werden, daß wir sogar äußere Objecte, die zu unserm Stolze zusammenstimmen, wahrzunehmen glauben, wenn wir uns doch ihr Daseyn lediglich

nur

: einbilden (§. 25. Nr. 4). Wie leicht wird
ɔr ein junger Versmacher ein so eingebildeter
ɔr, daß er nicht allein ein dichterisches Genie
i erster Größe zu seyn wermeint, sondern auch,
Vorlesung seiner Producte den bewundernden
ifall in dem Gesichte der Zuhörer zu sehen
ubt, wenn gleich Alle mit völlig gleichgülti-
Mine dasitzen.

Auf diese Weise entsteht denn auch die,
n Stolze zugehörige, ästhetische Idee, das
die Vorstellung seiner eignen Vollkommen-
t, als einer solchen, die, ohne Fehler und
ingel, über die Vollkommenheit aller Andern
t hervorrage, und deren Besitz ein unaus-
echliches Vergnügen gewähre.

Die Fixirung der Einbildungskraft auf
ien Punkt, die große Geneigtheit, sich das,
s zu dem Stolze zusammenstimmt, als wirklich
zubilden, verbunden mit der Abspannung
) Abstumpfung des Verstandes, die der höchste
ad des Stolzes leicht nach sich zieht (Nr. 1),
ɔen deutlich, wie sehr diese Leidenschaft, wenn
übermäßig wird, dazu geeignet sey, der
antasie ein gänzliches und beharrliches Ueber-
ɔicht über den Verstand zu geben, dadurch die
örige Ordnung in der Seele umzukehren,

und

besten Triller schlagen zu können, so geringfügig auch der Werth dieser Geschicklichkeit ist. Ja sogar im Bösen groß zu seyn, kann dem Stolze schmeicheln. Denn auch dies kann dem verblendeten Auge der Leidenschaft als eine Auszeichnung vor dem gemeinen Haufen erscheinen. Der Verfasser des schon erwähnten Romans, unter dem Titel Graf Wildburg, hat diesen Zug sehr richtig aufgefaßt und dargestellt in dem Character des Bischoffs Benedikt. Dieser stolze Priester schreibt, am Rande des Grabes, dem Ritter Rottlingen einen Brief, worin es heißt*): „Wäre ich ein mittelmäßiger Mensch, so bäte ich euch um Vergebung, denn bekennen müßt ihr doch, daß ich euch viel Verdruß machte, daß ich euch oft in den Weg trat; aber unter die Klasse schlechter Menschen gehöre ich nicht, die nach einem übel verwendeten Leben mit reuigen Geberden ihr Unrecht bekennen, und, in der Ohnmacht mehr zu sündigen, auf ihre letzten Tage Heuchler werden. Ich bitte euch also nichts ab, auch kümmere ich mich nicht um die Meinung, die ihr bei meinem Leben oder nach meinem Tode von mir hegt" — wobei auch diese letzte-

*) Graf Wildburg IV. Th. S. 335.

te Aeußerung mit der Natur eines so weit ge-
henen Stolzes völlig übereinstimmt (§. 136.
1).

b) Diese Richtung des Begehrungsvermö-
s auf das, was uns vor Andern auszeichnet,
der Stolz hervorbringt, erklärt das immer
e Streben nach Allem, was, wenigstens dem
heine nach, groß oder erhaben ist; und uns
, wenigstens dem Scheine nach, über An-
e erhebt. Denn Nichts ist mehr geeignet,
s vor Andern auszuzeichnen, als wenn wir in
end einer Rücksicht über sie hervorragen. Da-
ist das Emporstreben, das Trachten nach dem
hen und Großen, dem Stolze so eigen, daß
von ursprünglich auch seine Benennung herge-
nmen ist. Denn stolz bedeutet ursprüng-
hoch, hervorragend; wie auch noch aus der
rwandtschaft dieses Wortes mit Stelzen
, wenn man von dem vorgesetzten Zischlaute
gsiehet, mit dem lateinischen tollere,
ellet. *)

Es hat aber dieses Emporstreben des Stol-
nicht bloß solche leere, auf bloßen Schein
hin-

*) Man sehe auch Adelungs Wörterbuch.

hinauslaufende Folgen, wie etwa, daß der Stolze gern groß thun, gern den Protector spielen mag; sondern es bringt auch sehr reelle und wichtige Wirkungen hervor. Denn, abgesehen davon, daß der Stolze, eben um groß zu thun, um den Protector zu spielen, oft zum Besten Anderer sehr wirksam ist, und selbst große Aufopferungen nicht scheuet; so treibt uns doch der Stolz, nicht allein die innern Vorzüge, wodurch wir uns auszeichnen, auf den äußersten Grad zu erhöhen, sondern uns auch durch äußere Thaten und Werke so hoch als möglich über alle Andere zu erheben. Wie oft hatte nicht der Stolz an der Vollendung unsterblicher Werke der Künste und Wissenschaften, wie an der höchsten Ausbildung des Genies, Antheil, indem er die fast unsäglichen, dazu erforderlichen Anstrengungen überwinden half! Wie oft war er es nicht, der zu den Großthaten bewunderter Helden und tapferer Kriegsheere, ja, zu dem Glanze ganzer Völker mitwirkte! es sey nun, daß er als Nationalstolz, oder unter einer andern Gestalt thätig war!

c) Freilich ist nicht zu leugnen, daß diese Erfolge noch weit öfterer aus der Ehrsucht entstehen, (wie sich unten bei Betrachtung dieser

idenschaft zeigen wird). Aber eines Theils gewiß, daß der Stolz, so lange er noch nicht f den höchsten Grad gestiegen ist (§. 136. r. 1.), Ehrsucht erzeugt. Denn der Stolze det alsdann seine eigne Schätzung seines lerths durch das Urtheil Anderer bestätigt, nn er sich von ihnen geehrt sieht. Dies meichelt seinem Stolze, und macht ihn folglich rsüchtig. Andern Theils aber findet sich ischen dem Emporstreben des Stolzes, und m des bloßen Ehrgeizes ein sehr wesentlicher nterschied. Denn der Stolze liebt das Hohe d Große um sein selbst willen, er trachtet ihm ach, weil und sofern es hoch und groß ist. Der hrsüchtige hingegen strebt darnach, weil es in n Augen Anderer Aufsehen erregt, weil es chimmer und Glanz um sich her verbreitet. enn das Ziel der Leidenschaft des Stolzen ist s Bewußtseyn seines Werths in seiner eignen ruft. Die Leidenschaft des Ehrsüchtigen dage- en gehet auf Schätzung in dem Urtheile Ande- r. Achtung und Bewunderung bei Andern ist as, was er erringen will. Bei dem Stolzen leibt daher die emporstrebende Liebe zu dem ohen und Großen auch alsdann rege und wirk- m, *er sinkt auch* alsdann nicht zu dem Gemei-

nen und Niedrigen herab, wenn er von Niemanden bemerkt wird. Bei dem bloß Ehrsüchtigen dagegen, wird sich leicht das Gegentheil zeigen. Denn dieser will nur in den Augen der Welt jener in seinen eignen Augen sich nicht erniedrigen.

Dieser Unterschied *) zeigt sich nirgends deutlicher, als bei den Aeußerungen des Muthes in Gefahren. Stolz und Ehrsucht erheben und stärken beide den Muth. Denn er ist eine Hoheit und Stärke der Seele, die sowohl dem Selbstgefühle in der eignen Brust schmeichelt, als sie Ehre schafft bei Andern — so wie im Gegentheile Feigheit uns in den Augen Anderer, und in unsern eignen erniedrigt. Allein der bloße Ehrgeiz entflammt nur den Muth, sofern er damit glänzen kann. Heimlich, und unbemerkt von der Welt, verträgt er sich auch mit einem feigen Benehmen. Der echte Stolz kann dies nicht. Auch von keinem Auge gesehen schämt er sich schimpflicher Feigheit. Denn er würde sich dadurch in seinen eignen Augen erniedrigen, und dies ist eben das, was er verabscheuet.

d) An-

*) Der oft ganz übersehen wird (M. s. z. B. Die Leidenschaften, von Flörken, S. 326).

d) Andere Neigungen und Leidenschaften
nen von dem Stolze, sobald sie ihm wider-
iten, unterdrückt werden. Die Königin Eli-
:eth begnadigte den Grafen Essex, dem
doch so gewogen war, und dessen Erhaltung
so innig wünschte, bloß darum nicht, weil es
n Stolz kränkte, daß er sich, ihrer Meinung
h, vor ihr nicht demüthigen, und sie nicht
Gnade bitten wollte. *)

e) In Rücksicht auf die Moralität kann der
lz den vernünftigen Willen mächtig unter-
jen, ein gesetzmäßiges Betragen durchgängig
behaupten. Denn das Bewußtseyn einer sol-
ı Gesetzmäßigkeit, zumal wenn sie Kampf und
'er kostet, ist ein Bewußtseyn unseres Wer-
F, und daher, wenn es nur nicht an gehörig
tlicher und lebendiger Kenntniß davon fehlt,
Gegenstand des Bestrebens für den Stolz.
n kann sich daher, unter übrigens gleichen
ingungen, bei einem Stolzen weit sicherer,
bei einem Andern, darauf verlassen, daß
auch unbewacht, durchgängig legal handeln
de; zumal wenn von solchen Fällen die Rede
ist,

*) Vergl. Lessings Dramat. Nr. XXIII.

ist, wo eine Gesetzwidrigkeit etwas Kleinliches und Niedriges seyn würde.

Nur muß man sich nicht vorstellen, als wenn der Stolz eigentliche moralische Güte zu bewirken im Stande sey. Denn, sofern die freie Willkühr durch den Stolz bestimmt oder veranlaßt wird, sich das Sittengesetz zur Maxime zu machen; so geschiehet dies bloß, weil dadurch das Bewußtseyn unsres Werths, mithin das Vergnügen erhöhet wird, wonach der Stolz eigentlich strebt. Es wird also das Sittengesetz nicht um sein selbst willen, nicht aus reiner Achtung für die Vernunft, zur Richtschnur genommen, und also ist keine eigentliche moralische Güte vorhanden. Tugend aus Stolz ist ein Widerspruch.

f) Aller Stolz hat ursprünglich eine Neigung zur Pracht. Denn es ist ihm angenehm, wenn das Aeußere mit der innern Hoheit, deren der Stolze sich bewußt zu seyn glaubt, in Harmonie ist. Daher macht der Stolz leicht hoffärtig; jedoch, im Allgemeinen genommen, immer um so weniger, je reeller, und um so mehr, je eitler er ist. Denn je eitler er ist, je geringer also der wahre, innere Werth ist, worauf er sich gründet, desto mehr muß er das Selbstbewußtseyn

seyn durch das Blendwerk des äußern Prunks zu täuschen suchen, um sich Befriedigung zu verschaffen. Daraus erhellet zugleich, daß der hoffärtige Stolz nicht sowohl darauf ausgeht, in den Augen der Welt durch sein Gepränge zu glänzen, als vielmehr darauf, sich selbst damit zu schmeicheln. Ein Mensch, der von diesem Stolze voll ist, wird daher Pracht und vornehmes Wesen in seinem Aeußern und in seinen Umgebungen auch da lieben, wo er für sich allein ist, und von keinem bemerkt wird.

Insbesondere aber kommt es nun noch darauf an, von welcher Art der Stolz, in objectiver Rücksicht, ist. Denn es ist z. B. klar, daß derjenige, der auf Reichthümer stolz ist, mehr zur Hoffart gestimmt seyn muß, als derjenige, der seinen Stolz darin setzt, sich durch große Gelehrsamkeit, oder überhaupt, durch geistige Vorzüge auszuzeichnen; da vielmehr der Stolz der letzten Art nicht selten eine (zuweilen auch bloß affectirte) Vernachläßigung des äußern mit sich führt.

Nur durch Geisteslicht
Will die Hohe glänzen.
Ja, sie weiß es nicht,
Bei der Seelenweide,

Daß

Daß, vom Geist gedrängt,
Sie mit ihrem Kleide
Schlecht zusammenhängt.

Tiedge.

g) Ein ähnliches Verhältniß findet sich zwischen Stolz und Hochmuth. Je eitler der Stolz ist, desto leichter gehet er, im Allgemeinen genommen, in Hochmuth über. Denn je weniger wahrer, echter Vorzüge der Stolze sich wirklich bewußt ist, desto mehr ist er genöthigt, den Werth Anderer herabzusetzen, um sich in seinen Gedanken über sie erheben zu können, wie der Stolz es fordert. Und das will sagen: der eitle Stolz macht zur Geringschätzung Anderer, also zum Hochmuth geneigt. Der reelle Stolz kann dagegen auch Andern volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ohne sich selbst seine Befriedigung zu versagen. Er braucht nicht Andere erst klein zu machen, um sein eignes Ich groß zu finden. Insbesondere aber kommt es hierbei noch auf die moralische Beschaffenheit des Subjects an. Denn der Stolz desjenigen, dessen Herz moralisch gut ist, wird schlechterdings niemals in Hochmuth ausarten. Nur bei sittlich Verdorbenen ist dies möglich. Denn das Sittengesetz gebietet, daß wir in jedem Menschen das vernünf-

nünftige Wesen achten, und die Vollkommenheit desselben, nach unsern Kräften, zu befördern suchen sollen. Damit aber kann eine Leidenschaft schlechterdings nicht bestehen, die darauf ausgeht, den Werth aller Andern aufs tiefste herabzusetzen, und sie so geringschätzig, als möglich, zu behandeln.

h) Es giebt eine Leidenschaft unter dem Namen der Ränkesucht (Intriguensucht). Dieselbe kann nun zwar durch andere Leidenschaften, z. B. durch Liebe, durch Ehrsucht, durch Habsucht, durch Leerheitsscheu, u. s. f. wenn diese zur Erreichung ihrer Zwecke der Intriguen bedürfen, erregt und in Bewegung erhalten werden. Sie kann aber auch für sich selbst bestehen. Wenn dies ist, wenn also die Intriguen ohne weitern Zweck, bloß um ihrer selbst willen, geliebt und gesucht werden, so ist die Ränkesucht ein Ausfluß des Stolzes. Denn an und für sich selbst können die Intriguen nur in sofern leidenschaftlich begehrt werden, als die Erfindung und geschickte Ausführung ihres künstlichen Gewebes dem Selbstbewußtseyn schmeicheln, indem sie ein Gefühl von Ueberlegenheit des Geistes gewähren.

Zu dieser reinen Intriguensucht ist auch die Lügensucht gehörig, sofern diese nämlich ebenfalls als eine für sich bestehende Leidenschaft betrachtet, und das Lügen nicht als ein bloßes Mittel zu anderweitigen Zwecken gebraucht wird. Denn alsdann kann dasselbe nur als eine Art von Intriguenmacherei so anziehend werden, daß wir uns mit Leidenschaft ihm ergeben. Die bildende Kunst stellt daher auch die Lügensucht unter einer menschlichen Gestalt vor, deren Gewand mit Zungen und Larven besetzt ist, um anzuzeigen, daß dieselbe, als solche, nur darauf ausgehe, sich durch Falschheit, und Ueberlistung Anderer, zu ergötzen. *)

Daß übrigens eine Leidenschaft, die ihr Vergnügen darin findet, Andere durch täuschende List und Unwahrheit zu hintergehen, an sich selbst böse sey, und mit einer reinen sittlichen Gesinnung nicht bestehen könne, bedarf keines Beweises. Nur ist merkwürdig, daß der Lügensüchtige oftmals selbst in die Grube fällt, die er Andern gräbt. Denn, wenn er seine Lügen erst oft an den Mann gebracht hat, so kommt er

*) Iconologie Nr. 5.

er leicht dahin, daß er selbst sie glaubt.*) Denn, da er sich möglichst bestrebt, ihnen den Schein der Wahrheit zu geben, für die Wahrheit selbst aber kein Interesse hat; so ist er auf die Gründe, woraus die letztere erhellen würde, nicht aufmerksam, und kann daher jenen Schein, wenn er sich erst eine Weile daran gewöhnt hat, leicht für die Wahrheit selbst nehmen, zumahl wo er durch die Regungen seiner Leidenschaft am Nachdenken verhindert wird.

## §. 138.

### Fortsetzung.

4) Unter den Einwirkungen des Stolzes auf die Sinne zeichnen sich folgende aus.

Zuvörderst erhöhet der Stolz ganz ungemein die Empfänglichkeit des innern Sinnes für Alles, was unsern eignen Werth, wirklich oder dem Scheine nach, erhöhet oder erniedrigt. Denn, da er jenes leidenschaftlich begehrt, und dieses leidenschaftlich verabscheuet; so strengt er den innern Sinn an, beides mit möglichster Lebhaftigkeit zu empfinden, jenes, um sich daran zu ergötzen, dieses, um es fortzuschaffen, oder wenig-

*) Shakespears Sturm I, 2.

ungestens nicht ungeahndet zu lassen; und diese stete Anstrengung und Uebung macht den innern Sinn nach und nach höchst empfänglich für Alles, was dem Selbstgefühle schmeichelt, und höchst reizbar gegen Alles, was dasselbe beleidigt. Der Stolz bemerkt daher Beleidigungen, die Andere übersehen, und geräth in Flammen, wo es Andern noch leicht ist, gelassen zu bleiben. Auf diese Weise erhellet also, wie sowohl die begehrenden, als die verabscheuenden Regungen des Stolzes uns leicht in Affect setzen können (§. 10. Nr. 3.).

Auf eine ähnliche Art erhöhet der Stolz auch die Empfänglichkeit für die Eindrücke des Großen und Erhabenen. Denn bei dem Anschauen des Großen und Erhabenen fühlt die Seele sich selbst groß; sie erweitert sich, indem sie das Große umfaßt. Dieses Gefühl stimmt also zu dem Stolze vortrefflich zusammen, indem es ihm Befriedigung giebt (§. 137. b.). Der Stolz trachtet daher demselben bei jeder Gelegenheit nach, und strengt den innern Sinn an, dasselbe jederzeit so klar und lebhaft als möglich aufzufassen. Diese Anstrengung und Uebung aber muß die Empfänglichkeit des innern Sinnes für dieses Gefühl erhöhen. So wie also der Stolz uns treibt, beständig nach dem empor zu streben,

was

s uns ſelbſt Hoheit und Größe, oder wenig-
ıs den Schein davon giebt (§. 137. b.); ſo
cht er uns auch geneigt und empfänglich für
Eindrücke des Großen und Erhabnen
ſer uns. Unter übrigens gleichen Umſtänden
pfindet daher der Stolze leichter und inniger,
jeder Andere, alles Große und Erhabene, ſo-
hl in den freien Handlungen, als auch in den
genſtänden der Natur und den Werken der
nſt.

Dieſe Stimmung des innern Sinnes hat
r nothwendig weiter zur Folge, daß dem
olzen die Eindrücke des Gemeinen und Niedri-
unangenehmer und niedriger ſeyn müſſen,
unter übrigens gleichen Umſtänden jedem
dern, der für das Hohe und Große weniger
pfänglichkeit hat. Er wird daher auch in
ien eignen Handlungen ſich dergleichen zu
ulden kommen zu laſſen, weniger als ein
derer fähig ſeyn; und das iſt ein neuer Grund,
um man auf ſeine Legalität in ſolchen Fäl-
, wo die Verletzung derſelben gemein und
rig ſeyn würde, auch dann ſicher rechnen
n, wenn er nicht in Gefahr iſt, beobachtet zu
den (§. 137. d.). Das Gefühl niedriger
einheit ekelt ihn an.

Eben

Eben jene Stimmung des innern Sinnes erklärt auch noch zum Theil, warum gravitätische, feierliche Langsamkeit der Rhythmus ist, der nicht allein bei den einzelnen Aufwallungen des Stolzes sich zeigt, sondern auch nach und nach in der Seele überhaupt herrschend wird. Denn Hoheit und Größe wird nur langsam aufgefaßt und umspannt, und, wenn es geschehen ist, wird die Aufmerksamkeit lange dabei angehalten und beschäftigt. Es können daher die Bewegungen in dem Gemüthe des Stolzen, wenn das Gefühl seiner Größe und Hoheit aufgeregt ist, nicht anders, als feierlich langsam, erfolgen. Nun muß aber dieses Gefühl sehr oft bei ihm auflodern. Denn seine Leidenschaft strebt darnach, und sein innerer Sinn hat große Empfänglichkeit dafür. Daher gewöhnt sich das Gemüth, durch die öftere Uebung, allmählich an jene feierliche Langsamkeit in der Bewegung. Dieser Rhythmus wird nach und nach zum herrschenden; und dies noch mehr dadurch beschleunigt, daß der innere Sinn auch für die Eindrücke des Großen und Erhabnen außer uns so viel Empfänglichkeit hat, und also das Gefühl von dergleichen Eindrücken, bei welchem die

mliche Bewegung obwaltet, sehr oft unser müth erfüllt.

5) In Ansehung des Körpers zeigt sich zuerst in allen Stellungen und Bewegungen, s ganzen Körpers sowohl als seiner einzelnen heile, ein sichtbares Bestreben, sich gerade aufcht zu halten, sich auszudehnen und zu erhen. *) Dies ist diejenige Aeußerung des Stols, in Ansehung deren er Aufgeblasenheit **) genannt wird.

Man hat im gemeinen Leben verschiedene usdrücke, die einzelne Züge davon bezeichnen. o sagt man von einem Menschen, den man ls stolz characterisiren will: er trägt die lase hoch, oder: er hat einen Nagel m Kopfe, oder auch schlechtweg: er hat inen Nagel! Bei der ersten Redensart liegt ie Erklärung vor Augen. Weniger bei der ndern. Sie gründet sich aber darauf, daß der Stolze seinen Kopf mit so steifem Nacken aufecht trägt, daß es gleichsam das Ansehen hat, ls steckte ein Nagel darin, der jede Beugung un-

*) Meine Rhetorik §. 227.

**) Manche nehmen diesen Ausdruck für den höchsten Grad des Stolzes überhaupt (Die Leidenschaften, von Eibken. S. 325).

unmöglich machte; (so wie man auf ähnliche Art von einem Menschen, der sich nicht zu bücken weiß, oder es nicht will, zu sagen pflegt: er habe einen Stock im Rücken).

Auf ähnliche Art, wie das Gebehrdenspiel, ist auch der Ton der Stimme voll Pathos und Gravität; *) und, wenn der Stolz Hochmuth ist, so werden beide noch dadurch modificirt, daß sich der Ton und die Gebehrden der Verachtung mit einmischen. **)

Außerdem aber zeigt sich eine abgemessene, feierliche Langsamkeit, sowohl in der Bewegung der Stimme, als auch des Körpers und seiner Theile. ***)

Die Gründe nun, woraus sich alle diese Erscheinungen erklären lassen, sind folgende.

a) Ist klar, daß die beschriebnen natürlichen Ausdrücke des Stolzes dem Gemüthszustande selbst analog sind; daß sie den Ton und Rhythmus enthalten, die bei dem Stolze in dem Gemüthe herrschen. Deßhalb müssen sie ganz unwillkührlich entstehen, weil zwischen jeder

*) Meine Rhetorik §. 173.
**) Rhetor. §. 173. 227.
***) Ebendas.

Leidenschaft und ihren natürlichen Aus-
icken im Körper eine Analogie Statt finden
ß (§. 50.).

b) Aber auch willkührliche Bestrebungen ha-
i Einfluß darauf. Denn der Stolze mag gern Al-
s, was er sagt und thut, wenigstens den Schein
n Wichtigkeit geben, zumal da er eingebildet und
i sich eingenommen ist, und daher Alles, was
i betrifft, leicht für größer und wichtiger hält,
es ist (§. 136.). Da nun jener Ton und
)ythmus eben dazu dienen, diesen Schein her-
zubringen; so ist klar, daß dieselben auch an
d für sich, bloß als äußere Erscheinungen be-
ichtet, zu dem Stolze zusammenstimmen, und
n diesem geflissentlich gesucht werden, wo
nicht schon von selbst, als unwillkührliche Aus-
iche der Bewegungen im Innern erscheinen.

Da demnach der Ton und der Rhythmus
s Stolzes bei jeder Aufwallung dieser Lei-
nschaft ganz unwillkührlich in dem Aeußern
s Menschen erscheinen, und da sie auch in
dern Fällen, oft absichtlich hervorgebracht wer-
n; so gewöhnt sich der Körper allmählich
ran, und sie zeigen sich alsdann in einem ge-
ssen Grade in Stimme und Gebehrden auch in

solchen Fällen, wo das Gemüth von keiner besondern Regung des Stolzes gehoben wird, sondern ganz ruhig ist. So erzählt z. B. der Stolze auch die gleichgültigsten Dinge mit einem ganz andern Tone, als der Bescheidne, der nicht gewohnt ist, Allem, was er sagt und thut, den Schein von Wichtigkeit zu geben. — Oft sind auch jene Ausdrücke das Einzige, wodurch der Stolze, selbst alsdann, wenn seine Leidenschaft in Bewegung gesetzt ist, sich verräth. Denn seine Worte sind oft sehr bescheiden. *)

Ein anderer, merkwürdiger Einfluß des Stolzes auf den Körper besteht darin, daß er die natürlichen Ausdrücke aller Empfindungen, auch der körperlichen, schwächt und zuweilen ganz unterdrückt, sobald es etwas Kleinliches und Gemeines an sich hat, sich einer solchen Empfindung Preis zu geben. Denn bei seiner heißen Begierde nach Hoheit und Größe muß ihm das Gefühl einer solchen niedrigen Gemeinheit unerträglich seyn Er wird daher auch die Körperkraft anstrengen, die Empfindung selbst zu unterdrücken, oder sie mit Festigkeit zu ertragen; und diese Anstrengung wird nie ganz ohne Erfolg

*) Vergl. Lessings Dramat. Nr. XXV.

g ſeyn, zumal wo dieſer von erhöheter Lebens-
tigkeit unmittelbar abhängt. So wird man
3. niemals gewahr werden, daß ein Stolzer bei
perlichen Schmerzen eben ſo kläglich thut, und
eben ſo ungeberdig ſtellt, als unter übrigens
ichen Umſtänden ein Anderer. Jener unter-
ickt diejenigen Ausbrüche des Schmerzes, die
hwachheit verrathen und ihn in ſeinen eignen
gen erniedrigen. Auch den Schmerz ſelbſt
ämpft er glücklicher. Denn er trägt ihn mit
hr Feſtigkeit und unterdrückt ihn leichter,
il er ſeinen Angriffen eine angeſtrengtere und
öhetere Kraft entgegen ſetzt. Man ſieht z. B.
mit Bewunderung, wie der Nationalſtolz
r der Soldatenſtolz den in der Schlacht Ver-
ndeten ihre Schmerzen beſiegen hilft. Schon
Kindern kann dieſe Wirkung ſich zeigen. Ein
ruf, wie der: „Pfui! ein Knabe muß nicht
inen! Das thun nur die Mädchen!“ preßt
manchen die Thränen zurück und hilft den
hmerz verbeißen.

Aus eben dem Grunde aber kann der Stolz
ar dazu beitragen, das körperliche Uebel
ſt, welches den Schmerz verurſacht, leichter
heben. Denn die durch ihn erhöhete Lebens-
*tigkeit der körperlichen* Kraft kann nicht

anders, als wohlthätig hierauf wirken (§. 107.). Unter übrigens gleichen Umständen heilt die schmerzende Wunde besser, wo ein stolzes Gemüth das Haupt empor hebt, als wo demüthige Schlaffheit sich dem Schmerze Preis giebt.

In einem noch höhern Grade muß sich jener Erfolg zeigen, wo das Uebel unmittelbar von dem Zustande der Nerven abhängt, weil diese dem Einflusse der Seele am nächsten unterworfen sind. Philosophische Aerzte haben daher auch in solchen Fällen die Erregung des Stolzes als Heilmittel anzuwenden gesucht. „Hypochondriaci, sagt Sauvage *), admonendi sunt virum fortem dedecere hanc malorum intolerantiam, atque continuam de hisce querelam."

## §. 139.

### Gründe des Stolzes.

Alle Vollkommenheit, die lebhaft vorgestellt wird, gewährt an und für sich Vergnügen. Insonderheit aber alsdann, wenn sie unsre eigne Vollkommenheit ist, weil Alles, was unmittelbar

*) W. Falconer's Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften auf den Körper. Deutsch von Michaelis. S. 80.

r unsere eigene Person angeht, uns natürli
r Weise am stärksten interessirt. Daraus er
rt sich, wie das sinnliche Begehren, ein leben
jes Bewußtseyn seines eignen (wahren oder
gebildeten) Werths zu haben, überhaupt ent
hen, und wie es diejenige Höhe, wo es Lei
nschaft wird, erreichen kann (§. 3. und §. 1.
f.); d. h. es erklärt sich daraus, wie der
olz möglich ist.

Es ist aber hierbei merkwürdig, daß gerade
jenigen Vorzüge, die unter allen den höchsten
rth geben, die moralischen nämlich, weit
niger Stolz begründen, als die physischen,
nal diejenigen physischen, die bloße Geschenke
Natur sind, und daß daher die Menschen,
die Erfahrung es lehrt, auf die letztern weit
hr stolz sind, als auf die erstern, und es da
auch weniger ertragen, wenn man die letz
n, als wenn man die erstern nicht anerkennen
l, und z. B. größtentheils empfindlicher ge
nkt werden, wenn man ihren Witz, als wenn
n ihre Rechtschaffenheit in Zweifel zieht oder
absetzt.

Der Grund dieser Erscheinung ist gedop
t. Denn, wenn zuvörderst der Mensch
hre, moralische Vorzüge in der That besitzt;

ſo lehrt ihn ſeine ſittliche Geſinnung den Stolz beherrſchen. Denn, wenn gleich das Beſtreben, ſich ſeines Werths bewußt zu ſeyn, an ſich ſelbſt keinesweges getadelt werden kann; ſo iſt doch die leidenſchaftliche Gewalt deſſelben, da ſie die Herrſchaft der Vernunft beſchränkt, nicht zu billigen und nur das, was wir edeln Stolz genannt haben (§. 135.), kann von einer echt ſittlichen Geſinnung ohne Widerſpruch geduldet werden. Wenn dagegen der Menſch ſich bloß einbildet, gewiſſe moraliſche Vorzüge zu beſitzen, und alſo zwar keine echt ſittliche Geſinnung dem Stolze das Widerſpiel hält; ſo giebt es doch einen andern Grund, unſere Erſcheinung zu erklären. Denn die phyſiſchen Realitäten, die bloße Geſchenke der Natur ſind, wie etwa ein angeborner, glänzender Witz, ſcheinen dem Stolzen, als beſondere Begünſtigungen der Natur, die Niemand durch irgend eine Anſtrengung erringen kann, eine größere Auszeichnung zu ſeyn, als moraliſche Eigenſchaften; welche, da ſie von der Freiheit abhängen, Jeder haben kann, der nur will. Dasjenige aber, was uns am meiſten auszuzeichnen ſcheint, iſt eben das, worauf wir am meiſten ſtolz ſind (§. 137.).

In Anſehung der Art und Weiſe, wie die zelnen Vermögen des Menſchen zu dem olze mitwirken, iſt Folgendes in Erwägung ziehen.

1) Das Vergnügen, was der Menſch im n Gefühle ſeines Werths genießt, und die enſchaftliche Begierde nach dieſem Vergnü-, können ſeinen Verſtand zu einer übermäßi- Schätzung ſeines Werths verleiten, und Dünkel erzeugen (§. 136. Nr. 1.). Dieſer nkel aber wirkt ſeines Orts wieder zurück auf Stolz, und vermehrt ihn. Denn je größer der Werth ſcheint, deſſen ich mir bewußt eyn glaube, deſto angenehmer iſt mir dieſes ußtſeyn, deſto größer alſo auch die Begierde nach, oder, der Stolz. Es ſind alſo Stolz Dünkel in Wechſelwirkung. Ja es kann der Dünkel, der in einem geringern Grade ch die noch nicht leidenſchaftliche Begierde Selbſtgefühl ſchon erregt wird, den Stolz erſt erzeugen, indem er durch ſeine Zurück- kung jene Begierde verſtärkt. Dabei iſt igens offenbar, daß es dem Stolze um ſo ter werden muß, Dünkel zu erzeugen, und urch mittelbarer Weiſe ſich ſelbſt zu verſtär- *je ſchwächer* der Verſtand iſt. Denn deſto

leichter läßt ſich dieſer zu einſeitigen und oberflächlichen Urtheilen überhaupt, und alſo auch insbeſondere zu einer übermäßigen Selbſtſchätzung verleiten.

So wie wir alſo in einem gewiſſen Sinne behaupten konnten (§. 136. Nr. 1.), daß der Stolz dumm mache; ſo läßt ſich auch umgekehrt ſagen: daß Dummheit den Stolz begünſtige; und es iſt alſo auch in ſofern etwas Wahres daran, wenn man im gemeinen Leben den Stolz als ein Zeichen von Dummheit zu betrachten geneigt iſt (§. 136. Nr. 1.). — Hieraus erklärt ſich, warum die bildende Kunſt den Stolz als ein Frauenzimmer mit verbundenen Augen darſtellt,*) und warum insbeſondere der Hochmuth als ein Frauenzimmer mit Eſelsohren, und einer kalekutiſchen Henne (dem Sinnbilde der Dummheit) neben ſich, abgebildet wird. **)

2) Bei Betrachtung der Einwirkung des Stolzes auf die Phantaſie iſt gezeigt worden (§. 136. Nr. 2.), wie der Stolz das Spiel der zu ihm zuſammenſtimmenden Bilder belebe, und wie er inſonderheit eingebildet mache. Dieſer Zu-

*) Iconologie Nr. 25.

**) Iconologie Nr. 87.

ſtand der Phantaſie aber wirkt, wie von ſelbſt
ellet, eben ſo auf den Stolz zurück, wie der
inkel. Nur tritt der Unterſchied ein, daß er
ht durch Schwäche der Phantaſie, wie der
inkel durch Schwäche des Verſtandes, ſondern
lmehr durch Stärke derſelben begünſtigt,
rd. Denn, je mächtiger die Phantaſie iſt,
to glänzender erſcheinen die zu dem Stolze zu-
nmenſtimmenden Bilder, und deſto lebhafter
rd inſonderheit die Einbildung von uns ſelbſt.
) wie alſo bei dem Verſtande die Schwäche
s Stolz mittelbar befördern kann; ſo kann
s bei der Einbildungskraft die Stärke thun.
rſtand und Einbildungskraft haben alſo in
ſer Hinſicht zu dem Stolze ein ganz entgegen-
ſetztes Verhältniß. — Durch die erwähnte
rmittelung der Phantaſie wird auch oft der
olz allererſt erzeugt. Denn, wenn die Be-
rde nach Selbſtgefühl auch noch nicht leiden-
aftlich iſt, ſo kann ſie uns doch ſchon, wie-
hl in einem geringern Grade eingebildet ma-
n. Dieſe Einbildung kann durch ihre rück-
rkende Kraft jene Begierde verſtärken und
f dieſe Weiſe zur Leidenſchaft erhöhen.

Wenn die Einbildung, die der Menſch
r *ſich ſelbſt hat*, bis zu der äſthetiſchen Idee

gesteigert wird, die dem Stolze angehört (§. 136. Nr. 2.); so entsteht der höchste Grad des Stolzes. Es ist aber merkwürdig, daß alsdann auch das Bestreben des Stolzes seine Grenze erreicht. Denn, wenn der Mensch das Bewußtseyn des höchsten, erreichbaren Werthes schon zu haben glaubt, so kann er nicht eines noch höhern sich bewußt zu werden trachten. Er strebt also nur, sich das schon vorhandene Selbstbewußtseyn zu erhalten. Der Stolz ist also nicht, wie viele andere Leidenschaften, in der Bedeutung unendlich und unersättlich, daß er immer weiter gehen, und nie befriedigt werden könnte. Das Ziel seines Bestrebens ist völlig immanent und idealisch. Nur um seine eigene Vorstellung von seinem Werthe ist es ihm zu thun, und, wenn diese auch bloße Einbildung ist, so ist er dennoch befriedigt. Die ästhetische Idee selbst enthält zugleich die Realisirung seines Bestrebens.

3) In Ansehung der Sinne erhöhet der Stolz die Empfänglichkeit für das Gefühl unseres eigenen Werths (§. 138. Nr. 4.); und auch diese befördert gegenseitig wieder den Stolz. Denn je stärker wir unsern Werth fühlen, desto leb-

ßhafter iſt das dabei empfundene Vergnügen; ſto ſtärker alſo auch die Begierde darnach.

Aber auch ſchon von Natur kann die Empfängbkeit des innern Sinnes für das Gefühl unſers genen Werths größer oder geringer ſeyn; und größer ſie iſt, deſto leichteres Spiel haben die rigen den Stolz bewirkenden Gründe. Es nn daher die größere angeborne Empfänglichit für das Gefühl unſres eigenen Werths als ne Naturanlage zum Stolze betrachtet werden.

Vorzüglich aber muß die erwähnte Emfänglichkeit dem Entſtehen und dem Wachsume des Stolzes alsdann günſtig ſeyn, wenn ßerdem noch ein choleriſches Temperament . 69.) hinzukommt. Denn je wärmer das efühl iſt, das wir von unſerm eignen Werthe aben, je fähiger alſo, uns in Affect zu bringen, eſto inniger iſt auch das Vergnügen, das wir abei empfinden, deſto ſtärker alſo auch die Bierde darnach. Und außerdem muß auch die eigung, einen großen Dünkel und eine hohe inbildung von ſich ſelbſt zu haben, um ſo gröer ſeyn. Denn wenn es gleich nur erdichtete nd eingebildete Vollkommenheit iſt, deren wir ns bewußt zu ſeyn glauben; ſo werden wir doch nem ſolchen Bewußtſeyn um ſo mehr nachſtre-

ben,

ben, je wärmer das Gefühl des Vergnügens ist, das wir dabei genießen. Das choleriſche Temperament kann alſo als eine Naturanlage zum Stolze betrachtet werden, und die Erfahrung lehrt deshalb auch, daß Gemüther, die dieſes Temperament haben, vorzüglich zum Stolze geneigt und geſtimmt ſind, einen großen Dünkel und eine hohe Einbildung von ſich zu haben.

Derjenige im Gegentheile, dem es an Empfänglichkeit für das Gefühl ſeines eigenen Werths im hohen Grade fehlt, (wie, wer ſich von einem andern zum Luſtigmacher gebrauchen läßt, um nur deſſen fette Tafel zu genießen), iſt zwar von dieſer Seite, wenn zumal noch eine ſtarke Doſis Phlegma hinzukommt, gegen die Verſuchungen des Stolzes ſicher geſtellt. Allein er läuft dagegen Gefahr, in ein anderes Uebel zu verſinken, welches noch viel ſchlimmer iſt. Denn wer kein Gefühl dafür hat, wenn er ſeine eigne Würde verletzt, und ſich ſelbſt erniedrigt, der hat eine Schutzwehr weniger, ſich vor Schlechtheit und Niederträchtigkeit zu bewahren. — Es kann dieſer Zuſtand des innern Sinnes, wo es demſelben an Empfänglichkeit für das Gefühl unſres eignen Werths im hohen Grade fehlt, der niedrige Sinn (Senſus abjectus),

oder

der auch die Stumpfheit des Selbstgefühls, genannt werden, obgleich beide Ausdrücke den Begriff nicht völlig bestimmt bezeichnen, und also nur in Ermangelung besserer gebraucht werden müssen.

Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß zuweilen Stolz und niedriger Sinn in Einem Subjecte beisammen sind. Auch läßt sich das leicht erklären. Denn die Empfänglichkeit des innern Sinnes kann einseitig seyn. Es kann seyn, daß er für gewisse Vorzüge sehr viel und für andere wieder sehr wenig Gefühl hat; und es ist daher möglich, daß in Hinsicht auf die erstern Stolz, in Hinsicht auf die letztern dagegen niedriger Sinn Statt findet. Die Frau von Schmerling,*) voll übertriebenen Adelstolzes, ist von dem Hofrath Reinhard, der ihre Nichte zur Frau hat, so eben auf das verächtlichste behandelt worden. Gleichwohl nimmt sie es an, daß dieser eine Schuld an einen Handwerksmann für sie bezahlt; und ist nichtswürdig genug, hinzuzusetzen: „Nun ich den Stein vom Herzen habe, der

*) In dem Schauspiele: Nicht mehr als sechs Schüsseln, worin die Charactere zwar etwas derb, aber doch größtentheils richtig gezeichnet sind.

verlache ich Sie und ihre ganze Familie!" Hier ist Stolz und niederträchtiger Sinn beisammen.

4) Ueber den Einfluß des Begehrungsvermögens auf den Stolz vergleiche man oben §. 73 ꝛc. und §. 77 ꝛc. Man wird dabei von selbst bemerken, in wiefern der Stolz durch den Character des Subjects bestimmt wird; so wie aus den vorstehenden Betrachtungen klar ist, daß diese Leidenschaft von dem Temperamente und von dem Kopfe und zwar von dem letztern mehr, als die meisten andern Leidenschaften, abhängt.

5) Auch der Körper kann auf Beförderung des Stolzes Einfluß haben. Denn ein Aeußeres, welches eine gewisse Hoheit, ein gewisses imponirendes Wesen an sich hat, gewährt schon an sich selbst dem Stolze ein befriedigendes Gefühl, und macht ihm Lust, dasselbe geltend zu machen. Ueberdem stimmt es zu dem Stolze auch dadurch zusammen, daß es ihm erleichtert, seine Ansprüche durchzusetzen, und Andere abhält, daß sie nicht so leicht wagen, dieselben zu demüthigen als sonst wohl geschehen würde.

§. 140.

## §. 140.

### Practiſche Regeln in Betreff des Stolzes.

Da dasjenige Beſtreben, welches das Wes
des Stolzes ausmacht, an ſich ſelbſt un-
ıldig iſt (§. 139.); ſo fordert das Geſetz der
ßigung (§. 99.) nicht, daß wir daſſelbe aus-
ten, ſondern nur, daß wir es in den gehöri-
Schranken halten ſollen. Wir ſollen es
)t zu einer Leidenſchaft werden laſſen, welche
Vernunft beherrſcht, oder es, wofern dies
)n geſchehen wäre, unter die Botmäßigkeit
Vernunft wieder zurück bringen. Dazu
)t die Befolgung folgender Regeln. Wir
ſſen uns

1) beſtreben, uns von derjenigen Vollkom-
nheit, die wir wirklich beſitzen, und von der-
igen, die wir beſitzen könnten und ſollten,
llig deutliche Begriffe zu machen. Denn
chts iſt wirkſamer, als die deutliche Verglei-
ung deſſen, was wir ſind, mit dem, was wir
)n könnten und ſollten, allen Dünkel und alle
nbildung zu verhindern, oder ſie, wenn ſie
) ſchon eingeſchlichen haben, wieder zu vernich-
ı, und alſo dem Stolze den Eingang zu ver-
*hren, oder ihm*, wenn er ſich unſerer ſchon

bemeistert hat, wieder zu schwächen. Dabei müssen wir uns

2) zur Pflicht machen, uns unsere einzelnen Fehler und Mängel nicht zu verhehlen, sondern uns vielmehr eine deutliche und bestimmte Erkenntniß davon zu verschaffen, und uns diese Erkenntniß so geläufig zu machen, daß sie uns immer zu rechter Zeit gegenwärtig ist, wenn uns die Versuchungen des Stolzes anfechten, und, uns zu überheben, uns verleiten wollen. Denn auch das vergegenwärtigte, recht deutliche Andenken an einzelne Fehler und Mängel hat große Kraft, den Aufflug des Stolzes zurück zu halten, oder wieder nieder zu schlagen.

3) In sofern das Temperament dem Stolze Vorschub thut, müssen wir uns Mühe geben, dasselbe so zu modificiren, daß diese Wirkung aufgehoben, oder unschädlich gemacht werde (§. 103. Nr. 3.).

4) In Ansehung des Körpers müssen wir uns befleißigen, das aufgeblasene Wesen in unserm Aeußern zu vermeiden, oder es, wenn es uns schon zur Gewohnheit geworden ist, wieder abzulegen; und uns also vor dem Ton und Rhythmus des Stolzes, in der Stimme sowohl als auch in den Geberden, zu hüten. Denn

die

die Vermeidung dieser natürlichen Ausdrücke des Stolzes muß dazu beitragen, das Emporkommen des Stolzes zu hindern, oder die Macht desselben wieder zu schwächen. Denn es ist dies nicht allein bei allen Leidenschaften überhaupt der Fall (§. 106. Nr. 4.); sondern es gehört auch der Stolz zu denen, für welche es vorzüglich gilt. Denn eines Theils sind seine natürlichen Ausdrücke in einem vorzüglichen Grade lebhaft, und andern Theils gewähren sie ihm zugleich selbst eine Befriedigung, die ihm schmeichelt, und es muß daher, auch in dieser Hinsicht, durch ihre Unterdrückung, ihm selbst Abbruch geschehen.

5) In Betreff des Begehrungsvermögens wird von den oben (§. 104. 105.) festgesetzten allgemeinen Vorschriften leicht die Anwendung gemacht; so wie auch von dem, was §. 134. Nr. 6. von der Erregung einer andern Leidenschaft, und insbesondere der Freiheitssucht, als einem practischen Hülfsmittel ist gesagt worden.

Alle diese Regeln gelten natürlicher Weise auch gegen den Hochmuth. Denn er ist eine besondere Art des Stolzes. Nur muß es in Rücksicht auf ihn nicht bloß darauf abgesehen seyn,

ihn in Schranken zu halten, oder in gewiſſe Grenzen zurück zu bringen; ſondern das Beſtreben muß dahin gehen, ihn gänzlich auszurotten. Denn er iſt eine böſe Leidenſchaft, die mit moraliſcher Güte durchaus unverträglich iſt (§. 137. f.). Außer der Beobachtung obiger Vorſchriften wird es alſo hauptſächlich auch noch darauf ankommen, ſeine moraliſche Geſinnung zu verbeſſern. Denn ſofern die böſe Geſinnung, die der Hochmuth vorausſetzt, nicht zuvor vertilgt wird; ſo fehlt in der Regel — ob er gleich zuweilen aus Klugheit entſteht — der ernſte Wille, den Hochmuth zu unterdrücken; und es können daher alle Regeln zu dieſem Zwecke Nichts helfen, weil ſie nicht mit Ernſt in Ausübung gebracht werden.

In dieſem Falle nun, wo alſo die Bezähmung des Hochmuths von innen aus nicht erfolgt, müſſen äußere Antriebe hinzukommen, wenn er überhaupt ausgerottet werden ſoll. Die wirkſamſten dieſer äußern Antriebe, (ob ſie gleich zunächſt nur die Unterdrückung der Aeußerungen des Hochmuths, nicht des innern Hochmuthes ſelbſt bewirken), ſind folgende zwei.

Zuvörderſt macht es den Hochmüthigen zurückhaltend, wenn ihn einmal die übeln Folgen

ſei-

ues beleidigenden Betragens empfindlich tref-
, wenn Andere einmal Gelegenheit finden
) ergreifen, ihn fühlen zu lassen, was er
:ch sein wegwerfendes Betragen um sie ver-
nt hat.

Das andere, was eine große Macht hat,
Hochmuth (wie den Stolz überhaupt) im
im zu halten, das ist die lachende Satire, zu-
l in dramatischer Gestalt. Denn theils ist
aufgeblasene Wesen des Stolzen besonders da-
zeeignet, lächerlich gemacht zu werden; theils
:s auch gerade der Stolze, der durch Spott
tiefsten gekränkt, und also auch am stärksten
etrieben wird, die Veranlassung dazu zu ver-
den; wofern nur seine Leidenschaft noch nicht
Höhe erreicht hat, wo er auf das Urtheil
rer nicht mehr achtet (§. 136. Nr. 1.). Es
daher demjenigen Ernste, womit alles
ntlich moralisch Böse behandelt werden soll,
t entgegen seyn, wenn die dramatische Dicht-
st den Hochmuth lächerlich macht. Auch das
erlichmachen läßt sich zu ernsten Zwecken
auf eine ernste Art in Anwendung bringen.

## Dritte Abtheilung.
### Von der Freiheitsſucht.

### §. 141.
#### Weitere Entwickelung des Begriffes der Freiheitsſucht.

Sofern ich phyſiſch oder moraliſch genöthigt bin, Etwas zu thun oder zu leiden, weil ein Anderer es will, bin ich von dieſem Andern abhängig. Sofern das nicht iſt, bin ich frei. Dieſe Freiheit iſt die äußere, und wird allemal verſtanden, wenn von Freiheit ſchlechthin die Rede iſt. Sofern alſo der Menſch frei iſt, iſt er nicht genöthigt, ſich nach der Willkühr eines Andern als ein Mittel zu den Zwecken dieſes Andern gebrauchen zu laſſen; ſondern kann ſeine Kräfte zu ſeinen eignen Zwecken, nach eigenem Belieben, in Anwendung bringen; und eben dieſer Zuſtand iſt das, wornach die Freiheitsſucht trachtet. Das leidenſchaftliche Streben nach demſelben iſt die Freiheitsſucht.

Hieraus erhellet, daß wir der Freiheitsſucht in der obigen Claſſification der Leidenſchaften die ihr zukommende Stelle richtig angewieſen haben

aben (§. 111.). Denn zuvörderſt iſt die Frei-
eitsſucht eines Menſchen offenbar auf ſeine
gene Perſon gerichtet; es iſt ein gewiſſer Zu-
nd ſeiner eigenen Perſon, wornach ſie trachtet.
ıd ſodann iſt klar, daß dieſelbe auf die eigene
:rſon des Menſchen in ſofern gehet, als die-
be als Mittel zu eignen oder fremden Zwecken
trachtet wird. Denn als Mittel zu fremden
ıecken, nach fremder Willkühr, dienen müſſen,
eben das, was die Freiheitsſucht verabſcheuet,
ɔ zu eigenen Zwecken, nach eigenem Belieben
:ken können, iſt das, was ſie begehrt.

Man muß aber die Freiheitsſucht mit dem
iheitstriebe nicht verwechſeln. Denn 1) ſind
ɔenſchaften und Triebe überhaupt weſentlich
ſchieden (§. 7 und 5.); 2) kann die Frei-
tsſucht eben ſo wenig, als irgend eine andere
ɔenſchaft angeboren ſeyn. Der Freiheitstrieb
gegen iſt angeboren, und äußert ſich daher
ɔn in dem zarteſten Alter, wo Leidenſchaften
ɔ nicht Wurzel ſchlagen können. Nicht
in der

nberbis juvenis, tandem cuſtode remoto
audet equis canibusque et aprici gramine campi;

dern auch ſchon das Kind auf den Armen der
ıtter ſtrebt, ſich frei zu bewegen, und äußert

ſeine

seine Unlust, wenn es sich darin gehemmt fühlt. Hat man doch neuerdings sogar behaupten wollen, daß das erste Schreien, womit das neugeborne Kind in die Welt tritt, kein Ausbruch von Schmerz, und eben so wenig ein bloß mechanischer Erfolg von dem Eindringen der äußern Luft in die Lungen, sondern vielmehr ein Ausdruck des Unwillens sey, den das Kind bei dem Gefühle seiner beschränkten Freiheit empfindet. 3) die Freiheitssucht ist dem Menschen eigenthümlich, da sie als Leidenschaft Vernunft voraussetzt (§. 7.). Den Freiheitstrieb hat der Mensch mit allen andern Thieren gemein. Denn nicht allein die vollkommnern Thiere, wie etwa der Hund, der, an die Kette gelegt, jämmerlich heult, und losgelassen, mit wilder Freude und unbändigem Umherspringen, seine Freiheit feiert, sondern auch die unvollkommensten äußern jenen Trieb. Selbst der Wurm strebt sich in eine Lage zu bringen, wo er nach seiner Natur am freiesten leben kann.

Der große Schöpfer wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Auch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkühr sich ergetzen.

Schiller.

Auf der andern Seite muß die Freiheitssucht von der vernünftigen Begierde nach Freiheit unterschieden werden. Denn auch der vernünftige Wille strebt nach Freiheit, als einem theuren Gute, das uns nicht bloß zur Glückseligkeit, sondern auch zur Pflichterfüllung unentbehrlich ist. Nur sucht er dieses Gut auf keinen andern, als auf solchen Wegen zu erstreben, die mit dem Wohle Anderer bestehen, und ohne Widerspruch von Allen befolgt werden können. Die wohlthätigen Wirkungen dieses Bestrebens, wenn es mit Erfolg gekrönt wird, verbreiten Segen um sich her, und fröhlich blüht das Glück der Völker in dem Sonnenscheine dieser Freiheit.

Die Freiheitssucht hingegen bekümmert sich, wie jede Leidenschaft, nicht um die Sittlichkeit und Vernunftmäßigkeit der Mittel zu ihrer Befriedigung. Sie ergreift ein jedes, wodurch sie nur zu ihrem Zwecke zu gelangen hofft, ohne darauf zu achten, ob Recht und Billigkeit, ob Glück und Ruhe Anderer dadurch gefährdet oder mit Füßen getreten werden. Wird sie gereizt und empört, so geräth sie in eine zügellose Wuth. Sie wird ein wilder, reißender Strom, der alle *Dämme der Vernunft* durchbricht, und rings

um-

umher Verheerung verbreitet. Nichts Schrecklichers, als wenn ein ganzes Volk von dieſer Wuth ergriffen wird.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen,
Der ruhige Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.

Lied von der Glocke.

Ein ſchauderhaftes, aber bis auf den kleinſten Zug treffendes Gemälde. Die Geſchichte älterer und neuerer Zeiten giebt Beiſpiele dazu.

In einem geringern Grade ihrer Stärke wird ſich die Freiheitsſucht dergleichen Greuel allerdings nicht geſtatten; aber doch nie Bedenken tragen, die Grenzen des Erlaubten zu überſchreiten, ſobald ihr dies zu ihrer Befriedigung nöthig zu ſeyn ſcheint; und, iſt ſie inſonderheit noch von dem leichten und fröhlichen Sinne der Jugend begleitet; ſo ſind die Ausſchweifungen,

wor-

rin ſie ſich ergießt, nicht ſowohl von boshaf-
r, als vielmehr von muthwilliger Art, wie
es insbeſondere die Geſchichte der ſogenannten
ademiſchen Freiheit durch Beiſpiele lehrt.

In objectiver Beziehung ſind die Modifica-
nen der Freiheitsſucht ſo verſchieden, als es
rſchiedene Arten von Freiheit giebt, auf welche
gerichtet ſeyn kann, ſo wie z. B. die Sucht
ch bürgerlicher Freiheit und die Sucht nach
eligionsfreiheit auf dieſe Art, alſo in objecti-
r Rückſicht, ſich unterſcheiden. Es iſt aber
nöthig, hierüber mehr zu ſagen, und von den
ründen, welche bewirken, daß bald dieſe,
ld jene Richtung der Freiheitsſucht in dem
emüthe des Menſchen vorherrſchend iſt, wird
ten die Rede ſeyn.

Aller Freiheitsſucht ſteht derjenige Zuſtand
ject entgegen, welcher der knechtiſche
inn (animus Servilis) heißen kann, und wel-
r darin beſteht, daß es dem Gemüthe nicht
ein an Freiheitsſucht, ſondern auch an dem
ernünftigen Begehren der Freiheit, und an
npfänglichkeit für das Wohlgefallen an ihr
ylt. Dieſer knechtiſche Sinn iſt es, den Uz
nen Zeitgenoſſen voll Unwillen vorwirft, wenn
ſagt:

O Schande! Sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr als den härtsten Tod im Arm der Freiheit scheuten?

Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen derer Enkel seyn,
Die rauh, doch furchtbar frei, für ihre Wälder stritten?

Gänzlich ist indessen doch der angeborne Freiheitstrieb niemals unterdrückt, und ein ganz vollkommen knechtischer Sinn wird nirgends angetroffen. Zwar hat man Beispiele, die für das Gegentheil zu zeugen scheinen. Freigelassene Leibeigene z. B. sind zuweilen freiwillig in die Knechtschaft zurückgekehrt. Allein diese Beispiele beweisen Nichts. Man hatte dergleichen Leibeigenen eine solche Freiheit gegeben, oder sie hatten sie aus eigner Schuld so schlecht benutzt, daß sie durch Noth und Elend in einer ärgern Sklaverei, als vorher durch ihre Herren, gehalten wurden. Es kann daher seyn, daß sie sogar durch den Freiheitstrieb selbst in die Knechtschaft zurück geführt wurden. Denn offenbar muß dieser Trieb die leichtere Sklaverei der schwerern *vorziehen*. Auf alle Fälle folgt nicht, daß dieser

ser Trieb gänzlich und vollkommen unterdrückt war. — Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit allen übrigen Beispielen dieser Art, welche die Erfahrung etwa darbieten mag.

## §. 142.

### Nähere Betrachtung der Folgen der Freiheitssucht.

1) In Rücksicht auf den Verstand ermangelt die Freiheitssucht zwar nicht, eben den Einfluß zu zeigen, den die Leidenschaften überhaupt auf ihn zu haben pflegen (§. 16 ꝛc.). Denn theils macht sie ihn erfinderisch und sinnreich, wo es darauf ankommt, Mittel zu ihrer Befriedigung zu finden, oder die dargebotenen zu rechtfertigen. Theils unterdrücken ihre Ausbrüche das Denken in andrer Rücksicht und veranlassen einseitige, schiefe und verkehrte Urtheile. Inzwischen äußert sich doch diese letztere Wirkung verhältnißmäßig in einem höhern Grade, als die erstere. Der Blick des Verstandes wird in Rücksicht auf die übrigen Objecte in einem höhern Grade blind gemacht, als er in Rücksicht auf die Mittel zur Befriedigung der Leidenschaft erhellet und geschärft wird; und insonderheit wird er an der gehörigen Umsicht (Circumspection) *gänzlich* gehindert. Daher kommt es

es auch, daß die Freiheitsſucht häufiger, als viele Andere Leidenſchaften die Erreichung ihres eigentlichen Zwecks verfehlt, zumal, wenn es ein ganzer Volkshaufen iſt, in welchem ſie tobt.

Vis conſilî expers mole ruit ſua.

Man ſieht mit Verwunderung, wie blind ein ſolcher Haufen dagegen iſt, wenn er von verſchlagenen Demagogen die ihm, bloß mit dem leeren Scheine der Freiheit ſchmeicheln, nach Willkühr geleitet, und zu eigenſüchtigen Zwecken gemißbraucht wird, und wenn er jauchzend in die ihm geſchmiedeten Ketten des Despotismus rennt, indem er in die Arme der Freiheit zu eilen meint! Selbſt einem Robespierre giebt er ſich Preis, wähnend, einem Helden der Freiheit frei zu dienen.

Dieſe vorzügliche Verblendung des Verſtandes in den Paroxismen der Freiheitsſucht erſtreckt ſich auch auf die Beurtheilung der Sittlichkeit der Handlungen. Denn ſo böſe dieſe auch ſeyn mögen; ſo wird dies doch oftmals gar nicht bemerkt, oder wenigſtens nicht gehörig beachtet; und es trägt dies nicht wenig dazu bei, daß die Freiheitsſucht ſo ungeſcheut die größten *Greuel* verübt, als die Geſchichte z. B. von dem

deut-

deutschen Bauernkriege, oder von der sicilianischen Vesper, oder von andern ähnlichen Begebenheiten erzählt.

Der Grund aber, warum gerade die Freiheitssucht die Rechte des Verstandes so vorzüglich beeinträchtigt, liegt darin, daß diese Leidenschaft, bei ihren wilden Ausbrüchen, Freiheit und Zügellosigkeit verwechselt, und sich (wiewohl nur nach einer dunkeln Vorstellung) von allen Gesetzen, selbst von den Gesetzen des Denkens, losgebunden achtet, indem ihr, da sie hierbei keinen Unterschied macht, alle Abhängigkeit von Gesetzen zuwider ist. Deshalb kann sie die Unterdrückung und Verblendung des Verstandes so weit treiben, daß sie mit den ärgsten Ungereimtheiten spielt, und z. B. wie einst in einem großen Narren-Convent, über die Existenz des höchsten Wesen Dekrete giebt.

2) Die Einbildungskraft erfährt, außer den gewöhnlichen Einwirkungen einer Leidenschaft, insbesondere auch noch diese, daß sie zu (ästhetischen) Ideen in einem vorzüglichen Grade, begeistert wird, und zwar namentlich zu der Idee von der grenzenlosen Glückseligkeit in dem Genusse der Freiheit. Diese Glückseligkeit aber stellt sich die Phantasie vor als einen Zustand,

wo alle Neigungen und Wünſche frei und ungehindert befriedigt werden können und giebt dem Gemälde, was ſie davon entwirft, verſchiedene Züge und Farben, je nachdem die Neigungen und Wünſche des Subjects verſchieden ſind. Freilich bringt die Phantaſie bei weitem nicht Alles, was dieſe Idee umfaßt, zum klaren Bewußtſeyn, ſondern treibt dabei größtentheils ein Spiel mit dunkeln Vorſtellungen (S. Vorr.); aber ſie hebt doch wenigſtens diejenigen Züge vorzüglich hervor, die den herrſchenden Neigungen und Wünſchen des Subjects am meiſten entſprechen, oder wenigſtens ſonſt am meiſten damit zuſammenſtimmen (§. 25.). Bei einem religiöſen Gemüthe z. B. das unter Religionsbedrückungen ſeufzt, ſpringt in jener Idee die Vorſtellung von der Glückſeligkeit desjenigen hervor, der nach eigenem Wohlgefallen frei die Gottheit verehrt. Wen bürgerlicher Despotismus drückt, deſſen Phantaſie denkt ſich in jener Idee vorzugsweiſe das goldne Zeitalter der politiſchen Freiheit. Wieder eine andere Geſtalt gewinnt dieſe Idee in der Einbildungskraft eines zärtlichen Mädchens, deſſen Wünſchen ein harter Vater ſich widerſetzt. Denn alsdann glänzt in ihr beſonders das Bild von derjenigen Glückſeligkeit hervor, die ein liebendes Herz genießt, das

ich aus freiem, innern Triebe dem Gegenstande seiner eigenen Wahl ungehindert weihen kann; u. s. f.

Die zu ästhetischen Ideen erhebende, und dadurch wechselsweise selbst wieder erhöhete Begeisterung, wozu die Leidenschaft für Freiheit entflammet, hat eine solche Macht über das menschliche Gemüth, daß sie fähig ist, dasselbe auch dann noch zu ergreifen und zu erwärmen, wenn es übrigens schon seinen irrdischen Wünschen entsagt hat. Schon dicht am Rande des Grabes vernimmt der ehrwürdige Attinghausen,*) wie seine wackern Landsleute zur Vertheidigung ihrer Freiheit sich muthig und kühn entschlossen haben. Der Freude Gefühl erwärmt seine Brust; seine Phantasie wird lebendig und erhebt sich zu ästhetischen Ideen; er redet mit immer steigendem Affect, und zuletzt, bis zur Erschöpfung seiner Kraft, in prophetischer Begeisterung:

Die Fürsten seh' ich und die edlen Herrn
In Harnischen heran gezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird

*) Schillers Wilhelm Tell. 4. Aufz. 2 Auftr.

Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen,
Er bricht sie, und des Adels Blüte fällt,
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.

Zu dieser Begeisterung der Phantasie durch die Leidenschaft für Freiheit kommt noch als eine andere besondre Folge eben dieser Leidenschaft hinzu: daß die Phantasie eine Neigung zu einer gewissen Ungebundenheit, zu einer gewissen Ausschweifung und Ausgelassenheit in allen ihren Spielen bekommt oder vielmehr, daß diese, ihr von Natur schon eigene Stimmung in einem besondern Grade erhöhet wird. Denn auch diese Gesetzlosigkeit gewährt, wie jede andere (Nr. 1.), der Freiheitssucht eine Art von Befriedigung und Vergnügen. Diese treibt daher die Phantasie, sich derselben zu überlassen, und je häufiger dies geschiehet, desto mehr muß sich die Phantasie daran gewöhnen. Daher kommt es, daß der Mensch bei den Paroxismen der Freiheitssucht so besonders ausschweifend ist, theils in den Traumbildern von der Glückseligkeit, welche ihm die zu erringende Freiheit gewähren soll, theils auch in den Erwartungen der von der Phantasie ihm vorgespiegelten glück-

lichen

)en Erfolge seiner Bestrebungen. Und frei-
) hilft ihm dieses Vertrauen, manches Unter-
)men gelingen zu machen (audaces fortuna
rat), da er ohne dasselbe noch öfter, als es
geschieht (Nr. 1.), die Erreichung seines
ecks verfehlen würde. — Auch schon bei den
vächern Regungen der Freiheitssucht zeigt die
antasie eine vorzügliche Neigung zu Aus-
veifungen, wie sich dies z. B. bei den poli-
hen Kannengießereien, deren Interesse die
iheitssucht begründet, deutlich an den Tag
.

§. 143.

Fortsetzung.

3) In Ansehung der Sinne zeigt sich eine
nthümliche Wirksamkeit der Freiheitssucht
in, daß sie ein geheimes Gift bei sich führt,
urch sie die Gesundheit des moralischen
ines unvermerkt verdirbt. Denn, da ihr
e Unterschied jede Ungebundenheit, wenn sie
) unerlaubte Zügellosigkeit ist, Befriedigung
Vergnügen gewährt; so wird hierdurch
jenige Mißvergnügen ganz oder zum Theil
unkelt, was der moralische Sinn über die
i obwaltende Verletzung sittlicher Gesetze

empfindet; und je öfter dies geschiehet, desto stumpfer und gleichgültiger wird endlich der moralische Sinn gegen dergleichen Gesetzesübertretungen. Nun ist zwar auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die Freiheitssucht den Menschen vor dem verworfenen knechtischen Sinne, und daher auch vor denjenigen schlechten Handlungen, die denselben voraussetzen, bewahrt. Allein man muß gestehen, daß die oben gedachte Gleichgültigkeit nicht viel besser ist. Nur die vernünftige Liebe zur Freiheit hält sich von beiden Extremen gleich weit entfernt. Sie bewahrt das Gemüth eben so wohl vor dem knechtischen Sinne, als vor Gleichgültigkeit des Gefühls bei zügellosen Uebertretungen moralischer Gesetze.

Was den, der Freiheitssucht zugehörigen, Affect (§. 10.) betrifft, so wird derselbe zwar durch jede lebhaftere Regung der Freiheitssucht hervorgebracht. Aber in den höchsten Affect setzen uns die Aufwallungen dieser Leidenschaft alsdann, wenn sie die Einbildungskraft zu ästhetischen Ideen begeistern (Nr. 2.). Denn das Anschauen dieser Ideen erweckt ein unaussprechliches Gefühl, wodurch das Gemüth *in eine* süße, ahndungsvolle Verwirrung gerath,

und

in Entzückung gesetzt wird. Dieser, das
ith außer Fassung bringende Affect ist ein
r Grund, der die Macht der Freiheitssucht,
Verstand zu unterdrücken und zu einseitigen
verkehrten Urtheilen zu verleiten (Nr. 1.)
mehr erklärt.

Außerdem aber erzeugt, weckt und erhöhet
freiheitssucht auch den Muth. Denn Drei-
eit, Muth und Kühnheit stimmen zu der
heitssucht vortrefflich zusammen. Denn
Theils helfen sie uns die Gefahren und den
erstand besiegen, die uns von denen, welche
unsrer Freiheitssucht mit und ohne Recht
rsetzen, bereitet werden; und andern Theils
hren schon unmittelbar sie selbst ein gewis-
freiheitsgefühl, also eine gewisse Befriedi-
für die Freiheitssucht. Denn so wie sich
Furchtsame durch die Vorstellung möglicher
hren bei jedem Schritte aufgehalten und in
Ausführung seines freien Willens gehemmt
; so fühlt sich der Muthvolle, die Gefah-
erachtend, frei von diesen Fesseln und schrei-
1 der Verfolgung seiner Zwecke ungehindert
ärts.

Der, nur der iſt der freie Mann,
Der dem Tod' ins Angeſicht ſchauen kann!
Schiller.

Wegen dieſer Zuſammenſtimmung des Muthes zu der Freiheitsſucht iſt es natürlich, daß er durch die letztere geweckt und gehoben werden muß (§. 25. und Einl. vor §. 16. Nr. II.). Daher lehrt auch die Geſchichte, daß vorzüglich in Kriegen, wo ein Volk für ſeine Freiheit ſtritt oder zu ſtreiten glaubte, Beiſpiele von Kühnheit und von bewunderten Anſtrengungen des Muthes aufgeſtellt wurden.

4) Unter den Wirkungen der Freiheitsſucht, die ſich an dem Begehrungsvermögen offenbaren, ſind insbeſondere die folgenden von ſehr weitem Umfange.

a) Wenn uns irgend eine Handlung verboten wird, ſo fühlen wir dadurch unſere Freiheit beſchränkt. Dieſe Beſchränkung empfinden wir mit Mißvergnügen und die Freiheitsſucht verabſcheuet ſie. Folglich treibt uns dieſe Leidenſchaft, die uns geſetzten Schranken zu durchbrechen, und alſo die verbotene Handlung zu begehen. Nitimur in vetitum.

Es iſt ſchon oben (§. 83.) ein anderer Grund von der Erſcheinung angegeben worden,

daß

daß der Mensch so gern nach verbotenen Dingen trachtet, und zwar gerade darum, weil sie verboten sind. Aus dem Vorstehenden aber erhellet, daß dabei auch noch die Freiheitssucht mit im Spiele ist. Es gewährt dieser eine Befriedigung, das Verbotene zu vollbringen. Denn es ist dies ein Act der Freiheit, und das lästige Gefühl der, durch das Verbot beschränkten Freiheit wird dadurch verscheucht.

Dieser Grund von der Neigung der menschlichen Natur, gegebnen Verboten zu widerstreben, ist auch da wirksam, wo der obige keine Anwendung findet, nämlich, wo auf die verbotenen Handlungen keine Strafe gesetzt, und auch sonst keine üble Folge davon zu besorgen ist (§. 83.). Nicht minder beweiset er sich in solchen Fällen wirksam, wo uns die verbotene Handlung an sich selbst nicht das mindeste Vergnügen macht, oder uns wohl gar unangenehm ist. Denn durch diese Handlung an sich selbst ein Vergnügen zu genießen, ist gar nicht das, worauf es der Freiheitssucht ankommt. Sie will dadurch bloß das lästige Joch der Beschränkung abwerfen, und sich an einem Acte der Freiheit, ohne alle weitere Rücksicht, ergötzen. Dies ist die *Freude, die sie sucht*, und um derentwillen sie

sich

sichs auch gefallen läßt, wenn die verbotene Handlung an sich selbst sogar unangenehm ist.

Bei dem allen erhellet, daß die aus der Freiheitssucht entstehenden Anreizungen, zu verbotenen Handlungen um so stärker seyn müssen, je mehr das Verbot dieser Handlungen auf bloßer Willkühr beruhet, oder zu beruhen scheint. Denn je mehr dies der Fall ist, desto lebhafter und schmerzlicher fühlen wir die, unserer Freiheit angelegten Fesseln. Denn willkührliche Beschränkung ist gerade das, was die Freiheitssucht zunächst eigentlich verabscheuet. Niemand mag gern Kleider tragen, die ihm beschwerlich sind. Aber man lasse irgend eine unbequeme Kleidertracht, aus bloßer Willkühr, vom Staate verboten werden; so kann man sicher seyn, Tausende werden einen Trieb fühlen, sich eine solche Tracht zuzulegen, und lieber das Lästige derselben zu ertragen, als eine so willkührlich beschränkende Verfügung zu dulden.

Es kann daher nicht einmal der Klugheit angemessen seyn, gesetzt, daß man auch das Recht dazu voraussetzen wollte, wenn eine Regierung ihre Unterthanen, ohne Noth, durch eine Menge ganz willkührlicher Gesetze einengt, oder wenn sie den wirklich nöthigen Gesetzen das

Ansehen

Ansehen völlig willkührlicher Vorschriften giebt, oder auch nur gar nicht darauf denkt, diesen Schein gehörig zu vermeiden. Denn diejenigen Gesetze, die das Ansehen der Willkührlichkeit haben, reizen nun die Freiheitssucht, sie zu übertreten; und dieser Reiz ist ansteckend und gefährlich für die Wirksamkeit auch der übrigen Gesetze, deren Würde sonst auf keine Weise würde verletzt worden seyn. Denn eines Theils vermindern sich die Scheu und die Ehrfurcht vor der gesetzgebenden Macht überhaupt, sobald nur erst eins ihrer Gesetze mit Wissen und Willen übertreten ist; und andern Theils wird die Freiheitssucht durch das Vergnügen der Befriedigung, was sie bei dem Ueberschreiten des einen Gesetzes genießt, überdem noch verstärkt (§. 12.), und erhält dadurch einen neuen Reiz, es auch bei andern zu versuchen.

Es soll aber mit dem Allen nicht gesagt seyn, als wenn der Reiz verbotener Handlungen bloß willkührliche, mithin bloß positive Gesetze angreife. Auch solche Banden mag der Freiheitssüchtige, von eben diesem Reize getrieben, gern durchbrechen, womit Gesetze der Natur ihn fesseln, sobald er sie nur als Beschränkungen seiner Freiheit empfindet; zumal, wenn sein mor-

raliſcher Sinn ſchon verdorben iſt (Nr. 3.). Er wird z. B. unter übrigens gleichen Bedingungen, mehr als Andere geneigt und in Gefahr ſeyn, auch als Ehegatte die Schranken der Treue zu überſchreiten, ſobald ihn nicht mehr der freie, innere Trieb, ſondern bloß die Vorſtellung der Pflicht an ſeine Gattin bindet. Es erſcheint ihm (Vergl. Nr. 1.) als eine unerträgliche Sklaverei, ſo unauflöslich an dieſe Eine gekettet, und aller ſeiner Freiheit, den Trieben des Herzens nach Willkühr zu folgen, beraubt zu ſeyn; ſo, daß es ſogar, wenn er, (wie etwa bei einer Revolution,) auf die Geſetzgebung Einfluß gewinnt, auch die geſetzlichen Banden der Ehe und der übrigen häuslichen Verhältniſſe ſo locker, als möglich, zu machen ſucht, damit die Willkühr ſo viel, als möglich, freies Spiel dabei gewinne.

b) Dem Begehrungsvermögen des Menſchen iſt von Natur ein Veränderungstrieb eingepflanzt. Dieſer Trieb und ſeine Wirkungen ſtimmen zu der Freiheitsſucht vorzüglich gut zuſammen. Denn Veränderung und mannigfaltiger Wechſel in dem, was in und außer uns vorgeht, geben uns ein Gefühl von Freiheit; wogegen wir uns durch ein immerwährendes

Einerlei gleichsam auf Einen Punkt gefesselt, und dadurch in freier Bewegung gehemmt fühlen. Die Freiheitssucht belebt daher den Veränderungstrieb in einem vorzüglichen Grade, und liebt und befördert den mannigfaltigen Wechsel (besonders in den äußern Verhältnissen), welcher das Ziel seines Bestrebens ist. Ein freiheitssüchtiges Volk liebt daher die Veränderung auch in den Einrichtungen seiner sogenannten freien Republik, und ist stets geneigt, die alten Formen zu zerbrechen und neue einzuführen.

c) Wenn sich nun gleich nicht läugnen läßt, daß beide vorerwähnte Einflüsse auf das Begehrungsvermögen, besonders der erstere, den größten Nachtheil bringen können; so muß man doch nicht übersehen, daß die Freiheitssucht von einer andern Seite auch wohlthätig auf dasselbe wirken kann. Denn zuvörderst erzeugt sie einen Abscheu gegen alles das Schlechte und Niedrige, was einen knechtischen Sinn verräth (Nr. 3.). Da sie ferner den Muth weckt und stärkt, so giebt sie dadurch auch dem vernünftigen Willen eine außerordentlich mächtige Unterstützung, wenn dieser große Anstrengungen, schwere Opfer, oder sonst *Etwas fordert*, wozu Muth gehört. Und

lich, obgleich die Freiheitsſucht nach völliger Ungebundenheit ſtrebt, und gern allen Begierden den Zügel mag ſchießen laſſen; ſo kann ſie doch auch unmittelbar ſehr kräftig mitwirken, ſolche Triebe, Neigungen und ſelbſt Leidenſchaften zu bezähmen und zu überwältigen, die ihr widerſtreiten. Denn dies kann jede Leidenſchaft, und die Freiheitsſucht gehört, aus dem eben vorher gedachten Grunde, zu denen, die dieſe Kraft in einem vorzüglichen Grade beſitzen.

Ja, ſie kann ſogar als ein Hülfsmittel zur Bekämpfung jeder andern Leidenſchaft, dieſe mag ihr durch ihre Forderungen widerſtreiten oder nicht, gebraucht werden. Es kommt nur darauf an, daß uns die Abhängigkeit von dieſer andern Leidenſchaft recht anſchaulich, und als eine Beſchränkung der freien Willkühr, als ein Zuſtand der Sklaverei recht fühlbar gemacht werde.

5) In dem Aeußern des Körpers offenbart ſich die Freiheitsſucht mit dem ihr eigenthümlichen Tone und Rhythmus (§. 50), durch ein ungezwungenes Weſen und durch eine gewiſſe Ungebundenheit in dem Tone der Stimme, in den Mienen, Stellungen und Bewegungen, die insbeſondere auch diejenigen Geſetze des Anſtandes leicht

leicht überschreitet, welche die Convenienz eingeführt hat, weil diese leicht das Ansehen haben, willkührliche Beschränkungen der Freiheit zu seyn. Wenn die Freiheitssucht das Gemüth in einem sehr hohen Grade eingenommen hat, so artet jene Ungebundenheit leicht in wahre Frechheit aus, zumal wenn der moralische Sinn gegen das Gefühl des Unsittlichen zügelloser Freiheiten schon abgestumpft ist (Nr. 3.). Und, wenn dabei die Phantasie des Subjects einen hohen Grad von Lebhaftigkeit hat; so zeigt sich eine gewisse Wildheit und unstät umherschweifende Unruhe in dem Gebehrdenspiele überhaupt, und in dem Blicke des Auges insbesondere. Denn dies ist eine Folge von dem ähnlichen Zustande, worin die Phantasie sich alsdann befindet.

Dennoch aber wird in denjenigen Momenten, wo das Gemüth begeistert, in Affect gesetzt, und durch die ästhetische Idee der Freiheit entzückt ist (Nr. 2.), der ganze Ausdruck in dem Aeußern des Menschen durch einen edlern Character modificirt. Das Anschauen des eigentlich Erfreuenden — wie die besagte Idee — macht auch das Aeußere zu einer erfreuenden Erscheinung. Das Wilde und Unstäte wird gemäßigt

gemäßigt und erscheint nun bloß in der schönen Gestalt des Kraftvollen und Lebendigen. Es ist in diesen Momenten das Kraftvolle der Ton, und das Lebendige, das Rasche in der Bewegung, der Rhythmus, welche der Freiheitssucht und ihrem Affecte zugehören; und es zeigt sich in beiden Nichts von der rohen Ungebundenheit und der unstäten Unruhe, wovon sie sonst, mehr oder weniger, die Spuren an sich tragen.

Doch, abstrahiren wir von dem Aeußern des Körpers und sehen auf das Innere, auf die Kräfte desselben; so ist die Macht der Freiheitssucht, die körperlichen Kräfte zu erhöhen, der Bemerkung vorzüglich werth. Denn, wo Gefahren oder andere Schwierigkeiten zu besiegen sind, da weckt und belebt sie den Muth (Nr. 3.). Dieser aber erhöhet und stärkt alle, und so auch die körperlichen Kräfte, zumal wo es auf Anstrengungen der letztern ankommt. Daher kommt es a) daß der Mensch in dem Enthusiasmus der Freiheitssucht auch körperlicher Anstrengungen fähig ist, die Erstaunen erregen, und wozu seine Kräfte sonst bei weitem nicht hinreichen würde. Beispiele giebt die Geschichte besonders in solchen Kriegen, wo man für Freiheit *zu fechten* glaubte. Eben daraus erklärt sich

b) war-

b) warum der Mensch, von Freiheitssucht getrieben, auch äußere Einwirkungen auf seinen Körper z. B. von schlechter Witterung, schlechter Kost u. s. f., die sonst seiner Gesundheit unfehlbar schaden würden, ohne allen Nachtheil erträgt. Schon die älteren Aerzte haben diese Bemerkung überhaupt von allen Personen gemacht, deren Kräfte durch eine Wirkung des Gemüths exaltirt sind *), und es ist natürlich, daß erhöhete körperliche Kräfte besser, als schlaffe, den einwirkenden Schädlichkeiten widerstehen können. Ein mit Enthusiasmus für Freiheit fechtendes, und eben dadurch von hohem Muthe belebtes Kriegsheer hat, unter übrigens gleichen Umständen, allemal weniger Kranke, als ein anderes. Ja, seine Kranken werden sogar leichter und glücklicher wieder gesund. Denn die erhöheten und belebten körperlichen Kräfte müssen den Angriffen der Krankheit bessern Widerstand leisten und sie eher überwinden, als niedergeschlagene. Kommt überdem noch angestrengte Aufmerksamkeit auf die Verfolgung des Zwecks hinzu, und wird

*) Famem, frigus et molestias quascunque absque *notabili noxa* perferunt. Hoffmann. Tolerantia *inediae atque algoris* mirabilis. Boerhave.

wird insonderheit diese Aufmerksamkeit durch bevorstehende Gefahren noch mehr angespannt, so müssen jene Wirkungen noch auffallender sich äußern. Denn theils vermehrt diese Anspannung des Gemüths, wegen der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, auch die Exaltation der körperlichen Kräfte; theils hält sie diese dadurch ab, sich den Einflüssen der Krankheit zu überlassen, daß sie ihnen eine andere, dem beabsichtigten Zwecke gemäße Richtung giebt; theils endlich schwächt sie die Gewalt und Wirksamkeit der Krankheitsursache selbst, indem diese, da ihr die Aufmerksamkeit entzogen und also ihre Gemeinschaft mit der Seele vermindert oder aufgehoben ist, gar nicht oder doch nicht recht lebendig werden kann. Es können daher auch Krankheiten, bloß durch diese Gründe, ohne alle Hülfe der Arzneikunst, gehoben werden. So wurde auf diese Weise Quintus Fabius Maximus von einem Quartanfieber gänzlich befreiet *).

§. 144.

*) Plin. hist. natur. L. VII. C. 50.

## §. 144.

### Gründe der Freiheitssucht.

1) Da das Lebensgefühl, oder das Gefühl von angemessener Thätigkeit unserer Kräfte, das Wesen des Vergnügens ist, und da jenes Gefühl eben so wohl durch empfundene Eingeschränktheit, als durch empfundene Leerheit gestört wird; so folgt, daß Alles, wodurch das freie Spiel unserer Kräfte gehemmt wird, von Natur unangenehm, und hingegen Alles, wodurch dasselbe begünstigt oder befördert wird, von Natur angenehm seyn muß. Dies ist der, von Natur schon vorhandene Grund, der das sinnliche Begehrungsvermögen treibt (§. 3.), den Zustand der Freiheit zu begehren, und hierin besteht der angeborne Freiheitstrieb, der sich in der menschlichen Natur findet (§. 141).

Dieser Freiheitstrieb ist der letzte, in dem Begehrungsvermögen liegende Grund, aus welchem die Freiheitssucht entsteht; und es muß diese, unter übrigens gleichen Umständen, umso leichter daraus hervorwachsen, je größer und lebendiger die Kraft des sinnlichen Begehrungsvermögens ist. Denn desto regsamer und stärker *sind überhaupt* alle seine Bestrebungen, und

folglich

folglich auch die nach dem Zustande der Freiheit.

Auch der Wille hat einen Freiheitstrieb. Denn sobald die Vernunft anfängt, sich zu entwickeln, muß sie den Zustand der Freiheit für ein Gut erkennen, da derselbe die Bedingung der Erreichung aller durch eigne Willkühr uns vorgesetzten Zwecke ist. Die Natur des Willens aber bringt es mit sich, daß er durch diese Erkenntniß der Vernunft getrieben wird (§. 3), Freiheit zu begehren. Nur kann dieser Trieb des Willens niemals in Freiheitssucht übergehen, weil ein vernünftiges Begehren keine Leidenschaft werden kann. Aber er kann deshalb doch den Freiheitstrieb des sinnlichen Begehrungsvermögens begünstigen und verstärken. Denn es vermehrt das Vergnügen an einer Sache, wenn auch der Wille daran Wohlgefallen findet, und die Vernunft sie billigt.

Die übrigen, das Begehrungsvermögen unmittelbar betreffenden Gründe, welche die Entwickelung der Freiheitssucht aus dem Freiheitstriebe bewirken, sind folgende.

a) Die Selbstsucht. Denn der Zustand der Freiheit muß uns als ein wichtiges Element *unsrer* (äußern) Vollkommenheit erscheinen. Je

ößer daher unsere Selbstsucht ist, als welche
e gesammte Vollkommenheit unsres eigenen
elbst zum Gegenstande ihres Bestrebens hat
129), desto stärker wird auch die Begierde
ch Freiheit, und desto eher kann sie also lei-
nschaftlich werden.

b) Der Stolz. Denn Abhängigkeit er-
eint dem Stolze als ein Zustand der Erniedri-
ng. Freiheit erhebt folglich das Selbstgefü-
l, und der Stolz muß daher das Streben
rnach verstärken.

c) Der Veränderungstrieb (§. 80). Denn
ser bedarf der Freiheit um so mehr, je stär-
: und lebendiger er ist. Denn desto größer
d desto häufiger sind die Abwechselungen auch
den äußern Zuständen, nach welchen er trach-
; desto größer muß also die Freiheit in Her-
rbringung dieser Veränderungen seyn, wenn
befriedigt werden soll, und desto mehr muß
also dazu beitragen, die Begierde nach Frei-
t zu vermehren und leidenschaftlich zu ma-
n. — Sonach ist, da auch umgekehrt die
iheitssucht den Veränderungstrieb belebt
13), zwischen beiden eine stete Wechselwir-
ng

d) Die häufige, zumal durch
gung entgegengesetzter Schwierigkeiten erk
Befriedigung des angebornen Freiheitsn
(§. 12. 13). Dies ist der Grund, der
bei einem Volke, das die Ketten des Des
mus zu zerbrechen anfängt, die urspr
noch mäßige Begierde nach Freiheit bald a
äußersten Gipfel der Freiheitssucht treibt,
es erst einigemal durch blutige Kämpfe di
friedigung derselben errungen hat. —
dieser Grund kann bei dem Menschen sch
Jugend auf wirksam seyn, ihn freiheitss
zu machen. Denn wenn eine schlechte
hung den Kindern gestattet, immer ihren
zu haben, und ihn gegen ergangene Verbo
andere entgegengesetzte Schwierigkeiten,
noch durch Trotz und sonstige Unarten jet
durchzusetzen; so muß der Keim der Frei
sucht, der von Natur bei ihnen schon vorh
ist, nach und nach zu einem mächtigen S
emporwachsen.

2) Je größer die Empfänglichkeit,
der innere Sinn, vermöge seines Temperar
für das Vergnügen an Freiheit hat, je l
er also auch durch dieses Vergnügen so g
*wird*, daß wir in Affect gerathen; desto

ßer dazu beitragen, die Begierde nach Freiheit eine leidenschaftliche Höhe zu bringen. Denn nniger ein Vergnügen empfunden wird, deſto ker wird es begehrt. — Eben dieſer Er- wird, auf einem andern Wege, auch durch sanguiniſche Temperament befördert. Denn ſes Temperament liebt Veränderung und nnigfaltigen Wechſel, regt daher den Ver- derungstrieb an, und befördert auf dieſe iſe die Freiheitsſucht (Nr. 1. c.).

3) Die Einbildungskraft wird durch die iheitsſucht begeiſtert und zu äſthetiſchen Ideen oben, die in Entzückung ſetzen können (§. 142, 2). Dieſer Zuſtand der Phantaſie aber kt auf die Freiheitsſucht auch wieder zurück. nn es muß dieſe Leidenſchaft wachſen, wenn Phantaſie die Bilder von dem Zuſtande der iheit und von den Freuden, die ihn verher- en, mit den lebhafteſten Farben und in dem endſten Lichte darſtellt.

Es können aber dergleichen Vorſtellungen der Phantaſie auch entſtehen, ohne daß ſchon iheitsſucht zum Grunde liegt, und alsdann u beitragen, oder auch wohl für ſich allein irken, daß dieſe Leidenſchaft allererſt erzeugt d. Auch iſt offenbar, daß die Phantaſie un-

so mehr im Stande seyn muß, diese
hervorzubringen, je mehr Feuer und Lebh
sie hat. Denn je glänzender das Licht
sie über jene Vorstellungen ausgießt, d
gestümer werden auch die durch dieselbe
ten Begierden.

4) Es liegt in der Natur der Freihe
daß sie den bloßen Schein der Abhängig
fremder Willkühr für wahre Abhängigkeit
und sich daher auch ohne Unterschied strä
durch Gesetze binden zu lassen, wenn es a
tengesetze, sogar Denkgesetze der selbsteig
nunft sind (142. Nr. 1. §. 143. Nr. 4. a
türlicher Weise muß dieses blinde Trei
Freiheitssucht, wenn der Verstand schw
unaufgeklärt ist, weiter gehen, und ihr
also größer werden, als bei einem kräftig
erleuchteten Verstande. Denn dieser n
türliche Gesetze der Sitten und des Denk
Vorschriften bloßer Willkühr so scharf un
den, daß sie nicht verwechselt werden
und daß die Verletzung der erstern nich
rben so, wie die Ueberschreitung und A
tung der letztern, als eine Befriedigu
Freiheitstriebes erscheinen kann. Er wir
dem auch die Fortschritte der Freiheitssa

men, wenn sie die Schranken der positiven bürgerlichen Gesetze durchbrechen will. Denn, wofern anders nur die gesetzgebende Macht so organisirt ist, daß ihre Gesetze als Ausdrücke des allgemeinen Willens betrachtet werden können; so wird er sich leicht überzeugen, daß gerade die Herrschaft der Gesetze die einzig wahre bürgerliche Freiheit ausmache. Denn wo alles nach allgemeingültigen Gesetzen gehet, da ist Jedermann gegen Willkühr gesichert. — Im entgegenstehenden Falle muß also ein schwacher und ungebildeter Verstand die Freiheitssucht dadurch begünstigen, daß er den eben gedachten Einfluß auf Beschränkung derselben nicht äußern kann.

Es hat Regenten gegeben, welche das Licht der Aufklärung in ihren Staaten zurück zu halten, oder wieder zu verdunkeln bemüht gewesen sind, aus Furcht, daß erleuchtete, über ihre Rechte wohl unterrichtete Unterthanen zu Widersetzlichkeiten, oder gar zu Revolutionen geneigt seyn möchten. Aber sie haben nicht bedacht, daß gerade die Schwäche und die Rohheit des Verstandes den Ausschweifungen der Freiheitssucht, wenn diese einmal erst ausgebrochen sind, Vorschub thun, und daß im Gegentheil Energie und Bildung des Verstandes den ganz entgegengesetzten

setzten Erfolg haben, wie dies aus dem Vorhergehenden erhellet.

Es kann übrigens der Verstand auch noch dadurch die Freiheitssucht befördern, daß er die Unabhängigkeit von Andern als das sicherste Mittel betrachtet, sich gegen ihre Bedrückungen, und gegen alle die Uebel, die sie uns sonst zufügen könnten, zu schützen.

Sonach ist aus dieser, und den vorigen Betrachtungen (Nr. 1—3.) klar, in wiefern die Freiheitssucht eines Subjects von dessen Kopf, Temperament und Character abhängt.

5) Auch der Körper kann Einfluß darauf haben, die Regungen der Freiheitssucht mehr oder weniger zu heben oder zu unterdrücken. Denn a) wenn der Körper vollkommen gesund, und seine Kräfte in höhern Grade stark und lebendig sind; so müssen sie ein größeres Bestreben, thätig und wirksam zu seyn, als im entgegenstehenden Falle, haben. Wir fühlen daher auch ein größeres Bedürfniß nach Freiheit, als der Bedingung, die es uns möglich macht, unsere Kräfte nach Wohlgefallen zu äußern, und empfinden es folglich auch stärker und schmerzlicher, wenn wir dieser Freiheit beraubt und durch Abhängigkeit gefesselt sind. Offenbar also muß

dadurch

durch der Freiheitstrieb verstärkt werden, so ß er leichter in Freiheitssucht übergehen kann; wie auch diese, wenn sie sich des Gemüths reits bemeistert hat, eben dadurch mehr ge izt und erhöhet werden muß. b) Die Frei eitssucht erhebt den Muth (§. 143. Nr. 3.). ieser aber muß an seinem Theile auch wieder ie Freiheitssucht vermehren oder wenigstens er alten. Denn er stimmt zu ihr zusammen §. 143. Nr. 3.). Da nun das Gefühl großer räfte Selbstvertrauen und Muth giebt; so muß uch die Fülle der körperlichen Kraft durch dies s Mittel auf die Freiheitssucht einen beför ernden Einfluß haben.

Aus beiden Gründen wird erklärlich, war m Menschen mit einem energischen Körper, voll raft und Mark, viel leichter von der Freiheits ucht angesteckt, und viel weiter von ihr hinge issen werden, als Schwächlinge, die kränklich nd matt einherschleichen, und sich durch ihre igene Ohnmacht gefesselt fühlen, so daß sie ins Weite und Freie hinaus zu streben gar nicht wa en mögen.

§. 145.

## §. 145.

### Practische Regeln in Betreff der Freiheitssucht.

Da Freiheit nicht allein nichts Böses, sondern vielmehr ein wahres, zur Pflichterfüllung unentbehrliches Gut ist; so ist auch das Bestreben der Freiheitssucht an sich selbst unschuldig, und soll daher nicht ausgerottet, sondern nur in den gehörigen Schranken gehalten, oder, wenn es dieselben schon überschritten hat, dahin wieder zurück gebracht werden (§. 99.). Dabei kommt es hauptsächlich

1) darauf an, daß man den Verstand über das wahre Wesen und die Grenzen der echten Freiheit belehre, und ihm überhaupt diejenige Bildung und diejenigen Kenntnisse zu verschaffen suche, welche die Verwechselung der Freiheit mit frecher Zügellosigkeit verhindern, die verderblichen Folgen der letztern deutlich machen, und so wohlthätig darauf wirken, den Ausschweifungen der Freiheitssucht vorzubeugen, oder sie wieder in die gehörigen Schranken zu bringen (§. 144. Nr. 4.). — Mit dieser Cultur des Verstandes verbinde man

2) eine fleißige, zweckmäßige Uebung des *moralischen* Sinnes, wodurch die Schärfe desselben

n vermehrt oder wenigstens vor Abstumpfung
ichert wird (§. 143. Nr. 3.), damit derselbe
jederzeit leicht und lebhaft empfinde, wenn
jenige Freiheit, wornach gestrebt wird, die
enzen der Vernunft überschreitet. (Die Mit-
zur Bildung des moralischen Sinnes über-
upt, und zu derjenigen Uebung desselben ins-
ondere, von welcher hier die Rede ist, muß
n von der Psychologie lernen). — Inzwi-
en kann doch diese Bildung des moralischen
nnes, so wie die des Verstandes, indem wir
durch die Ausschweifungen der Freiheitssucht
ß zu bemerken fähig werden, für sich allein
hts helfen, (außer, daß die deutliche Einsicht
verderblichen Folgen dieser Ausschweifungen
schreckend seyn kann), wenn wir nicht auch
3) die feste Maxime haben, das Sitten-
etz überhaupt zu befolgen, und daher auch
s Streben nach Freiheit insbesondre nach dem
nne desselben zu regieren. Diese sittliche Ge-
nung also müssen wir in unserm Herzen bele-
und stärken.

Dabei müssen wir Sorge tragen, die
hstsucht, den Stolz und den Veränderungs-
eb zu bezähmen, insofern diese zur Erregung
r Verstärkung der Freiheitssucht mitwirken

(§. 144.

(§. 144. Nr. 1. a. b. c.); auch wohl auf unſerer Hut ſeyn, daß wir die Entſchlüſſe, die wir in gegebenen Fällen gegen die Forderungen der Freiheitsſucht gefaßt haben, allemal wirklich durchſetzen, damit ſie nicht über unſere Vorſicht die Oberhand gewinne, und durch ſolche erkämpfte Befriedigungen ihre Herrſchaft noch mehr ausdehne und befeſtige (§. 144. Nr. 2. d).

In Rückſicht auf dieſen letzten Umſtand werden bei der Erziehung der Kinder häufig verderbliche Fehler gemacht. Denn wenn lebhafte Kinder gegen Verbote, wodurch man ihre Freiheit einſchränken will, ihren Kopf aufſetzen, und ihren Willen zu haben verſuchen, ſo wird ihnen am Ende oft nachgegeben. Der eine läßt ſich dieſe Nachgiebigkeit abtrotzen; der andere wird aus falſchem Mitleiden durch die Thränen ſeines kleinen Lieblings gerührt; der dritte ſcheuet die Mühe, oder die Unbequemlichkeit, welche die beharrliche Ausführung ſeiner Verbote etwa verurſacht; er iſt froh, das Bitten, Weinen oder Trotzen nur los zu werden, und läßt dadurch die Kinder lieber machen, was ſie wollen. Und ſo wird dann oftmals ſchon früh zu der Freiheitsſucht der Grund gelegt. Denn die auf gedachte Art errungenen Befriedigungen der Freiheitstriebes

triebes müssen diesen in den jungen Gemüthern ganz ungemein beleben, und seinen schnellen Wachsthum ganz außerordentlich befördern.

Ob es also gleich von der äußersten Wichtigkeit für die Erziehung ist, den Kindern ihre Freiheit nicht ohne Noth zu verkümmern (§. 98.); so ist es doch auf der andern Seite auch eine verderbliche Schwäche, diejenigen Einschränkungen derselben, die man einmal angeordnet hat, gegen sie nicht zu behaupten. Der Erzieher soll wenig Verbote geben, die gegebenen aber beharrlich und unerschütterlich zur Ausführung bringen.

4) Noch müssen wir auf die Spiele der Phantasie Acht haben, um uns dagegen zu bewahren, daß sie uns nicht durch zu reizende Bilder von den Freuden der Freiheit täusche, und dadurch zu einer unmäßigen Begierde darnach verführe (§. 144. Nr. 3.). Sobald wir die Wirkungen ihrer Zauberkraft an uns spüren, müssen wir nur suchen, Alles in deutliche Begriffe aufzulösen, und die Aufmerksamkeit durch mannigfaltige Beschäftigungen abzuhalten, daß sie den Trugbildern der Phantasie nicht nachhänge.

## Des zweiten Hauptstückes

## Zweiter Abschnitt.

Von den objectiven Leidenschaften des Menschen, di
auf eine andere Person gerichtet sind (§. 113).

### Erste Abtheilung.

Von der Liebe und dem Hasse (§. 113.)

### §. 146.

Weitere Entwickelung des Begriffes von Liebe und Haß.

Wenn die Ausdrücke Liebe und Haß in ihrer weitesten Bedeutung genommen werden, so bezeichnen sie überhaupt ein starkes Begehren und Verabscheuen eines Objects. Den Wein, das Spiel, die Jagd lieben, heißt: eine starke Begierde darnach haben; und die offenbare Verwandtschaft dieses Worts mit den lateinischen Libet und Libitus bestätigt diese Bedeutung ebenfalls. Haß erklärt Adelung, der diesen Ausdruck von Heiß herleitet, sehr richtig durch

die ſtarke Neigung, aus der Wegſchaffung einer Sache Vergnügen zu empfinden. Das will ſagen: Haß bedeutet ihm ein ſtarkes Verabſcheuen einer Sache. Denn das Nichtſeyn einer Sache begehren, heißt ſie verabſcheuen. Und wenn Leſſing ſagt:

Wein iſt ſtärker, als das Waſſer,
Dies geſtehn auch ſeine Haſſer;

ſo iſt klar, daß er den nämlichen Begriff des Haſſes zum Grunde legt.

In einer mehr eingeſchränkten Bedeutung, welche wir die weitere nennen wollen, werden Liebe und Haß nicht auf bloße Sachen, ſondern allein nur auf Perſonen bezogen. Man kann in dieſem Sinne ſeinen Freund, aber nicht den Wein lieben; man kann ſeinen Nachbar haſſen, aber nicht deſſen Haus oder Garten.

Nimmt man endlich Liebe und Haß in der engern Bedeutung, ſo kommt zu dieſen Begriffen noch das Merkmal des Leidenſchaftlichen hinzu. Liebe iſt alſo dann die leidenſchaftliche Begierde nach einer Perſon, und Haß, die leidenſchaftliche Verabſcheuung einer Perſon.

In dieſer engern Bedeutung nun, welche in der Theorie der Leidenſchaften nur in Betrach-

tung

sung kommen kann, sollen beide Ausdrücke in derzeit genommen werden, wenn von Haß und Liebe schlechtweg die Rede ist. Es hat aber außerdem das Wort Liebe noch eine engste Bedeutung, welche in dem Sprachgebrauche des gemeinen Lebens gewöhnlich dabei zum Grunde liegt, und in welcher es bloß diejenige Liebe bezeichnet, die sich auf Geschlechtsverschiedenheit bezieht, und daher nur zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte Statt finden kann. Diese Liebe im engsten und vorzüglichen Sinne, von welcher nachher mit Mehrerem die Rede seyn soll, wird von Einigen die Geschlechtsliebe genannt, ein Ausdruck, der zwar der Sache angemessen, aber dennoch, aus einem unten zu bemerkenden Grunde, nicht durchgängig zu empfehlen ist.

Um aber die angegebenen Begriffe noch weiter zu rechtfertigen, mögen folgende Erörterungen hier stehen.

Wer Etwas begehrt, der strebt, dasselbe für sich wirklich zu machen oder zu erhalten. Nun ist aber eine Person für mich wirklich, so fern sie mir in der reellen Bedeutung gegenwärtig ist, also auf mich wirkt, und folglich mit mir in Gemeinschaft steht. Ist also die Liebe

die

die leidenschaftliche Begierde nach einer Person, so besteht auch ihr Wesen in dem leidenschaftlichen Bestreben nach Gemeinschaft mit dieser Person; und als wesentliche Stücke sind in ihr enthalten: 1) das leidenschaftliche Bestreben, die Gemeinschaft mit der geliebten Person nicht allein hervorzubringen oder zu erhalten, sondern auch immer noch zu vermehren, und zu einer immer innigern Vereinigung zu machen, und 2) das leidenschaftliche Bestreben, das Seyn (den Inbegriff des Realen) der geliebten Person zu erhalten und zu erweitern. Denn ohne Erhaltung ihres Seyns ist die Erhaltung ihrer Gemeinschaft mit mir nicht möglich, und durch die Erweiterung ihres Seyns wird eine Vermehrung ihrer Einwirkungen auf mich, also ihrer Gemeinschaft mit mir, möglich gemacht.

Das Bestreben der Liebe nach Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande kann in einem vorzüglichen Sinne Sehnsucht genannt werden. Denn, obgleich dieses Wort jedes stark gespannte leidenschaftliche Verlangen bezeichnet, so deutet es doch hauptsächlich auf ein solches, was stark und innig, aber nicht wild und aufbrausend ist; und beide Charaktere treffen in jenem Verlangen der Liebe, wenn nicht andere

Gründe

Gründe eine Abänderung bewirken, in hohem Grade zusammen.

Diese Sehnsucht der Liebe enthält auch den Grund von dem Vergnügen, was dem Liebenden durch alles das verursacht wird, was eine Annäherung an den geliebten Gegenstand, eine Vereinigung mit ihm, ist, oder ausdrückt. Nur das Gewand der Geliebten zu berühren, gewährt ihm schon ein süßes Gefühl. Ein Kuß, eine Umarmung setzt ihn in Entzücken.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es auch mit dem Hasse. Denn wer eine Sache verabscheuet, der trachtet zu bewirken, daß sie für ihn nicht wirklich sey. Also das Wesen des Hasses, oder der leidenschaftlichen Verabscheuung einer Person, zeigt sich in dem leidenschaftlichen Streben nach dem Nichtseyn aller Gemeinschaft mit ihr. Daher enthält der Haß wesentlich: 1) das leidenschaftliche Bestreben, alle Gemeinschaft mit der verhaßten Person nicht allein zu vermeiden, oder wieder aufzuheben, sondern auch immer weiter von sich zu entfernen; und 2) das leidenschaftliche Bestreben, das Seyn der verhaßten Person (den Inbegriff ihres Realen) einzuschränken, oder gar zu vernichten, indem dadurch ihre Einwirkung auf uns, also ihre Ge-

meinschaft mit uns, zum Theil oder auch gänzlich, aufgehoben wird; sie also für uns wirklich zu seyn, zum Theil oder gänzlich, aufhört.

Diesen Bemerkungen zu Folge lassen sich Liebe und Haß mit der anziehenden und abstoßenden Kraft vergleichen. Was diese bei den Körpern sind, das sind jene bei den Geistern. Die Liebe kann als die anziehende, und der Haß als die abstoßende Kraft in der Geisterwelt betrachtet werden, und umgekehrt läßt sich die anziehende Kraft als eine Liebe, und die abstoßende als ein Haß der Körper gegen einander, tropisch vorstellig machen.

Mit diesen, hier angegebenen Begriffen von Haß und Liebe scheinen nun aber die bekannten Erklärungen nicht übereinzustimmen, die viele denkende Psychologen gegeben haben, indem sie sagen: „Liebe ist die Freude, und Haß die Betrübniß, über die Vollkommenheit einer Person." Allein, darf man sich wundern, daß die Erklärungen verschieden ausfallen, wo die erklärten Begriffe verschieden sind? Denn offenbar ist in den angeführten Definitionen nicht von den Leidenschaften der Liebe und des Hasses sondern vielmehr von denjenigen Affecten die Rede, *aus welchen* diese Leidenschaften entsprin-

gen, und welche wiederum auch durch die
denſchaften erregt oder verſtärkt werden kö
und ihnen alſo zugehören, wie ſich dies
mit Mehrerem zeigen wird. Man wird al
abweichend ſcheinenden Erklärungen leicht
einigen, wenn man nur Liebe und Haß
Affecten, und Liebe und Haß als Leidenſch
gehörig von einander unterſcheidet. Ob
deſſen dem Sprachgebrauche gemäß ſey, d
dachten Affecten ſchlechtweg Liebe und H
nennen? iſt eine andere Frage, die aber
gleichgültig iſt, wenn nur jedesmal gena
ſtimmt wird, in welcher Bedeutung die W
genommen werden ſollen.

Eben ſo wird man leicht mit manchen a
Erklärungen der Liebe und des Haſſes übere
men, wenn man nur jedesmal erwägt, ob d
heber derſelben die weiteſte, weitere, engere
engſte Bedeutung dieſer Ausdrücke vor Augen
ten? Wenn z. B. Hoffbauer ſagt *): „
Liebe iſt nichts anders, als das Verlangen
der innigſten Vereinigung mit einer Perſon,
den Geſchlechtstrieb und die Neigungen, w
er mit ſich führt, nach den Forderungen
Vern

*) Naturlehre der Seele, im Verſuch. S. 413.

Vernunft zu befriedigen"; so ist einleuchtend, daß hier Liebe in der engsten Bedeutung genommen, also Geschlechtsliebe darunter verstanden wird, ob es gleich für jetzt noch dahin gestellt bleibt, ob selbst diese Liebe wesentlich, und also nothwendig immer, auf Befriedigung des Geschlechtstriebes ausgehe.

Noch folgende Begriffe sind zu merken. 1) Alle Liebe ist entweder vernünftige oder sinnliche Liebe, je nachdem sie entweder auf Vorstellungen der Vernunft oder der Sinnlichkeit, (unter welchen letztern die Gefühle mit begriffen werden, §. 3) zunächst beruhet. Die vernünftige Liebe ist also ein Begehren des Willens, die sinnliche, des untern Begehrungsvermögens. Die erstere begehrt die Gemeinschaft einer Person darum, weil die Vernunft an dieser Person eine gewisse Vollkommenheit findet, die andere darum, weil eine gewisse Vollkommenheit an derselben sinnlich vorgestellt wird. Die erstere kann nur im weitern, niemals im engern und eigentlichen Sinne Liebe seyn, weil ein Begehren des Willens nie Leidenschaft seyn kann. Die andere kann entweder Liebe in der engern, oder in der weitern Bedeutung seyn, je nachdem sie entweder leidenschaftlich ist oder

nicht. Denn auch ein sinnliches Beg braucht nicht immer den Grad von Stä haben, der zu einer Leidenschaft gehört; eine sinnliche Liebe, die sich nicht bis zur L schaft erhebt, ist eine bloße Zuneigung; wegen auch im gemeinen Leben oftmals, man den Ausdruck mildern will, Zuneigun statt Liebe gesagt wird.

2) In einer andern Absicht unterscheidet man moralische und physische Liebe. Man nennt aber die Liebe entweder mor oder physisch, je nachdem sie entweder a moralische oder auf die physische Vollkomme der geliebten Person zunächst gegründet ist, Person also entweder ihrer moralischen oder physischen Vollkommenheit wegen geliebt wi

Vorläufig läßt es sich wenigstens de daß sowohl die vernünftige, als auch die liche Liebe beides seyn kann, sowohl mor als physisch; und die Untersuchung über Gründe der Liebe wird die Realität dieser griffe nachweisen.

3) Eine besondere Art der physisch-si chen Liebe ist nun die Geschlechtsliebe, wir schon vorhin Erwähnung gethan haben. nämlich dieselbe diejenige Liebe ist, die nur

schen Personen von verschiedenem Geschlechte Statt finden kann, so muß sie zuletzt aus dem Geschlechtstriebe entspringen, und die Person, auf welche sie gerichtet ist, muß wegen der, diesem Triebe entsprechenden Vollkommenheit geliebt werden. Denn nur das, was der Geschlechtstrieb fordert, kann lediglich und allein zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte Statt finden. Diejenige Vollkommenheit einer Person aber, die dem Geschlechtstriebe entspricht, d. h. die ihm Befriedigung verspricht oder gewährt, ist eine physische, und wird sinnlich vorgestellt. Denn sie wird durch Anschauung und Gefühl wahrgenommen. Man kann daher der Geschlechtsliebe keine andere Stelle anweisen, als unter der physisch sinnlichen Liebe, und sie nicht anders, als durch diejenige Liebe erklären, die zuletzt aus dem Geschlechtstriebe entspringt.

Inzwischen, so gewiß dieses auch ist, so folgt doch daraus noch nicht, daß die Geschlechtsliebe, oder, die Liebe im engsten Verstande nothwendig immer auf Befriedigung jenes Triebes ausgehe; und eben deßwegen wurde oben bemerkt, daß der Ausdruck Geschlechtsliebe nicht durchgängig zu empfehlen sey. Denn

er erweckt leicht den Nebenbegriff, daß Befriedigung des Geſchlechtstriebes der Zweck ſey, worauf hingeſtrebt werde. — Wenn es eine Liebe im engſten Sinne giebt, die von dem Streben nach Befriedigung des Geſchlechtstriebes frei iſt; ſo iſt ſie das, was man platoniſche Liebe nennt. Ob inzwiſchen und in wiefern dieſer Begriff reell oder leer ſey? das läßt ſich hier noch nicht unterſuchen. Es kam hier nur darauf an, den Begriff ſelbſt zu beſtimmen.

Uebrigens iſt auch die Liebe im engſten Verſtande nicht nothwendig immer Leidenſchaft. Auch ſie hat unendlich viele Grade, wie jedes Begehren, und kann daher auch eine bloße Zuneigung ſeyn. Hat ſie aber eine leidenſchaftliche Stärke, und iſt ſie überdem nicht platoniſch; ſo läßt ſich doch noch ein Unterſchied dabei vorläufig wenigſtens denken. Denn entweder iſt die Befriedigung des Geſchlechtstriebes an und für ſich ſelbſt das Ziel, nach welchem geſtrebt wird; oder es iſt dies nicht der Fall, ſondern es wird vielmehr nach Geſchlechtsvereinigung nur darum, und nur in ſofern mit geſtrebt, weil und ſofern dieſelbe zu der innigſten Gemeinſchaft, die ſchon aus andern Gründen *begehrt* wird, mit gehört. In dem letztern

Falle,

Falle, zumal wenn überdem noch das Geben des Genusses mehr, oder doch eben so anziehend ist, als das Empfangen, ist die Geschlechtsliebe die veredelte, die menschliche, in dem ersteren Falle wird sie die bloß thierische genannt. Diese aber ist eigentlich gar keine Liebe. Denn sie ist kein objectives auf eine Person gerichtetes Begehren, das die Gemeinschaft mit dieser Person, als solche, zum Ziele hätte, sondern eine bloß subjective, nur auf den Kitzel der Sinne ausgehende Begierde, mit einem Worte, sie ist bloße Wollüstigkeit (§. 110). Es ist daher ein nicht zu billigender Mißbrauch eines edlen Wortes, wenn sie Liebe genannt wird; und wenn also in der Folge von Geschlechtsliebe, oder Liebe im engsten Verstande, die Rede ist, so soll darunter allemal die veredelte Geschlechtsliebe verstanden werden, die sogenannte bloß thierische aber jederzeit Wollüstigkeit heißen.

4) Moralische Liebe, sofern sie keine bloß einzelne, vorübergehende Aufwallung, sondern ein beharrlicher Zustand ist, heißt Freundschaft. Denn daß zuvörderst wahre Freundschaft jederzeit Liebe sey, erhellet aus dem innigen Bestreben, mit dem Freunde des Herzens

vereinigt zu ſeyn, und dem bittern Schmerze, den wir empfinden, wenn uns das Schickſal, ohne Hoffnung des Wiederſehens von ihm trennt. Selbſt die Abſtammung des Wortes weiſet darauf hin. Denn Freund iſt eigentlich das Mittelwort von dem alten Zeitworte Frigen, lieben. Daher wird auch Freund, anſtatt Geliebter, zuweilen gebraucht.

Siehe, mein Freund, du biſt ſchön und lieblich.
Salom. Hohel. 1. 16.

Zwar behauptet Platner*): Freundſchaft könne auch gegen ſolche Perſonen Statt finden, mit denen uns jede nähere Verbindung unangenehm und beſchwerlich ſeyn würde. Allein er nimmt Freundſchaft in einer ſo weiten Bedeutung, daß ſie ihm bloß ein gewiſſes Wohlwollen iſt, wodurch wir aufgelegt ſind, demjenigen Gutes zu gönnen und zu erweiſen, deſſen Geſinnungen und Handlungen mit unſern Neigungen übereinſtimmen, und die Zwecke derſelben nicht zu hindern, ſondern vielmehr zu befördern ſcheinen**). Auch ſetzt er ſelbſt ausdrücklich

hin-

*) Aphorismen II. Th. S. 603.
**) Ebend. S. 599.

hinzu *): daß Freundschaft in der engern Bedeutung Liebe einschließe; und nur diese verdient den heiligen Namen der Freundschaft. Jenes Wohlwollen könnte z. B. auch der Wollüstling gegen denjenigen empfinden, der ihm zur Befriedigung seiner unkeuschen Begierden Gelegenheiten macht. Wer aber möchte dieses Freundschaft nennen, ohne die Entweihung dieses Namens zu fühlen!

Daß ferner diejenige Liebe, welche Freundschaft heißen soll, eine moralische seyn müsse, wenn sie übrigens auch völlig sinnlich seyn sollte; ist daraus klar, weil keine wahre Freundschaft ohne gegenseitige Achtung existirt, und alle Achtung die Anerkennung moralischer Vollkommenheit voraussetzt, weswegen denn auch wahre Freundschaft nur unter guten Menschen Statt finden kann, schlechte aber deren durchaus nicht fähig sind.

Daß endlich die Freundschaft keine bloße vorübergehende Aufwallung der Liebe, sondern ein beharrlicher Zustand sey, wird Niemand bezweifeln, der Freundschaft kennt und empfindet. Denn er ist sich bewußt, daß er den Freund seines

*) Ebend.

nes Herzens unwandelbar liebe. Selbst die härtesten Prüfungen können seine treue Gesinnung nicht verändern; vielmehr wird sie sich eben dabey recht glorreich bewähren *). Den Freund erkennt man in der Noth! sagt das Sprichwort.

Uebrigens kann die Freundschaft dem Grade nach verschieden, und entweder bloße Zuneigung oder leidenschaftliche Liebe seyn, wo sie denn in dem letztern Falle enthusiastische Freundschaft genannt wird.

5) Die obige Eintheilung der Liebe in vernünftige und sinnliche findet in Ansehung des Hasses keine Anwendung. Denn diejenige Verabscheuung einer Person, die nicht sinnlich, sondern bloß eine Verabscheuung des vernünftigen Willens ist, wird niemals Haß genannt; so, daß demnach ein vernünftiger Haß ein widersinniger Ausdruck ist. Auch die Abstammung des Wortes von heiß weiset darauf hin, daß der Haß immer von sinnlicher Natur sey.

Gleicher Gestalt ist auch eine Eintheilung des Hasses in physischen und moralischen nicht zulässig. Denn obgleich der Haß durch moralische Unvollkommenheit der verhaßten Person verur-

*) Die Bürgschaft, von Schiller.

rurſacht werden kann; ſo iſt doch der Ausdruck oraliſcher Haß nicht üblich; und zwar ne Zweifel darum nicht, weil er die Vorſtelng erwecken könnte, als ſey dieſer Haß etwas oraliſch Erlaubtes. Dieſe Vorſtellung aber iſt rchaus unſtatthaft. Denn kein ſinnlicher Haß, nd einen andern kennt der Sprachgebrauch, m Vorigen zu Folge, nicht), kann in ſittlicher inſicht von der Vernunft gebilligt werden, weil weſentlich das Beſtreben enthält, die Realit der gehaßten Perſon zu vermindern oder zu rſtören, und dieſes Beſtreben dem Sittengeze der Vernunft ſchlechterdings entgegen iſt.

Bei den nachſtehenden Unterſuchungen über e Leidenſchaften der Liebe und des Haſſes wird brigens hauptſächlich nur von der Liebe in der ngſten Bedeutung die Rede ſeyn. Denn bei ieſer zeigen ſich alle Eigenſchaften und Erſcheiungen der Liebe in einem beſonders hellen Lich, und diejenigen darunter, die ihr allein und usſchließend angehören, laſſen ſich durch ihre Beziehung auf Geſchlechtsverhältniſſe leicht unterſcheiden und abſondern. Der Kürze wegen oll daher die Liebe in der engſten Bedeutung n Folgenden immer ſchlechtweg Liebe genannt erden.

merkſam zu machen, um ſich davon zu überzeugen. Wenn aber die Liebe die Fehler des geliebten Gegenſtandes auch als ſolche anerkennt; ſo erſcheinen ſie ihr doch geringer, als ſie ſind, wenigſtens bemerkt ſie die böſe Quelle nicht, aus welcher dieſelben entſpringen. Daher die ſanguiniſche Hoffnung, daß es leicht ſeyn werde, dieſe Fehler wegzuſchaffen und zu verbeſſern.

Unter den mancherlei Gründen, welche das Glück der Ehe, wenn ſie auch aus Liebe geſchloſſen iſt, ſtören können, iſt der geheime Verdruß keiner der geringſten, den man, nicht ſowohl über die offenbar gewordenen Fehler des andern Theils ſelbſt, als vielmehr darüber empfindet, daß man ſo blind geweſen iſt, dieſe Fehler vorher nicht zu ſehen. Noch mehr ſtört dieſer Verdruß den innern Frieden, wenn ſich die zärtliche Gattin in ihrer Hoffnung, die vorher auch wirklich bemerkten Fehler ihres Gatten verbeſſern zu können, getäuſcht findet und nun inne wird, daß dieſelben aus einer viel ſchlechtern Quelle fließen, als ſie geahndet hatte. Denn eines Theils kommt hier zu jenem Verdruſſe noch das kränkende Gefühl hinzu, die Macht der Liebe ſcheitern zu ſehen, und andern Theils muß die Entdeckung von der Unverbeſſerlichkeit und der

böſen

sen Quelle eines Fehlers beunruhigender seyn,
l. der Fehler selbst. Gewöhnlich sind es ge-
de die edelsten weiblichen Wesen, die, im Ge-
hl eigner Güte leicht auch von Andern Gutes
artend, durch die Blindheit der Liebe zu
er Hoffnung verleitet, und, wenn sie es dar-
f wagen, ins Unglück geführt werden. Nichts
er kann thörichter seyn, als eben diese Hoff-
ng. Denn entweder ist der Geliebte ein Mensch
ne Character — und dann ist auf ihn und auf
ne auch noch so scheinbare Besserung durchaus
t Nichts zu rechnen, — und noch viel weni-
r kann ihm durch die Hand der Liebe ein Cha-
ter angebildet werden, weil Jeder nur allein
rch einen Act der selbsteignen Freiheit einen
aracter annehmen kann; — oder er hat ei-
n Character im eigentlichen Sinne; und dann
n man ganz sicher seyn, daß die Gewalt der
be, was sie in dem Herzen des Liebhabers
ht bewirken konnte, noch viel weniger bei
n Gatten auszurichten im Stande seyn werde.

b) Nicht allein in Ansehung des geliebten
genstandes, sondern auch in Rücksicht auf an-
e Dinge kann die Liebe uns blind machen,
nal wenn ihre Aufwallungen uns in Affect
en. Die Gründe sind ebenfalls aus §. 11

und

und 16 hinlänglich klar, und durch mehrere von der Liebe hergenommene Beispiele erläutert worden. Auf diese Verblendung gründet sich, wenn der Liebende in Affect unbesonnen oder unvorsichtig handelt, die Gefahren, die ihn umgeben, die Schwierigkeiten, die sich seinen Wünschen widersetzen, nicht gewahr wird, oder zu gering achtet, wenn er in der Hitze Mittel ergreift, die zwecklos oder zweckwidrig sind, und wenn er, ohne es selbst zu bemerken, die Geheimnisse seines Herzens verräth, oder gar verkehrte Thorheiten begeht, wodurch er sich lächerlich macht.

c) Dagegen kann nun die Liebe, besonders in den ruhigern Momenten, wo keine ungewöhnlichen Aufwallungen das Gemüth in Affect bringen, den Verstand auch anstrengen und beleben, ihn thätig und scharfsichtig machen; besonders wo es darauf ankommt, Mittel zur Erreichung ihrer Wünsche zu finden, oder die gefundenen zu rechtfertigen (§. 18), der nächste Zweck mag nun dahin gehen, äußere Hindernisse wegzuräumen oder zu besiegen, oder dahin, sich die Zuneigung der geliebten Person zu erwerben, oder zu erhalten. Daher auch die oft so sinnreiche Art, dieser Person Gefälligkeiten zu erweisen, ihre Wünsche zu errathen, und ihnen zuvor zu

kom-

ammen; und eben daher die Schlauheit in Er-
orſchung der (günſtigen oder ungünſtigen) Ge-
nnungen derſelben, und in Ausſpürung aller hier-
uf Bezug habenden Umſtände, obgleich der Ver-
ebte hiebei leicht in Gefahr iſt, durch den Eifer,
womit er nach Allem frägt, und durch den Affect,
worin er leicht durch eine Kleinigkeit geſetzt
ird, das Geheimniß ſeines Herzens zu ver-
athen *). Eben daher aber auch die trügliche
pitzfindigkeit, womit er die Mittel zu ſeinem
wecke zu entſchuldigen und vor ſich ſelbſt zu be-
hönigen weiß, ſollten ſie auch noch ſo verwerf-
ch ſeyn (§. 18.) **).

Die erwähnte Anſtrengung und Belebung
s Verſtandes kann überdem zur Folge haben,
iß der Verſtand, auch im Ganzen genommen,
i höhern Grade entwickelt wird, daß Witz,
charfſinn, Tiefſinn, kurz, daß Talente hervor-
echen, die ſonſt vielleicht in ihrem Schlum-
er wären begraben geblieben. Vorzüglich wird
es alsdann geſchehen können, wenn der Lie-
bende

*) Geſchichte des Tom Jones, am Ende des 4ten Buches.

**) Shakespears Veroneſer, II, 9.

bende hoffen kann, sich dadurch zu empfehlen, oder sonst dem Ziele seiner Wünsche näher zu kommen. So ist schon Mancher durch die Macht der Liebe über die alltägliche Gemeinheit empor gehoben, und mancher einfältig Scheinende wie durch einen Zauberschlag verwandelt worden!

d) Die Liebe verleitet den Verstand, über Dinge, die auf sie Bezug haben, so zu urtheilen, wie es zu ihr zusammenstimmt (Vorr. Nr. 2.). Daher oft die widerstreitendsten Urtheile über die nämliche Sache, sobald sich ihr Verhältniß zu den Zwecken der Liebe ändert.

So lange Ulrich von Rudenz glaubt, daß er durch Glanz und kriegerischen Ruhm das Herz seiner Bertha gewinnen werde, preiset er das Streben darnach, und urtheilt verächtlich über das ländliche, friedevolle Leben in seinem Vaterlande:

Nichts als den Kuhrei'n und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm ich hier!

Schillers W. Tell, II, 1.

Sobald er aber Berthas Gesinnungen erfährt, und nun inne wird, daß die entgegengesetzte Denkungsart seiner Liebe entspreche, und folglich zu ihr zusammenstimme; faßte er sogleich *eine ganz* entgegengesetzte Ansicht.

Fahr hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich ſoll das Glück in meiner Heimat finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tauſend Freudeſpuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willſt du die Meine werden.
Ach, wohl hab ich es ſtets geliebt. Ich fühls,
Es fehlte mir zu jedem Glück auf Erden.
Wilh. Tell III, 2.

an ſiehet hieraus, (wie auch aus §. 19), war-
n die Liebe in Allem, was ihren Wünſchen ge-
äß iſt, leichtgläubig macht. Denn dergleis
en für wahr zu halten, iſt ein zu ihr zuſam-
enſtimmendes Urtheil. Daraus erklären ſich
ne Menge Erſcheinungen. Denn, zu geſchwei-
n, daß tauſend unſchuldige Herzen durch dieſe
ichtgläubigkeit verführt werden, treuloſen
chwüren zu trauen; ſo bewirkt eben ſie, daß
an ſich leicht überredet, Vorzüge an dem ge-
ebten Gegenſtande zu finden, wovon er nur
n geringſten Schein an ſich hat, und daß man
ſo nicht allein deſſen Fehler nicht ſiehet (a),
ndern auch Vollkommenheit an ihm zu ſehen
nbt, die er nicht hat, ſeine Fehler aufs gün-
gſte erklärt, ſo daß ſie wohl gar als liebens-
ürdig erſcheinen, und daß man alſo überhaupt
*chſt parteiiſch für ihn iſt.* Denn dieß Alles

stimmt zu der Liebe zusammen. Die vorzüglichste Tugend aber, welche das liebende Gemüth bei dem geliebten Gegenstande zu finden wünscht, und von deren Daseyn es daher vorzüglich geneigt ist, sich leicht zu überreden, ist die Gegenliebe. Es ist daher wohl möglich, daß die Liebe wegen der Aufrichtigkeit und Treue der Gegenliebe Mißtrauen habe. Aber eine Geneigtheit zu diesem Mißtrauen, ein eigentlich mißtrauisches Wesen ist ihr gänzlich fremd. Wer dies äußert, hat keine wahre Liebe, sondern heuchelt sie nur, oder täuscht sich selbst.

Auch von der fernsten Zukunft ist die Liebe geneigt, das zu hoffen, was mit ihren Wünschen übereinstimmt. Nun ist es ihr ein süßer Gedanke, auch in der Ewigkeit noch mit dem Geliebten vereinigt zu seyn. Daher ist ihr die Hoffnung der Unsterblichkeit so natürlich, und wird ihr so leicht zum lebendigsten Glauben, daß man billig an dem Daseyn wahrer Liebe zweifeln muß, wo dieser Glaube nicht ist, oder sicherlich doch, wo er verspottet wird. Der triftigste andere Grund würde weniger auf ihn wirken. Die Liebe hat ihre eigne Logik.

e) Die Liebe trägt die Farbe, die sie selbst *hat*, auf die Gegenstände über (§. 19. Nr. 2).

ſt ſie unglücklich und trauert, ſo erſcheint die
anze Natur in einen ſchwarzen Flor gehüllt.
ühlt ſie ſich glücklich, ſo überſtralt das ätheri-
he Roſenlicht, womit ſie das Gemüth verklärt,
ich Alles, was uns umgiebt. Dieſe Wahrheit
npfand die edle Thekla tief und innig.
ie ſchön und rührend ſagt ſie:

Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da ſein Gehalt verſchwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag.
Mir träumte von zwei himmelſchönen Stunden.
Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen,
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen,
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.

Schillers Wallenſtein, IV, 12.

: iſt oben bei §. 19. gezeigt worden, daß alle
genehme Leidenſchaften überhaupt, durch
bertragung des Subjectiven auf die Objecte,
n Verſtand zu wohlwollenden Urtheilen über
dere ſtimmen. Dieſe für alle geſelligen Tu-
nden ſo günſtige Stimmung muß in einem vor-
glichen Grade durch glückliche Liebe bewirkt

werden.

werden, weil diese das Herz mit vorzüglich süßen Gefühlen beseligt. Daher wird auch derjenige, der in den Blütentagen des Lebens ein kaltes liebeleeres Herz im Busen trägt, verdächtig, eine für die geselligen Tugenden sehr ungünstige Stimmung zu haben, und muß schon darum, abgesehen von der Gefühllosigkeit, die er zu verrathen scheint, ein gewisses Mißtrauen gegen sich erregen. — So urtheilt der alte Thibaut von seiner Tochter Johanne:

Ich sehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung.
Entfaltet ist die Blume deines Leibes.
Doch stets vergebens harr ich, daß die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knospe breche,
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr, und deutet
Auf eine schwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.

Schillers Jungfrau von Orleans, Prol.

2) Die Einbildungskraft wird a) durch die Liebe erweckt und belebt, (§. 21. 22). Das schläfrigste Mädchen wird munter, und der trockenste

Redner

echenmeiſter fängt an, in Bildern und blu-
enreichen Reden zu ſprechen, wenn die Liebe
is Herz erwärmt.

Iſt vollends die Phantaſie von Natur reich
id feurig; ſo iſt es leicht, daß in jenem exal-
ten Zuſtande Begeiſterung entſteht (§. 23.).
aher iſt ſchon Mancher durch die Liebe zum
ichter geworden, deſſen ſchlummernde Talente
ne ſie vielleicht gar nicht geweckt worden
ären.

In dem Zuſtande einer ſolchen Begeiſterung
ngt die ganze Aufmerkſamkeit an den Bildern
r Phantaſie, die in höchſter Lebendigkeit vor
is Bewußtſeyn treten, und achtet daher wenig
er gar nicht auf die äußern Dinge, auch wenn
es ſollte. Daher die Zerſtreuung des Ver-
ebten, wodurch er oft mitten in der Geſellſchaft
nſam iſt und wie ein Träumer einhergeht.
ben daher auch die kindiſche Luſtigkeit oder
raurigkeit, welcher er ſich oft überläßt, je nach-
em ſeiner Phantaſie das Glück oder das Unglück
iner Liebe vorſchwebt.

Selbſt die höchſte Schwärmerei kann aus
ner, die Phantaſie exaltirenden Einwirkung
er Liebe entſpringen. Denn außer den herbei-
römenden klaren Bildern regen ſich noch eine

Menge

Menge von dunkeln Vorstellungen. Diese können, wenn gleich nur dunkle, dennoch aber so süße Gefühle und Ahndungen erwecken, daß sie sich der Herrschaft in der Seele bemächtigen, und die ausschweifendsten Spiele der Phantasie veranlassen. Besonders ist das weibliche Gemüth, wegen der leichtern Reizbarkeit der Phantasie, zu solchen Schwärmereien der Liebe geneigt; und leicht verbreitet sich diese Stimmung, sobald sie einmal erst wirklich ist, auch weiter, und ergreift vorzüglich gern religiöse Ideen, da diese der Phantasie vorzüglich freien Spielraum lassen. Daher findet man so häufig, daß zärtliche Mädchen, in den seligen Tagen der ersten Liebe, religiöse Schwärmerinnen sind, oder doch einen auffallenden Hang dazu haben. Sogar Wunder, zu Gunsten ihrer reinen Liebe, können sie von dem Himmel erwarten.

b) Nicht allein erweckt und belebt wird die Einbildungskraft durch die Liebe, sondern auch angereizt, auf eine solche Art wirksam zu seyn, als es zu der Liebe zusammenstimmt (§. 25. und Vorr. Nr. 2.). Dies zeigt sich vor allen Dingen aa) darin, daß uns die Phantasie das Bild des geliebten Gegenstandes vergegenwärtigt, weswegen uns auch alle Geschäfte, die

dem

dem Gedanken daran nicht Raum lassen, zur Last sind, und bb) in der Vorstellung von der Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes. Denn, da es zu der Liebe zusammenstimmt, sich diese Vollkommenheit so groß als möglich vorzustellen, (weswegen uns auch Nichts süßer ist, als das Lob der geliebten Person zu hören *); indem wir dadurch unser Urtheil über ihre Vorzüge bestätigt finden); so ist die Phantasie stets geschäftig, dieselbe durch Erdichtung zu vergrößern. Eine Eigenschaft des Geistes oder des Herzens, des Körpers sogar, darf nur dem liebenden Gemüthe als glänzend, als wünschenswerth, als liebenswürdig erscheinen; zugleich ist die Phantasie bereit, dieselbe an dem geliebten Gegenstande vorzustellen, und diese Vorstellung auf einen solchen Grad von Lebhaftigkeit zu erheben, daß das Gemüth sehr leicht verblendet und getäuscht wird; zumal da der Verstand ohnedies schon so bereitwillig ist, eine Vorstellung dieser Art für wahr zu halten (Nr. 1. d.).

Auf diese Weise wird die Vorstellung von der Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes durch die Zauberkraft der Phantasie so lange gesteigert, bis

*) Shakespears Veroneser. II. 4.

bis sie zu der ästhetischen Idee der höchsten Vortrefflichkeit erhoben wird, welche die Brust mit namenlosen und unaussprechlichen Gefühlen erfüllt. Der Geliebte erscheint nun als ein Ideal von Vollkommenheit, einzig in der ganzen Natur, und daher auch die Vereinigung mit ihm als das höchste Ideal irrdischer Glückseligkeit. „Die allsehende Sonne sah vom Anbeginn der Welt nie ihres Gleichen" sagt Romeo von seiner Julie *).

Wahre Liebe hat daher immer etwas Ideelisches an sich, wenn auch nicht gleich bei ihrem ersten Ursprunge, doch gewiß nachher in ihrem weitern Fortgange. Denn der Gegenstand, worauf ihr Streben gehet, und die Glückseligkeit, wornach sie trachtet, sind Ideale, die als solche nicht in der That wirklich sind, sondern bloß in der Einbildungskraft (als ästhetische Ideen) existiren. Nur Schläfrigkeit der Phantasie, oder ein fester Vorsatz, ihre süßesten Spiele zu verhindern, verbunden mit einer großen Gewalt darüber, könnten der Liebe jene idealische Natur rauben. Aber eben dadurch würde sie zugleich ihres höchsten Genusses, ihrer schönsten und entzückend-

*) Shakespears Romeo und Julie I, 2.

zückendsten Seligkeiten entbehren; und, wenn also eine Liebe jene idealische Natur ganz verläugnet, mit gemeiner Wirklichkeit sich gänzlich begnügt und gar nicht darüber hinausstrebt; so macht sie sich verdächtig, nicht von rechter Art zu seyn, oder wenigstens keinen bedeutenden Grad erreicht zu haben.

— Für ein liebend Herz ist die gemeine Natur zu eng.

Schillers Piccolomini III, 4.

Auf eine ganz ähnliche Art äußert die Phantasie ihre Wirksamkeit, wenn ein zärtliches Herz zwar das Bedürfniß der Vereinigung mit einem verwandten Wesen innig empfindet, aber noch keinen bestimmten Gegenstand seiner Liebe gefunden hat. Denn alsdann macht sie sich ein Bild von einem erdichteten Gegenstande, malt dasselbe aus, wie es den Forderungen der Liebe gemäß ist, und verschönert dieses Gemälde so lange, bis der Gegenstand zu einem Ideale von Vollkommenheit wird. Auf dieses Ideal wird dann das Streben der Liebe gerichtet, und alles Sehnen und Trachten gehet dahin, dasselbe in der Wirklichkeit zu finden, und sich mit ihm zu vereinigen.

Wenn aber alle Hoffnung verschwindet, dieses Wesen auf Erden zu finden, so kann es, bei einer schwärmerischen und religiösen Gemüthsstimmung leicht geschehen, daß es in der höhern Geisterwelt gesucht wird. Denn Ein Wesen will das liebende Herz doch haben, womit es sympathisiren kann. Die Phantasie träumt sich daher eine Gemeinschaft mit einem befreundeten Wesen in der Geisterwelt, die sie dann bald sinnlicher, bald geistiger ausbildet, je nachdem die geheimen Wünsche des Herzens verschieden sind *). Dies ist eine eigne Art des Mysticismus, zu dem, unter der vorausgesetzten Bedingung, insonderheit die alternden Jungfrauen geneigt sind, denen das Schicksal das Glück der Liebe versagte, und der so weit gehen kann, das höchste Wesen selbst zum Gegenstande seiner Träume zu machen.

Wenn es aber, in dem vorausgesetzten Zustande, an Phantasie fehlt, so steigt das sehnende Verlangen, statt sich in die höhere Geisterwelt zu erheben, zu der niedrigern Thierwelt herab. Ein Kanarienvogel, ein Schoßhund u. s. f. wird der Gegenstand, woran die Neigung

*) Abels Seelenlehre §. 1079.

ung sich anschließt, und es ist daher sehr gewöhnlich, dergleichen Spielwerke der Zärtlichkeit, gleichsam als Surrogate des entbehrten Glücks der Liebe, in der Welt zu finden.

## §. 148.

### Fortsetzung.

3) Zu den besondern und eigenthümlichen Wirkungen, welche die Liebe an den Sinnen äußert, gehört a) derjenige Affect, welcher aus dem süßen Gefühle der Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes und der damit verbundenen Wollust des Strebens nach Vereinigung mit demselben entsteht. Dies ist der, der Liebe wesentlich zugehörige Affect (§. 146), der das Gemüth, besonders so lange er ihm noch neu ist, in einem solchen Entzücken bezaubert, daß der Dichter mit Recht sagt:

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Lied von der Glocke.

In den Augenblicken des innigsten Genusses dieser *Seligkeit ist der* Mensch ganz in sein Gefühl

verloren. Er vergißt Alles um ſich her, und merkt auch auf das nicht, worauf Ort und Zeit ihn leicht aufmerkſam machen könnten. Die Zeit ſelbſt verfließt ihm, ohne daß er es im mindeſten gewahr wird.

Da rann kein Sand und keine Glocke ſchlug.
— — — — —
O! der iſt aus dem Himmel ſchon gefallen,
Der an der Stunden Wechſel denken muß!
Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen.
Schillers Piccolomini III, 3.

In dieſen Aufwallungen des Affects geſchiehet es alſo vorzüglich, daß das Gefühl der Liebe andere Empfindungen, ſo ſtark ſie auch ſeyn mögen, verdunkelt (§. 35). „Ich habe ſchon gegeſſen!" ſagt Valentin, in den Veroneſern von Shakespear (2, 1), ungeachtet er noch nüchtern iſt. Aber er iſt voll von dem Gefühle der Liebe; und das läßt ihn keinen Hunger empfinden, und hat auch ſeine vorausgegangnen Empfindungen ſo verdunkelt, daß er nicht weiß, was er gethan oder nicht gethan hat.

b) Ein anderer Affect aber, den die Liebe, zumal wo ihre ſüßen Regungen dem Herzen noch neu ſind, leicht hervorbringt, iſt die Scham. Denn, wenn die Liebe auch noch ſo rein und

keuſch,

usch, ja sogar, wenn sie platonisch ist, so ist nnoch der Geschlechtstrieb mit im Spiele 146.). Dies fühlt der Liebende dunkel, nn er sich dessen auch durchaus nicht klar und utlich bewußt ist, und dieses dunkle Gefühl regt eine geheime Furcht, daß seine Liebe als meine Sinnlichkeit, und er also als verächtlich erscheinen werde. Daher röthet sich die ngfräuliche Wange vor Scham, wenn der Verund das überströmende Herz über einen Verth seiner Empfindungen vor den Augen des elt ertappt, nicht weniger, wenn dem Gebten selbst das erste Geständniß verstohlen abgelegt wird, ja sogar wenn Andere auch nur se andeuten, daß sie die Geheimnisse des liennden Herzens kennen oder ahnden.

Da nun das dunkle Gefühl, worauf jene cham beruhet, in Beziehung auf eine Person, e welche das Herz keine Liebe empfindet, nicht tatt finden kann; so ist daraus begreiflich, arum oft ein liebendes Mädchen sich in Gesellaft gegen jeden Andern ungezwungener und rbindlicher beträgt, als gegen den Geliebten, d warum gerade dieser am wenigsten ein kußes Zeichen von Gunst oder Vertraulichkeit, sollte auch nur im Pfänderspiele seyn, erhält.

Aber

über freilich ist dann eben diese Zurückhaltung oft sehr verrätherisch.

Die Schamhaftigkeit kann zwar unter veränderten Umständen in ihren Aeußerungen anders modificirt werden. Aber sie begleitet doch die echte Liebe, (die keine Wollüstigkeit ist), das ganze Leben hindurch, so lange der moralische Sinn nicht abgestumpft, oder wenigstens für diese Gefühle unempfänglich gemacht wird. Denn wenn auch die Liebe durch eine rechtmäßige Verbindung ist geheiligt worden; so muß dennoch der Schein, einem bloß thierischen Triebe zu fröhnen, eben so wie vorher, Scham erwecken. Wenn daher gleich das Benehmen der Gattin anders seyn kann, als das der Braut; so wird doch auch die erstere nicht allein vor den Augen der Welt Alles vermeiden, was eine Regung des sinnlichen Triebes andeuten könnte; sondern auch bei den geheimsten Umarmungen wird ihr die Scham keine Ausschweifungen dieser Art zulassen. So wird Anständigkeit erhalten, und die Ueberschreitung auch ihrer feinsten Grenzlinien verhütet! Wo die holde Anständigkeit fehlt, da ist keine echte Liebe; da hat Wollüstigkeit die Herrschaft errungen und den moralischen Sinn schon verdorben (§. 118. Nr. 3.).

*) Das

c) Daß die Liebe die Sinne überhaupt, so-
ern dies zu ihren Zwecken dient, oder sonst zu
ir zusammenstimmt, anstrenge und belebe, ist
as §. 34. 36. schon hinlänglich klar. Auch ist
endaselbst hieraus schon hergeleitet worden,
arum der Liebende ein so feines Gefühl für
lles hat, was die Geliebte unmittelbar betrifft,
id warum er es mit der größten Schärfe so-
eich empfindet, wenn sich eine Veränderung
rer Gesinnungen, insonderheit eine Erkaltung
rer Liebe, auch nur durch den leisesten Aus-
uck, kund giebt.

Es hat aber jene Exaltation der Sinne zur
olge, daß der innere Sinn besonders für die
indrücke der ästhetischen Ideen empfänglicher
ird, auf welche die Liebe führt (§. 147.
r. 2. b), daß er fähiger wird, die hohe, idea-
sche Seligkeit, die unaussprechlichen Gefühle,
e von diesen Ideen abhängen, zu fassen und
nig zu empfinden.

Ueberdem erklärt sich aus der Exaltation
r Sinne, als welche das erhöhete Leben der
ifgeregten und angestrengten Kräfte (Einl. vor
16. Nr. II.) mit doppelter Stärke empfinden
ßt, der Muth der Liebe, der selbst bei der zag-
ften Jungfrau oft zur entschlossensten Kühn-

heit wird. Denn Kraftgefühl giebt Muth. Je doch wirken mächtig dabei mit, theils die heiße Glut der Begierde selbst, die lieber Alles aufopfern, als ihren Zweck verfehlen will, theils die Blindheit, welche Gefahren und Schwierigkeiten nicht siehet, oder gering achtet (§. 147. Nr. 1. b). Es ist daher eine sehr richtige, obwohl mit scherzender Laune gesagte, Wahrheit:

> Die Liebe macht alle Berge eben, springt über Mauern und Gräben, hüpft über Abgründe und Schlüfte, und setzt über einen Schlagbaum mit eben der Leichtigkeit, als über einen Strohhalm."
>
> Musäus.

Wenn aber die Hoffnung der Liebe gänzlich zertrümmert wird, so tritt das andere Extrem, Verzweiflung, an die Stelle des Muthes, die entweder in stiller Schwermuth an dem Leben nagt, oder in stürmenden, gewaltsamen Ausbrüchen tobt. Denn mit der Hoffnung seiner Liebe ist für den Liebenden Alles verloren. Alles Glück des Lebens, das Leben selbst, hat weiter keinen Werth für ihn; er achtet Nichts mehr in der Welt. Daher kann er nicht allein sein eignes Leben verzweiflungsvoll von sich werfen, sondern es auch gleichgültig sehen, wenn er Andere

in sein Verderben ziehet. So weiht sich ax Piccolomini dem Tode, da seine eger ihn von seiner geliebten Thekla ge- ltsam trennen, und nun alle seine Hoffnung ewig dahin ist. Das zeigen seine Worte:

Es ist nicht wohlgethan,
zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan
Der Rachegöttin weih' ich eure Seelen!
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
Wer mit mir geht, der sey bereit zu sterben.
Schillers Wallenstein, III, 23.

d) Alles, was den Gedanken an die Liebe den geliebten Gegenstand aufregt und un- hält, ist, weil es zu der Liebe zusammen- mt, dem Gefühle angenehm. Daher kommt B. der zauberische Reiz, den für den Verlieb- die verschwiegene Laube hat, wo er den er- zärtlichen Händedruck empfing. Tage lang n er dort sitzen und träumen.

e) Wenn das Bedürfniß der Liebe er- cht, ohne daß ein Gegenstand da ist, dem sie weihen kann; oder wenn dieser Gegenstand uns getrennt ist; so wird eine gewisse Leer- t des Herzens, ein gewisses unbestimmtes hnen empfunden, das mißlaunig macht, und

zur Folge hat, daß man an Nichts ein rechtes Intereſſe findet, indem Nichts die ſüßeſten Wünſche des Herzens befriedigt. Der große Seelenmaler Shakespear ſtellt ſeine Kleopatra in dieſem Zuſtande dar, indem er uns ſchildert, wie ſie, nach der Abreiſe des geliebten Antonius, von einer Zerſtreuung zur andern eilt, und an keiner Geſchmack finden kann *).

4) Wenn man die Einwirkungen der Liebe auf das Begehrungsvermögen unterſucht, ſo trifft man zunächſt

a) auf das Streben nach Gegenliebe. Denn dieſes iſt mit der Liebe ſo nothwendig und unmittelbar verbunden, daß ſie gar nicht ohne daſſelbe ſeyn kann. Denn, wenn der Geliebte keine Gegenliebe empfindet, ſo iſt er zu derjenigen Gemeinſchaft und innigſten Vereinigung nicht geneigt, welche doch das weſentliche Ziel iſt, wornach die Liebe trachtet. Wegen jenes ſehnſuchtsvollen Strebens macht Alles, was auf Gegenliebe zu deuten ſcheint, dem Liebenden das ſüßeſte Vergnügen. Eine Bandſchleife, eine Blume, oder ſonſt ein unbedeutendes Geſchenk von der Hand der Geliebten iſt ihm unendlich theuer

*) Antonius und Kleopatra II. 2.

theuer und werth (pretium affectionis). Aus eben der Urſache verabſcheuet der Liebende mit leidenſchaftlicher Wärme Alles, wodurch das erſehnte Glück der Gegenliebe verhindert, oder wieder zerſtört wird, und haſſet alſo jeden Dritten, der die Gunſt der geliebten Perſon zu beſitzen, oder auf ſich zu ziehen, oder auch nur hiernach zu trachten ſcheint. Dieſer Haß iſt Eiferſucht *). Es iſt alſo eine nothwendige Eigenſchaft der Liebe, daß ſie auf Jeden eiferſüchtig iſt, der ſie der Gegenliebe beraubt oder zu berauben ſcheint. Nur iſt dieſe Eiferſucht nicht nothwendig mit einem mißtrauiſchen Weſen verknüpft, das auch aus den unſchuldigſten und bedeutungsloſeſten Veranlaſſungen Gift ſaugt, und ſich und den geliebten Gegenſtand mit ewigem Argwohn quält. Im gemeinen Leben wird freilich, in einem vorzüglichen Sinne derjenige eiferſüchtig genannt, der eine Eiferſucht mit dieſem mißtrauiſchen Weſen äußert. Aber eine ſolche Eiferſucht gehört ſo wenig zu den nothwendigen Eigenſchaften der Liebe, daß ſie mit reiner,

*) „Othello (von Shakespear) iſt das vollſtändigſte Lehrbuch über dieſe traurige Raſerei; da können wir Alles lernen, was ſie angehet, ſie erwecken und vermeiden.“ Hamb. Dramaturgie, B. 1. S. 115.

reiner, echter Liebe nicht einmal bestehen kann (§. 147. Nr. 1. d.). Durch Alles, was Eifersucht erregt, kann aber die Liebe feuriger und ungestümer gemacht werden. Denn wenn sich dem Streben nach Gegenliebe Schwierigkeiten entgegenstellen, so wird es dadurch in der Regel nur noch heftiger, so wie die Liebe überhaupt durch widerstrebende Hindernisse gewöhnlicher Weise kühner und feuriger gemacht wird (§. 13.) *).

Aus dem Streben nach Gegenliebe geht ferner hervor die Gefälligkeit (Galanterie im bessern Sinne), d. i. die Bereitwilligkeit, den Wünschen der geliebten Person entgegen und zuvor zu kommen, ihr durch Worte und Handlungen auf alle Art zu schmeicheln, kurz, Alles das zu thun und zu leiden, was ihr gefällt. Eben daher die rege Furcht, durch das kleinste Versehen zu mißfallen und die zarte Delicatesse in dem ganzen Betragen. Auch Gefallsucht (Koketterie), d. i. die leidenschaftliche Begierde, durch seine Person, insonderheit durch körperliche Schönheit und Reize, zu gefallen, kann aus jenem Bestreben entspringen.

*) Shakespears Veroneser III, 1.

gen. Nur ist diese Gefallsucht der Liebe, die einzig nur die geliebte Person im Auge hat, gar sehr verschieden von der gemeinen Koketterie, die ohne Unterschied Jeden in Anspruch nimmt, und Alle durch ihre Netze fesseln will. Von dieser wird beim Ehrgeitze die Rede seyn.

Endlich ist auch das Streben nach Gegenliebe der hauptsächlichste Grund, warum es dem Liebenden zuweilen ein süßes Gefühl ist, für die Geliebte zu leiden. Er hofft dadurch, theils die Stärke seiner Liebe recht sichtbar an den Tag zu legen, theils das Mitleiden zu erwecken, und sich so der Gegenliebe desto eher zu versichern.

b) Ein anderes Bestreben, was die Liebe nothwendig mit sich führt, ist das, die Vollkommenheit der geliebten Person so viel als möglich zu befördern. Denn außerdem, daß dieses Bestreben unmittelbar zu dem Wesen der Liebe gehört (§. 146.), so können wir hoffen, uns dadurch Gunst und Gegenliebe zu erwerben oder zu erhalten. Inzwischen ist doch dieser selbstsüchtige Grund nicht immer wirksam, am wenigsten sind wir uns dessen immer bewußt. Mehr Einfluß haben ein Paar ganz uneigennützige Gründe. Denn eines Theils betrachten wir die Vollkommenheit der geliebten Person an sich

selbst

ſelbſt mit Wohlgefallen, weil ohne das keine leidenſchaftliche Begierde nach Vereinigung mit dieſer Perſon, d. i. keine Liebe, möglich wäre. Andern Theils gönnen wir derſelben von Herzen jede Glückſeligkeit. Denn unſer Verſtand urtheilt, daß es ſo recht ſey, wenn ihre Glückſeligkeit vermehrt wird. Denn ſie erſcheint uns als ein Ideal, auch der moraliſchen Vortrefflichkeit, (§. 147. Nr. 2.), und daher der höchſten Glückſeligkeit würdig. — Aus dieſen Gründen freuet uns auch Alles, was der geliebten Perſon Freude macht, oder ſonſt ihre Glückſeligkeit vermehrt, wenn es ihr auch ohne unſer Zuthun zu Theil geworden iſt.

Das Beſtreben aber, die Vollkommenheit der geliebten Perſon zu befördern, iſt ſo mächtig, als die Liebe ſelbſt. Nichts iſt ihm zu ſchwer oder zu gefährlich. Liſt und Muth werden aufgeboten, (wie Asmus von den Weibern zu Weinsberg rühmt); Alles wird gewagt, und erduldet für den Geliebten *). Bis zum höchſten Enthuſiasmus ſteigt das Streben nach dem Wohl der geliebten Perſon, wenn dieſelbe in einer nahen, drohenden Gefahr ſchwebt; und begei-

*) Shakespears Sturm 1, 2.

begeistert zu den kühnsten Thaten. So ist Mortimer von diesem Feuer entzündet, wenn er zu der heißgeliebten Maria sagt:

Für Alles werde Alles frisch gewagt!
Frei müßt ihr seyn, noch eh der Morgen tagt!
— — — — — —
Und müßt ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab es auf die Hostie geschworen.
Schillers Maria Stuart III, 6.

Und eben so kann die Erduldung solcher Leiden und Widerwärtigkeiten, die für den Geliebten und um seinetwillen ertragen werden, in einen wahren Heroismus übergehen, wie davon Bianca Capello, nach Meißners schöner Erzählung, ein rührendes Beispiel giebt.

Auch außer jenem hohen Enthusiasmus kann doch der Wunsch, das Wohl der geliebten Person zu befördern, uns zu Handlungen bestimmen, die wir sogar für uns selbst nicht thun würden. Tellheim verschmähet es nicht, von seinem Wachtmeister, Paul Werner, Vorschüsse anzunehmen, da er sie zum Besten seiner Geliebten nöthig zu haben glaubt, ob er sie gleich vorher für sich selbst durchaus abgelehnt hatte *).

Aus

*) Lessings Minna von Barnhelm, V. 8.

Aus dieser Betrachtung gehet zugleich hervor, daß die wahre Liebe, außer der Begünstigung der Stimmung für gesellige Tugenden (§. 147. Nr. 1. e.), noch auf andere Art wohlthätig auf die Sittlichkeit wirken kann. Denn die Geneigtheit, die Vollkommenheit eines Andern zu befördern, und zwar uneigennützig aus reinem Wohlwollen, wie die echte Liebe dieselbe hervorbringt, ist eine moralische Stimmung, die sich leicht von der geliebten Person auch auf andere ausdehnt, da sie ihres innern Adels, und des sie begleitenden, erhebenden Gefühles wegen, leicht lieb gewonnen wird. — Dazu kommt, daß der Liebende auch darum sich eifrig bestrebt, gut zu seyn, um in den Augen der hoch Verehrten, so wie in seinem eigenen Bewußtseyn, der erflehten Gegenliebe würdig zu erscheinen.

Liebe wirkt also eine Stimmung zur Tugend, und wer dem Laster in der Blütenzeit der Liebe nicht entsagt, der wird es nachher noch weniger ablegen.

c) Bei allem Streben nach der Gunst der geliebten Person, und bei dem wärmsten Eifer für ihr Wohl, ist dennoch leicht ein Benehmen möglich, was damit nicht zu harmoniren scheint.

Denn

Denn gerade alsdann, wenn der Liebende noch nicht im sichern Besitze seines Glückes ist, wird er von Niemanden so leicht beleidigt, und zu einem empfindlichen Betragen gereizt, als eben von der geliebten Person. Die geringste Kleinigkeit, die ihm anzudeuten scheint, daß seine Liebe verschmähet, oder nur kälter als sonst erwiedert werde, kränkt ihn und bringt sein Blut in Aufruhr. Denn es ist hier das Höchste, was auf dem Spiele steht. Er spielt alsdann den Beleidigten, und kann dabei so weit gehen, daß er sich das Ansehen giebt, seine Liebe unterdrückt, oder wohl gar einer andern Person zugewandt zu haben.

Allein es ist dies eine bloße Maske, hinter welcher sich die Liebe versteckt. Es soll die Geliebte nur ihr Unrecht bereuen, und sie darf dies nur von weitem zu erkennen geben, so fliegt der Beleidigte wieder zu ihr zurück. Die Versöhnung ist ja überdem so süß. Selbst alsdann, wenn die Kälte nicht bloß scheinbar gewesen, oder gar eine wirkliche Untreue begangen worden wäre, ist dennoch in der Regel nichts leichter, als eine solche Versöhnung. Denn, weil das Herz es wünscht, so ist der Verstand von selbst willig und bereit, die Geliebte zu rechtfertis

fertigen, oder ganz unschuldig zu finden, und läßt sich in seiner Leichtgläubigkeit durch die geringste Beschönigung überreden (§. 147. Nr. 1. d.).

Wäre aber auch die Verschmähung der Liebe, oder die begangene Untreue, ganz offenbar und unverzeihlich, und die Flamme des erbittertsten Zorns dadurch entzündet; so kann dennoch die Liebe, mitten in den Ausbrüchen dieses Zorns, ihre Macht beweisen, dem Verräther Verzeihung im Herzen bewirken, und wenigstens den Wunsch, ihn gerechtfertigt zu wissen zurückführen. Die verlassene Ariadne beschwört die Furien, den treulosen Theseus zu verderben. Aber plötzlich ruft sie aus: „Haltet ein! Ach, ich liebe ihn noch!"

Wenn dagegen die Liebe nicht echt ist, wenn ihr also der geliebte Gegenstand nicht ein Ideal ist, in dessen Glück sie ihre eigene schönste Seligkeit findet; so ist der beleidigte Liebhaber unversöhnlich, und sein Groll gehet in eigentliche Rachsucht über. Diese wird um so weiter getrieben, je mehr das Herz voller Stolz ist. Alles, womit er dem andern Theile am meisten wehe thun, und ihm die gegenseitige Verachtung seiner Liebe am empfindlichsten kund geben kann, das ergreift er mit Vergnügen. Insonderheit

derheit gilt dies von dem weiblichen G. da dieses, als der Theil, der nicht zu mend seyn darf, wenn er es dennoch ist, Verschmähung noch tiefer gekränkt wird. Rachsucht einer stolzen Frau, deren Liebe nich erwiedert wurde, kennt keine Grenzen.

d) Daß andere Leidenschaften, Neigungen und Affecten durch die Liebe eingeschränkt und unterdrückt werden können, bedarf keiner Erörterung. — Julie *) erhält durch ihre Wärterin die Nachricht, daß ihr geliebter Romeo ihren Vetter Tybalt im Zweikampf getödtet habe. In den ersten Augenblicken wird sie zwar von Schmerz und Unwillen übermannt. Aber sogleich bereuet sie es, tröstet sich über den Verlust ihres Verwandten, und weiß ihren Romeo aufs zärtlichste zu entschuldigen. Und selbst in dem ersten Moment ihres Schmerzes kann sie nicht dulden, daß die Wärterin in den Unwillen, den doch sie selbst gegen Romeo äußert, mit einstimme.

Wärterin.

— Dieser Gram, dieser Schmerz, dieser Kummer macht mich alt. Schande über Romeo!

Julie.

*) Shakespears Romeo und Julie III. 2.

Julie.

Blattervoll werde deine Zunge für solch einen Wunsch! Zur Schande ward er nicht geboren! —

So ist die Liebe! Wenn das Herz gegen den Geliebten auch noch sehr aufgebracht ist, und sich noch so berechtigt hält, ihm sogar wehe zu thun, so kann es doch schlechterdings nicht leiden, daß ein Anderer ihm zu nahe trete.

e) Nur Eine Liebe ist in dem menschlichen Herzen möglich. Sie erfüllt das Herz so gänzlich, daß eine Zweite neben ihr durchaus keinen Raum findet. Denn die echte Liebe strebt nach der innigsten und vollkommensten Vereinigung. Der wahrhaft Liebende will die geliebte Person ganz besitzen und sich ganz ihr hingeben, völlig Eins werden mit ihr. Es ist ihm also völlig unmöglich (weil es widersprechend ist), sein Herz zu theilen, und es zum Theil einer dritten Person zuzuwenden. Wenn daher Jemand mehrere Personen zu lieben glaubt, und nicht weiß, welche er wählen soll, so kann er überzeugt seyn, daß er keine liebt. Wo nicht eine gänzliche, durchaus ungetheilte Hingebung ist, wo die Geliebte nicht als das einzige Wesen in der ganzen Natur erscheint, mit dem man ohne alle Einschrän-

kung

kung gänzlich und vollkommen vereinigt zu seyn strebt, da ist eben darum keine ächte Liebe.

Noch mehr! Zu den Glaubensartikeln des Liebenden gehört auch die Ewigkeit der ersten Liebe, und scharfsinnige Denker, wie Ehrenberg *) und Hoffbauer **) vertheidigen die Meinung, daß der Mensch nur Einmal lieben könne. Inzwischen kann doch die Absicht dieser Männer nur seyn, von dem zu reden, was gewöhnlich geschieht. Denn daß eine zweite Liebe niemals in ein menschliches Herz kommen könne, das ist eine Behauptung, für welche ihre Gründe eben so wenig hinreichend sind, als die Erfahrung ihr zusagt.

„Liebe ist ewig wie das Herz" sagt Ehrenberg, und folgert hieraus, daß, wer Ein Mal wahrhaft geliebt hat, nicht zum zweiten Male lieben könne. Allein der erstere Satz ist entweder gar nicht bewiesen worden, oder er soll sich, dem Zusammenhange nach, auf das Vorausgehende gründen, wornach die Liebe nicht von außen in den Menschen kommt, sondern von innen, in

*) Euphranor 1. Th. S. 57.

**) Naturlehre der Seele, in Briefen S. 228.

in dem Herzen selbst, entspringt *). Ist aber dieser Grund auch hinreichend? Wer kennt nicht die Veränderlichkeit des menschlichen Herzens? und wer könnte also behaupten wollen: daß Alles, was aus dem Herzen kommt, auch ewig sey, wie das Herz selbst? Wenn dies aber nicht ist, so fehlt der Grund, warum nun gerade die Liebe darum, weil sie in dem Herzen entspringt, auch ewig wie das Herz selbst seyn sollte.

Hoffbauer gründet seine Meinung a. a. O. darauf, daß nur Ein Gegenstand dem Ideale der Liebe, welches der Seele vorschwebt, entsprechen könne. Allein daraus folgt nur, daß es dem menschlichen Herzen unmöglich sey, mehrere Gegenstände zugleich, aber nicht, daß es ihm eben so unmöglich sey, mehrere nach einander zu lieben. Denn zuvörderst kann das Ideal selbst in seiner Phantasie sich ändern, wie es z. B. dem Agathon begegnete, dessen erstes Ideal von der sanften Psyche, und das andere von der glänzenden Danae abstrahirt war. Und sodann, wenn dies auch nicht geschiehet, so kann doch die Vergleichung der gegebenen Wirklichkeit mit dem Ideale in der Phan-

*) Euphranor, S. 55.

Phantaſie verändert werden. Die jugendliche Einbildungskraft hat ſich ein Ideal der Liebe erſchaffen (§. 147. Nr. 2. b.). Nun erſcheint ein wirklicher Gegenſtand, der dieſem Ideale zu entſprechen ſcheint. Sogleich machen die heiße Begierde, ſein Ideal in der Wirklichkeit zu finden, und die übrigen auf Verblendung und Täuſchung wirkenden Gründe (§. 147.) es möglich, den gefundenen Gegenſtand dafür zu nehmen, und ihn mit der ganzen Wärme der reinſten und echteſten Liebe zu umfaſſen. In der Folge erſcheint ein neuer Gegenſtand, der dem Ideale in der Phantaſie, es ſey nun wirklich oder dem Scheine nach, noch mehr entſpricht. Alsdann verſchwindet die erſte Täuſchung und eben die Gründe, welche die erſte Liebe bewirkten, machen eine zweite, für dieſen neuen Gegenſtand, möglich.

Will man überdem noch vorausſetzen, daß uns der erſte Gegenſtand durch den Tod oder auf andere Art, ſchon vor längerer Zeit entriſſen wurde, und daß alſo die Lebhaftigkeit der Vorſtellung von ihm ſchon diejenige Abnahme erlitten habe, welche die Zeit unvermeidlich mit ſich bringt, oder vollends, daß derſelbe unſere heißeſte Liebe durch Treuloſigkeit betrogen habe;

so wird alsdann die Möglichkeit einer neuen Liebe noch klärer erhellen.

Aus diesen Betrachtungen gehet hervor, daß nicht allein die Gründe der genannten Philosophen unzureichend sind, um den Satz, daß das menschliche Herz nur Ein Mal lieben könne, zu beweisen, sondern daß es auch Gründe giebt, aus welchen das Gegentheil folgt, daß nämlich eine neue Liebe allerdings möglich sey, wenn auch das Herz die Seligkeit einer wahren Liebe schon einmal empfunden hat.

Die Idee von der Ewigkeit des Bündnisses zärtlicher, für einander geschaffener Herzen, die sich gefunden haben, ist freilich schön, und die Dichtkunst kann sie nicht entbehren. Aber eines Theils ist auch die Absicht nicht, sie als gänzlich leer darzustellen. Nur die bloße Möglichkeit des Gegentheils sollte gezeigt werden. Andern Theils kommt es hier auf trockene Wahrheit an; und die Dichtkunst würde sich wenig darum bekümmern, wenn sich auch durch abstracte Speculationen sogar nachweisen ließe, daß der Bund der Liebe in keinem Falle unsterblich sey. Denn ihr ist es um ästhetische Wahrheit zu thun, und diese hängt von abstracten Untersuchungen über die Möglichkeit der Dinge nicht ab.

k) Ob platonische Liebe (§. 146. Nr 3.) möglich sey, oder nicht? das ist ebenfalls eine bestrittene Frage. Ehrenberg erklärt sie für unmöglich; und glaubt sogar behaupten zu dürfen, daß diejenigen Menschen, die so viel von einer (bloß) geistigen Liebe träumen, von der echten Liebe — nie etwas empfunden haben, und daß dasjenige, was sie dafür halten, nichts als versteckte Sinnlichkeit ist *)." Auf ähnliche Art urtheilt auch Hoffbauer **). Inzwischen kommt es hierbei doch noch auf den Begriff an, den man zum Grunde legt. Denn, wenn die platonische Liebe eine solche seyn soll, bei welcher der Geschlechtstrieb auf keine Weise und in keiner Rücksicht mit im Spiele ist, so mag es allerdings wohl immer Täuschung seyn, wenn ein Herz, im Lenze des Lebens, eine solche Liebe zu empfinden glaubt, ob es gleich mit diesem Glauben so ernstlich gemeint seyn kann, daß die Liebenden vor Scham vergehen würden, wenn sie ihre Selbsttäuschung gewahr, und der im Hinterhalt lauernden Sinnlichkeit sich bewußt würden. Nimmt man aber platonische Liebe in



*) Euphranor, 1. Th. S. 221.

**) Naturl. d. Seele, S. 427.

dem richtigern Sinne, wornach sie diejenige Liebe bedeutet, die von dem Streben nach wirklicher Befriedigung des Geschlechtstriebes frei ist (§. 146.), so verhält sich die Sache anders. Denn, wenn auch jener Trieb sich in sofern allemal mit einmischt, daß ein Theil des Wohlgefallens an dem geliebten Gegenstande darauf beruhet, daß derselbe den Wünschen jenes Triebes gemäß ist; so kann es doch seyn, daß das Trachten nach wirklicher Befriedigung desselben entweder durch dunkle Vorstellungen, (z. B. von Entweihung der geheiligten Person der Geliebten), oder durch einen bewußten Vorsatz, gänzlich unterdrückt ist.

Platonische Liebe ist also allerdings möglich. Aber sie kann nicht dauern, sondern es muß sich, wenn sie anders Liebe von echter Art ist, ihre platonische Natur nach und nach auflösen. Denn das Streben der wahren Liebe ist unendlich. Sie will die Gemeinschaft mit der geliebten Person immer vollkommener, die Vereinigung immer enger und inniger machen. Sie muß daher endlich auch die Geschlechtsvereinigung mit umfassen. Keinesweges aber wird sie dadurch unedler, als sie vorher war, so lange sie bloß platonisch blieb. Denn ein von der Na-

tur

Tur uns eingepflanzter Trieb ist, als unabhängig von der Freiheit, weder edel noch unedel. Auch kann die Befriedigung eines solchen Triebes, an sich selbst, durchaus nicht unedel seyn, da kein Sittengesetz sie verbietet. Sondern es kommt dabei Alles auf die Form, auf die Art und Weise an, wie die Befriedigung geschiehet. Wird also die Befriedigung desjenigen Triebes, von welchem hier die Rede ist, nur in den Momenten der wärmsten Aufwallungen der Liebe und aus heißer Sehnsucht nach innigster Vereinigung wirklich; so kann sie mit der Achtung für die Würde der Menschheit, und folglich auch mit dem Sittengesetze vollkommen bestehen. Denn alsdann wird dabei keine Person als ein willkührliches Mittel, als ein bloßes Werkzeug zur sinnlichen Lust betrachtet; welches im Gegentheile nur alsdann geschiehet, wenn die Sinnenlust allein und an sich selbst der Zweck ist, worauf das Bestreben ausgehet (Vergl. §. 146. Nr. 3.).

5) Man hat a) nicht selten von jungen Frauen die Bemerkung gemacht, daß die Blume ihrer Schönheit noch herrlicher aufblühte, als vorher, da sie noch Mädchen waren. Das deutet auf einen wohlthätigen Einfluß, welchen beglückte

glückte Liebe auch auf den Körper äußert; und es iſt nicht ſchwer, den Zuſammenhang zu finden. Denn das erhöhete Leben in allen Kräften der Seele, was aus dem Streben der Liebe hervortreibt, theilt ſich auch den körperlichen Kräften mit, und, indem es die Geſundheit befördert, und ſich in dem Aeußern anſchaulich darſtellt, ſo erhöhet es dadurch zugleich die Schönheit des Körpers. Eben ſo viel gewinnt dieſe ferner dadurch, daß ſich die Freude, das Wohlwollen, und alle die ſanften und ſchönen Gefühle, womit die glückliche Liebe den Buſen füllt, in dem Blicke des Auges, in den Zügen des Geſichts, in den Stellungen und Bewegungen, kurz in dem ganzen Aeußern des Menſchen abſpiegeln und anſchaulich darſtellen; und daß die entſtellenden Eigenheiten und Bizarrerien, wodurch vorher unbefriedigtes Sehnen, Leerheit des Herzens, Eiferſucht u. dergl. ſich ausdrückten und der Schönheit Abbruch thaten, durch den Sonnenſchein der Liebe dahinſchmelzen, wie die bizarren Geſtalten am gefrornen Fenſter durch die erwärmenden Strahlen der Sonne des Himmels. — In dieſen Aeußerungen erkennt man zugleich den Ton und den Rhythmus des reinen, unvermiſchten Gefühls der Liebe. Sanfte Freundlichkeit,

lichkeit, modificirt durch einen edeln Ernſt, (wegen des Ernſtes in den Beſtrebungen der Liebe), reges, kräftiges Leben, ohne Wildheit, und ein Streben nach Außen, auf Annäherung an den geliebten Gegenſtand gerichtet und deutend, ſind die Hauptmerkmale in der Beſchaffenheit und Bewegung der Veränderungen und Zuſtände *).

Dagegen muß unglückliche und hoffnungsloſe Liebe die Schönheit angreifen und zerſtören. Denn zuvörderſt nagt ſie an der Geſundheit und dem Leben; es ſey nun, daß ſie in laute Verzweiflung ausbreche, und die Kräfte durch Uebereizung aufreibe, oder daß ſie ſich abhärme und in ſtillem Grame verzehre. Nicht minder leidet hiernächſt die Schönheit auch unmittelbar durch diejenigen Ausdrücke, wodurch verzweifelndes Verlangen, Neid gegen Glücklichere u. ſ. f. insonderheit aber Kummer und Gram in dem Aeußern ſich offenbaren. Denn der Gram, wie Shakespear ſagt **), iſt der Krebs der Schönheit.

b) Durch dieſe Betrachtungen iſt zugleich eine andere Erfahrung erklärt, die man oft zu machen

*) S. meine Rhetorik §. 176. 229.

**) Der Sturm, I. 6.

machen Gelegenheit hat: daß nämlich junge Eheleute einer bessern Gesundheit, als vorher genießen. Man pflegt dies freilich der bessern Sorge für den Körper zuzuschreiben. Auch mag die Befriedigung des bloß animalischen Triebes, da seine Forderungen auf die Natur gegründet sind, ihren Antheil daran haben. Aber es giebt auch eine höhere Ansicht der Sache, und es ist Undank gegen die segensreiche Macht der Liebe, sie zu verkennen. Denn auch aus dem erhöhten Leben in der Seele läßt sie eine wohlthätige Wärme ausströmen, die die Blume der Gesundheit mehr entfaltet und stärkt.

c) Man bemerkt endlich, daß Liebende, bei ihrem vertrauten Umgange, nach und nach einander ähnlich werden, und zwar nicht allein in Ansehung der Art zu denken, zu empfinden und zu handeln, sondern auch zuweilen in Ansehung ihres Aeußern. Das geht so weit, daß sie nicht bloß die Art, den Körper zu tragen, zu bewegen, oder gewisse Manieren von einander annehmen, sondern sogar auch in ihren Gesichtszügen auf gewisse Weise einander ähnlich werden können. Die Ursache liegt darin, daß der Liebende, weil ihm die geliebte Person das Ideal der Vollkommenheit ist, ihr in allen Stücken, auch in ihrem

äußern

äußern Wesen, meist sich selbst unbewußt, nachahmt. Denn durch diese häufige Nachahmung entspringt allmählich bleibende Aehnlichkeit. Doch was insonderheit die Verähnlichung der Gesichtszüge betrifft, so wird dabei, wo sie sich wirklich findet, noch mehr durch die Einbildungskraft gewirkt. Diese ergreift das Bild des geliebten Gegenstandes mit solcher Lebhaftigkeit, und hält es mit solcher Innigkeit umfaßt, daß die eignen Züge, uns selbst unbewußt, dadurch modificirt werden, und so, durch Gewöhnung, allmählich stehende Aehnlichkeit entspringt. Denn jede höchst lebhafte sinnliche Vorstellung drückt sich im Körper aus, und der Ausdruck ist ihr analogisch. Wer von dem Anschauen einer freundlichen Schönheit innig ergriffen ist, der wird nicht finster und häßlich, und wessen Phantasie von einem erhabnen Objecte voll ist, nicht gemein und niedrig sich gebehrden.

Diese Wirkung der Phantasie kann sich noch weiter ausbreiten. Sie kann auch Einfluß haben auf die Bildung der zarten Frucht unter dem mütterlichen Herzen. Man hat daher gewollt, daß die Mutter in den Zeiten der Hoffnung mit schönen Objecten umgeben werde, damit ihre Phantasie, beständig von diesen Bildern erfüllt,

erfüllt, dazu beitrage, dem werdenden Wesen schönere Formen einzudrücken.

Man hat zuweilen behauptet, daß die Kinder demjenigen von den Aeltern am meisten ähnlich werden, der in den Momenten der Vereinigung am höchsten exaltirt war. Allein wenn der vorgedachte Einfluß der Einbildungskraft, in diesen Momenten, von Seiten beider Aeltern, Statt findet, (welches zu untersuchen nicht hieher gehört, ob es gleich nicht zu bezweifeln seyn dürfte); so muß gerade das Gegentheil erfolgen. Denn die Phantasie des am meisten Exaltirten muß auch die stärkste Wirksamkeit äußern. Dieser aber hat nicht sein eignes Bild, sondern das geliebte Bild des Andern in seiner Phantasie. Diesem also muß auch das entstehende Wesen am meisten ähnlich werden.

Man wird daher, wenn man darauf Acht haben will, eine Bemerkung bestätigt finden, die ich oft gemacht habe, daß nämlich Kinder gewöhnlich — denn natürlich können andere Gründe eine Abänderung bewirken — nicht demjenigen von ihren Aeltern am ähnlichsten sind, der das lebhafteste Temperament und die feurigste Phantasie hat, sondern vielmehr dem Andern, der

der kaltblütiger und von schwächerer Einbildungskraft ist.

## §. 149.

### Zusatz.

Wenn man die vorstehenden Betrachtungen vergleicht, so erklärt sich

1) der Hang zum Romantischen, den zärtlich Liebende zu haben pflegen. Der exaltirte Sinn findet keine Befriedigung an den Eindrücken gewöhnlicher Dinge, die Hoheit des Idealischen, was der Seele vorschwebt, bewirkt Gleichgültigkeit oder gar eine gewisse Abneigung gegen die gemeine Natur, und die Schwärmereien der exaltirten Phantasie führen auf Ideen vom Außerordentlichen und Wunderbaren, schmücken sie aus und machen sie dadurch noch anziehender, als sie an sich schon sind. Sehr wahr läßt daher der Dichter seinen Max Piccolomini sagen:

Die heitre Welt der Wunder ists allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tausend Zweige reich entgegen streckt,
Worauf der trunkne Geist sich selig wiegt.
Die Fabel ist der Liebe Heimatwelt,

Gern wohnt ſie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil ſie göttlich iſt.
Piccol. III, 4.

Eben ſo wahr beſchreibt Max die Empfindung, die ihm jetzt, bei dem Hochgefühl der Liebe, ſeine gewöhnlichen Verhältniſſe und Beſchäftigungen erregen.

So müßt es einem ſel'gen Geiſte ſeyn,
Der aus den Wohnungen der ewgen Freude
Zu ſeinen Kinderſpielen und Geſchäften,
Zu ſeinen Neigungen und Brüderſchaften,
Zur ganzen armen Menſchheit wiederkehrte.
Piccol. III, 2.

2) Der Hang zur Religioſität. Denn der exaltirte Sinn wird für alle, folglich auch für religiöſe Gefühle empfänglicher; die begeiſterte Phantaſie beſchäftigt ſich gern mit religiöſen Ideen, bis zur Schwärmerei ſogar, und das Bewußtſeyn der Reinheit und Güte im Herzen (§. 148. Nr. 4. b) giebt Vertrauen, der Gottheit ſich kindlich zu nahen.

Iſt die Liebe glücklich, ſo iſt uns überdem die Welt, da ſie uns zum Paradieſe wird, die rührendſte Offenbarung der unendlichen Güte ihres Urhebers. Wir werden hingeriſſen zu Dank und Verehrung. Iſt dagegen die Liebe unglücklich,

lich, ſo iſt es das höchſte Weſen allein, bei dem wir Troſt und Ruhe ſuchen, dem wir die Leiden unſres zermalmten Herzens klagen mögen. — Wegen dieſes Hanges zu Religioſität kann ein liebendes Herz ſelbſt durch ſolche Dinge, wobei es ſonſt völlig gleichgültig blieb, zur Andacht entflammt werden.

Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes.
— — — — — —
Wie oft hab ich die Herrliche geſehn
In ihrem Glanz, die Inbrunſt der Verehrer —
Es hat mich nicht gerührt; und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, ſo wie die Liebe.

Piccol. III, 3.

## §. 150.

### Gründe der Liebe.

1) Der Einfluß, den der Verſtand auf die Liebe hat, iſt wichtig und weitumfaſſend. Inzwiſchen hat man ihm doch auch Wirkungen beigelegt, die ihm fremd ſind. Denn man hat zuvörderſt den Urſprung der Liebe in der Idee von der Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes ſuchen wollen. Man hat geſagt *): „Demnach darf man nicht zweifeln, daß die Erhaltung der Species,

*) *Die Leidenſchaften*, von Fiorillo, S. 439.

Species, die ein generelleres und vortrefflicheres Gut iſt, als alle andern Güter, die nur das Beſondere angehen, die Natur nicht ſollte genug thiget haben, der Seele hiervon eine wirkſame mere Kenntniß, und ein heftigeres Verlangen nach demſelben als nach etwas anderm, was es auch ſeyn möchte, zu geben." Allein hier wird offenbar den Individuen zugeſchrieben, was bloß der Natur zukommt. Dieſe hat die Idee von Erhaltung der Species, und veranſtaltet deshalb die Vereinigung der Geſchlechter; aber nicht durch abſtracte Begriffe, die ſie dem Verſtande, ſondern weit ſicherer durch einen mächtigen Trieb, den ſie der Sinnlichkeit eingepflanzt hat. In keinem Individuum aber wird die Liebe gegen ein anderes durch die Idee, das menſchliche Geſchlecht zu erhalten, erregt oder auch nur verſtärkt. Nicht einmal der weit näher liegende Gedanke, ſeine eigne Familie und ſeinen Namen fortzupflanzen, iſt im mindeſten vermögend, Liebe zu begründen, ob er gleich, welches die erſtere Idee nicht einmal vermag, ſchon manche eheliche Verbindung geſtiftet hat.

Nicht minder unwirkſam in der Wirklichkeit iſt die Idee von Realiſirung einer vollendeten Menſchheit. „Jedes Geſchlecht," ſagt Ehe-

Lehberg *), hat seinen Character, der sich mit dem Character des andern zu vermählen strebt, weil er von ihm zwar verschieden, aber doch auch mit ihm verwandt ist, und nur in der Vereinigung mit ihm volle Menschheit ausdrückt. Dieses Gefühl der vollendeten Menschheit ist es, was das Verlangen — der Liebe erzeugt." Es mag wiederum eine Idee der Natur seyn, durch Vereinigung der Geschlechter das Ideal der Menschheit, so viel als möglich, zu realisiren, obschon sich weiter nichts deutlich dabei denken läßt, als daß jedes der durch Liebe verbundenen Individuen, durch die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des andern, zu größerer Vollkommenheit gebildet werden soll. Aber daß die Individuen selbst, wenn eins das andere mit Liebe umfaßt, durch diese Idee getrieben werden, das ist mit Nichts bewiesen und kann nicht bewiesen werden.

Dagegen ist nun von selbst klar, daß aus dem Verstande (in weiterer Bedeutung) alle vernünftige Liebe (§. 146.) entspringt, und folglich auch dasjenige Wohlwollen gegen seine Mitmenschen, welches man die allgemeine Men-

*) Euphranor I. Th. S. 75.

Menschenliebe nennt, wie auch die vernünftige Vaterlandsliebe. Was aber die Liebe in engster Bedeutung betrifft; so ist

a) selbst ihre Möglichkeit von dem Bestande abhängig. Denn je weniger der Verstand des Menschen entwickelt und ausgebildet ist, desto weniger kennt und schätzt er die Vollkommenheit eines menschlichen Wesens. Desto weniger ist er also auch fähig, ein solches Wohlgefallen an demselben zu finden, daß er dadurch gereizt würde, nach einer innigen Vereinigung mit ihm sehnsuchtsvoll zu streben. Bei völliger Roheit würde er dazu gar nicht fähig seyn. Nicht einmal körperliche Schönheit würde einen Eindruck auf ihn machen, indem auch hierzu Verstand gehört (weswegen auch die Thiere für Schönheit gar nicht empfänglich sind). Nur der animalische Trieb allein würde ihn reizen, ein Wesen des andern Geschlechts zu begehren; und das ist keine Liebe. Nur alsdann erst, wenn der Mensch aus der völligen Roheit in den Zustand der Bildung übergeht, wo seine höhere Natur sich zu entwickeln anfängt, unterscheidet er sich, wie in andern Stücken, so auch in Ansehung der Geschlechtsverbindungen, von den Thieren, nur dann erst ist er eigentlicher Liebe

fähig.

ähig. Die Erfahrung bestätigt daher auch durchgängig, daß bei ganz uncultivirten Völkern wahre, eigentliche Liebe überall nicht angetroffen wird. Unter den Samojeden, Eskimaux und vielen andern rohen Völkern (in Sibirien, in der Tartarei), ist es sogar herrschende Sitte, daß sie ihre Weiber jedem Fremden anbieten, und also zu erkennen geben, daß sie von eigentlicher Liebe auch nicht das leiseste Gefühl haben.

Unsere Behauptung, daß Liebe ohne Mitwirkung des Verstandes nicht möglich sey, wird auch noch durch diese Erfahrung bestätigt: daß körperliche Schönheit, wenn sie geist- und seelenlos ist, wohl Begierden, niemals aber eigentliche Liebe erweckt. Denn von der innern Vortrefflichkeit, die sich also in dem Aeußern offenbaren muß, wenn Liebe möglich seyn soll, können wir nur vermittelst des Verstandes eine Vorstellung haben.

b) Je nachdem der Grad und die Art der Ausbildung des Verstandes verschieden sind, sind auch die Vorstellungen von der Vollkommenheit eines Menschen verschieden. Der eine hat von diesen, der andere von jenen Vorzügen eine klärere und lebendigere Vorstellung, und der eine findet daher mehr an dieser, der andere mehr

an jener Vortrefflichkeit unmittelbares Wohlgefallen. Und dies ist einer von den Gründen, (die übrigen liegen in der verschiedenen Beschaffenheit der Einbildungskraft und der Sinne), welche die Verschiedenheit des Geschmacks in der Liebe erklären.

Einige Psychologen *) gehen hierbei noch einen Schritt weiter. Der Mensch, sagen sie, siehet vorher, daß ihm die Sorge für seine Kinder die Beihülfe eines Andern unentbehrlich machen werde, und daß er zu diesem Zwecke einer gesellschaftlichen Vereinigung mit einer Gattin bedürfe. Er siehet daher bei seiner Wahl auch auf diejenigen Eigenschaften, welche ihm diese Vereinigung zu diesem Zwecke zu erfordern scheint. Da aber der eine diese, der andere jene Eigenschaften dazu für nöthiger hält, so muß auch die Liebe des einen mehr auf diesen, die des andern mehr auf jenen Gegenstand sich neigen.

Ich glaube nun zwar gern, daß der angegebene Grund recht oft die Wahl der Gattin bestimmen hilft. Daß er aber auf die Liebe selbst auch nur den mindesten Einfluß haben sollte, davon

*) S. z. B. Hoffbauer's Naturl. d. Seele, S. 409 ꝛc.

von kann ich mich nicht überzeugen. Amor ist ein erklärter Feind von allen Rechnungen der Politik, die auf bürgerliche Verhältnisse, oder auf Zwecke für das Hauswesen angelegt sind. Er fordert, daß uns die Vereinigung mit dem befreundeten Wesen, an und für sich selbst, der letzte und höchste Zweck sey, nicht aber irgend etwas anderes, was dadurch erst erreicht werden soll, indem widrigenfalls keine reine Liebe, sondern eine andere, zu der Vereinigung uns treibende Begierde, vorhanden seyn würde. Es kann daher auch nur durch das unmittelbare Wohlgefallen an der Person selbst, nicht aber durch die Hoffnung, sie und die Verbindung mit ihr als Mittel zu anderweitigen Zwecken gebrauchen zu können, jemals wahre Liebe erzeugt werden.

c) Daß der Verstand die erste Veranlassung geben könne, uns einen Gegenstand liebenswürdig zu machen, und wie er, wenn auch die Sinnlichkeit zuerst auf denselben aufmerksam macht, das Wohlgefallen daran verstärken könne, ist klar aus §. 55. Nr. 3.

d) Wiefern aber der Verstand auf das Bestreben, die Vollkommenheit der geliebten Per-

son zu befördern Einfluß habe, ist oben (§. 141. Nr. 4. b.) bemerkt worden.

e) Eine Erscheinung, woran der Verstand ebenfalls Theil hat, ist das Bestreben des Verliebten, seine Gefühle geheim zu halten, und anfänglich auch vor der geliebten Person selbst zu verbergen. Denn es ist der Verstand, welcher ihm die möglichen Gefahren vorstellt, denen er sich durch die Entdeckung seines Innern aussetzen könnte. Dieser läßt ihn überlegen und fürchten, daß Andere sein Glück vielleicht stören könnten, oder, daß eine Zurückweisung seines Geständnisses seine Hoffnungen auf immer vernichten möchte, oder daß er in den Augen seiner Geliebten, oder der Welt, des ersehnten Glückes als unwürdig erscheinen, und sich lächerlich machen könnte. Denn, so stolz er auch seyn mag, so kann er sich doch, wegen der idealischen Hoheit, worin ihm seine Geliebte erscheint, der Regungen dieser Furcht nicht erwehren. Daher ist Niemand zaghafter, als der innig Liebende, wenn er der Angebeteten sein Herz entdecken soll. Zehnmal schwebt das Geständniß auf der Zunge, und zehnmal wird es wieder unterdrückt, eh' es über die zitternden Lippen kommt. Er glaubt, Alles aufs

Spiel

Spiel zu setzen, und will lieber in der peinlichsten Ungewißheit (die doch nicht ohne Hoffnung ist) bleiben, als mit Einem Schlage Alles zu verlieren wagen. — Ein anderer Grund von dem Geheimhalten der ersten Regungen der Liebe liegt in dem Gefühle, und davon wird nachher die Rede seyn.

2) In Ansehung der Einbildungskraft ist vorläufig aus §. 147. Nr. 2. b. schon klar, daß dieselbe an der Liebe allemal Antheil hat, daß keine wahre Liebe ohne ihre Mitwirkung existirt, und namentlich, nicht ohne die Mitwirkung der in ihr wohnenden ästhetischen Ideen von der Vollkommenheit des Geliebten, und von der Seligkeit in der Vereinigung mit ihm; es mögen nun diese Ideen durch die beginnende Liebe erst hervorgebracht, oder auch umgekehrt ihr schon vorausgegangen seyn. Ueberdem kann sich die Phantasie, Liebe zu erzeugen oder zu verstärken, auf folgende Art wirksam zeigen.

a) Zuvörderst kann die Seele durch die Phantasie zur Liebe gestimmt werden (§. 58.); so daß alsdann das wirkliche Entstehen dieser Leidenschaft, wenn ihr ein Gegenstand gegeben wird, viel leichter erfolgt, als sonst geschehen seyn würde. Häufige Lektüre z. B., welche auch

nicht

nicht gerade unmittelbar Vorstellungen von dem Glücke der Liebe, aber doch solche Bilder in der Phantasie erregt, welche die Seele in einen sanften, gefühlvollen Ton stimmen, und wohlwollende Neigungen rege und lebendig machen, kann der Liebe den Eingang in das menschliche Herz außerordentlich erleichtern.

b) Die Phantasie kann Liebe in dem Herzen entzünden, noch ehe dasselbe einen wirklichen Gegenstand, dem es sich weihen könnte, gefunden hat. Denn auch vorher schon kann sie ein Ideal der Liebe erschaffen, das mit heißer Inbrunst umfaßt, und dann in der Wirklichkeit sehnsuchtsvoll gesucht wird (§. 60.).

Anderer Meinung scheint Ehrenberg zu seyn. Denn er sagt *): „Im Herzen muß die Liebe beginnen. Wo das Herz nicht die Einbildungskraft anregt, da entsteht keine Liebe." Inzwischen kann seine Meinung doch nur dahin gehen: daß die Einbildungskraft alsdann keine Liebe erzeugen könne, wenn das Herz kalt ist, und überhaupt das Bedürfniß der Liebe gar nicht empfindet, (woran nicht zu zweifeln ist). Denn sonst würde er sich selbst widersprechen, indem er

*) Euphranor 1. Th. S. 142.

er an einem andern Orte sagt *): „Lange schon trug den Jüngling die Geliebte in seinem Innern, ehe sie ihm in der Wirklichkeit begegnete. Lange schon hatten sich die holden Züge des Geliebten im Gemüthe des Mädchens entfaltet, ehe sein Blick ihn erwählte.“ Was ist dies anders, als was wir auch behaupten?

Aus dem Vorigen erklärt sich insonderheit zweierlei. Denn zuvörderst wird daraus begreiflich, wie es zugehe, daß die Liebe zu einer bestimmten Person oft ganz plötzlich entsteht. Denn, wenn in der Wirklichkeit eine Person gefunden wird, die dem Ideale in der Phantasie entspricht; so ist es ganz natürlich, daß dieselbe sogleich mit der Liebe umfaßt werden muß, die für dieses Ideal schon längst in dem Herzen brannte. Es ist daher oft, als wenn das sanfte Feuer der Liebe, gleichsam wie durch einen electrischen Schlag entzündet, urplötzlich aufloderte, und durch unser ganzes Wesen verbreitet würde.

Das andere, was aus gedachtem Grunde begreiflich wird, und wovon auch schon oben (N. 1. b.) noch ein andrer Grund angegeben wurde, ist die Verschiedenheit des Geschmacks in

*) Ebend. S. 133.

in der Liebe. Denn die Ideale, welche ſich die Menſchen in ihrer Phantaſie bilden, müſſen nothwendig verſchieden ausfallen, je nach dem die natürliche Kraft und Lebhaftigkeit der Phantaſie, ingleichen die Beſchaffenheit und der Grad ihrer Ausbildung, und endlich die Gründe, welche die Aſſociation der Vorſtellungen in ihr beſtimmen, hauptſächlich die geheimen Wünſche des Herzens verſchieden ſind. So wie aber die Ideale in der Phantaſie verſchieden ſind, wird auch die Wahl des Herzens auf verſchiedene wirkliche Gegenſtände fallen.

c) Lernt der Menſch früher, als ſeine Phantaſie ein Ideal der Liebe geſchaffen hat, ein Weſen des andern Geſchlechts kennen, was Zuneigung in ſeinem Herzen erweckt, ſo kann die Phantaſie die Vorſtellung von der Vollkommenheit deſſelben nach und nach immer mehr verſchönern, und endlich bis zu einer idealiſchen Höhe erheben, auch den Gedanken an die Seligkeit in der Vereinigung mit dieſem Weſen mit immer ſchönern Farben ausmalen. Dadurch aber muß, was anfänglich bloße Zuneigung war, endlich in die wärmſte Liebe übergehen.

d) Der Enthuſiasmus in der Begeiſterung der Liebe (§. 147. Nr. 2. a.), behauptet Wieland

land im Agathon, ist ansteckend, und bewirkt meistentheils die Niederlage der weiblichen Tugend. Wenn er nun aber auch diese nicht bewirkt; so kann er doch Gegenliebe erzeugen, wo sonst keine entstanden seyn würde, und, wenn dies geschieht, so wird es durch Vermittlung der Phantasie bewirkt. Denn die Begeisterung des Verliebten, die sich in dem poetischen Schwunge seiner Gedanken und Worte, und in dem magischen Abglanz der entzückten Seele in dem ganzen Aeußern, lebendig darstellt, reizt und exaltirt auch die Phantasie der andern Person, der dies Entzücken gilt. Die so erhöhete Phantasie aber bewirkt, daß sowohl die Vorstellungen von den liebenswürdigen Eigenschaften des Begeisterten, (zumal da eine so hohe Liebe dem Selbstgefühle ungemein schmeichelt), als auch die Bilder von der Seligkeit der Liebe, in einem schönern Lichte erscheinen, und lebendiger vor die Seele treten. Was Wunder also, wenn das Herz erwärmt, und Zuneigung in Liebe verwandelt wird!

So wie aber die Phantasie, diesem allen zu Folge, Liebe erzeugen kann, so kann sie auch

e) eine schon bestehende Liebe erhalten und verstärken helfen. Dies erhellet aus §. 62.

Denn

Denn die daſelbſt angeführten, allgemeinen Betrachtungen werden hier leicht in Anwendung gebracht. Auch erhellet aus §. 147. Nr. 2. a, daß, wenn die Liebe ſchwärmeriſch wird, dies nicht anders, als durch die Phantaſie bewirkt werden kann.

Nur folgendes iſt hier noch zu bemerken.

f) Die äſthetiſche Idee von der namenloſen Seligkeit in der Vereinigung mit der geliebten Perſon (§. 147. Nr. 2. b.) hat zur Folge: daß die Liebe in ihrem Streben unendlich, und daher nie vollkommen befriedigt iſt. Der höchſte wirkliche Genuß, ſo entzückend er ſey, weckt daher nur ein neues Sehnen, die Vereinigung mit der geliebten Perſon immer noch enger und vollkommner, und den Genuß dieſer Vereinigung immer noch höher und entzückender zu machen. Keine echte Liebe beſteht ohne dieſes Sehnen. Das Aufhören deſſelben iſt zugleich der Tod der Liebe.

g) Man bemerkt bei den Verliebten einen Hang zur Einſamkeit, der ebenfalls ein Werk der Phantaſie iſt. Wenn ſie nicht bei einander ſeyn können, ſo mögen ſie lieber allein ſeyn, in der tiefſten Einſamkeit. Denn hier können ſie den Spielen ihrer Phantaſie am ungeſtörteſten nach-

nachhängen. — Am stärksten ist dieser Hang bei einer unglücklichen Liebe, wo er einen schwermüthigen Character annimmt. So schildert diesen Zustand Romeos Vater. „Kaum beginnt die alles erfreuende Sonne im fernsten Osten die schattigen Vorhänge von Aurorens Bette wegzuziehen, so stiehlt sich mein schwermüthiger Sohn vor dem Tageslicht hinweg nach Hause, schließt sich heimlich in sein Zimmer ein, macht seine Fenster zu, versperrt das helle Licht des Tages, und macht sich selbst eine künstliche Nacht" *).

## §. 151.

### Fortsetzung.

3) a) Auch die Mitwirkung der Sinne ist nothwendig, wenn Liebe zu einem bestimmten, wirklichen Gegenstande möglich seyn soll. Denn der erste Grund aller Liebe zu einem bestimmten, wirklichen Gegenstande liegt in dem Wohlgefallen, was bei dem Anschauen der Vollkommenheit desselben empfunden wird. Denn nur dieses Wohlgefallen kann bewirken, daß die Vereinigung gerade mit diesem Gegenstande so anziehend für uns wird, daß ein leidenschaftliches Streben

*) Shakespears Romeo und Julie I, 1.

Streben darnach entsteht. Selbst alsdann, wenn eine idealische Liebe schon vorher in der Seele war (§. 150. Nr. 2. b.), ist doch die Richtung derselben auf den gegebenen wirklichen Gegenstand nur dadurch möglich, daß die Sinne das der Seele vorschwebende Ideal in diesem Gegenstande realisirt zu finden glauben.

Zwar behauptet Ehrenberg *): die Liebe komme „nicht von außen in den Menschen hinein" und folglich auch nicht durch die äußern Sinne. Allein das kann nicht heißen sollen: daß die Liebe zu einem bestimmten, wirklichen Gegenstande nicht durch das Anschauen desselben vermittelst der Sinne zuerst begründet werde. Sondern die Meinung kann nur seyn: daß die Eindrücke auf die Sinne allein nicht vermögen, wahre Liebe zu erzeugen. Und das ist ganz richtig. Denn, dem Obigen zu Folge, müssen Verstand und Einbildungskraft auch dabei mitwirken.

b) Wenn demnach das Entstehen der Liebe zum Theil von den Sinnen abhängt; so folgt zugleich, daß Liebe um so leichter entstehen muß, je mehr die Sinne von Natur reizbar und gefühlvoll

*) Euphranor, 1. Th. S. 59.

fühlvoll, und durch Uebung gebildet sind, je mehr sie insonderheit Empfänglichkeit haben für die Eindrücke der Schönheit, des Reizenden, der moralischen Güte, kurz, der Vollkommenheit eines menschlichen Wesens. Denn desto leichter kann uns das Anschauen einer solchen Vollkommenheit ein so lebhaftes Wohlgefallen erregen, daß wir in Affect gerathen, und eine leidenschaftliche Begierde, mit dem uns so entzückenden Wesen vereint zu seyn, und seiner Vollkommenheit zu genießen, in dem Herzen entsteht.

Daraus erhellet, daß das Gemüth, durch die Beschaffenheit und den Zustand der Sinne, mehr oder weniger zur Liebe gestimmt seyn kann (§. 72.). Insonderheit enthält das sanguinische Temperament eine größere Stimmung dazu, als das melancholische, und das choleriſche eine größere, als das phlegmatische, und zwar nicht allein wegen der leichtern Reizbarkeit und größern Empfänglichkeit für die vorgedachten Eindrücke, sondern auch darum, weil die zutrauliche Heiterkeit des sanguinischen Temperaments mehr, als der argwöhnische Trübsinn des melancholischen, geneigt ist, sich eines fremden Wesens zu freuen; und das Feuer des choleri-

schen

ſchen Alles tiefer und inniger empfindet, als die Kälte des phlegmatiſchen (§. 69 — 71.). Den höchſten Enthuſiasmus der Liebe iſt nur der Choleriker fähig (§. 70. Nr. 1.), zumal, da dieſer, wegen der Glut ſeiner Empfindungen, auch von den Seligkeiten der Liebe das höchſte Gefühl hat.

Man hat gefragt: ob die Liebe Gleichheit oder Ungleichheit der Temperamente der Liebenden vorausſetze? Die Temperamente müſſen gleich ſeyn, ſagen Einige: denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Sie müſſen ungleich ſeyn, erwiedern Andere. Denn das Gleichartige ſtößt ſich ab; das Ungleichartige zieht ſich an; die Natur will das Letztere vereinigen, theils die Mannigfaltigkeit der Individuen, theils die Vollkommenheit des Geſchlechts zu erhalten und zu befördern. Aber eben darum, weil beide Meinungen Etwas für ſich haben, iſt keine von beiden ausſchließend wahr. Liebende können gleiche und ungleiche Temperamente haben. Denn das Temperament iſt nicht nothwendig das erſte, worauf geſehen wird. Es können andere Eigenſchaften ſeyn, welche die erſten Regungen der Liebe hervorbringen, (zumal wenn ſchon ein Ideal in der Einbildungskraft exiſtirt, mit welchem dieſe Eigenſchaften

über-

übereinſtimmen §. 149. Nr. 2. b.); und wenn das erſt geſchehen iſt, ſo iſt es leicht, daß nicht allein Eigenſchaften des Temperaments, die man ſonſt für Fehler gehalten haben würde, unbemerkt bleiben, ſondern daß ſie auch in dem Roſenlichte der Liebe wohl gar als liebenswürdig erſcheinen (§. 147. Nr. 1. a. d. und Nr. 2. b.). Das Temperament mag alſo dann beſchaffen ſeyn, wie es will; ſo kann dadurch das Entſtehen einer vollkommnen Liebe nicht verhindert werden *).

c) Es iſt eine Erfahrung, daß das weibliche Herz durch Beweiſe einer ausdauernden Anhänglichkeit und einer recht beharrlichen Liebe, am Ende gewöhnlich beſiegt wird, wenn es auch dieſer Liebe anfänglich gar nicht geneigt war. Der innere Sinn wird durch das unabläſſige Beſtreben, ihn zu rühren, nach und nach erweicht.

*) „Lieben können ſich nur diejenigen, die in irgend etwas Weſentlichen von einander verſchieden ſind, ſo daß beide ſich als Ergänzungsſtücke Eines Daſeyns ſuchen" ſagt Ehrenberg im Euphranor S. 73. Allein es iſt hier nicht gerade von der Verſchiedenheit der Temperamente die Rede; ſondern es muß dies vielmehr nur auf die Geſchlechtsverſchiedenheit bezogen werden; wie ſich aus den folgenden Aeußerungen beſonders S. 95, ergiebt.

weicht. Dies, und das Selbſtgefühl, das ſich durch eine ſolche Liebe geſchmeichelt findet, und zur Dankbarkeit nöthigt, öffnen zuerſt dem Wohlwollen und dem Mitleiden, und dadurch allmählich der Liebe, das Herz.

d) Das Beſtreben, die erſten Gefühle der Liebe geheim zu halten, und, auch vor dem geliebten Gegenſtande ſelbſt, zu verbergen, hat, außer dem ſchon angeführten (§. 150. Nr. 1. e.), auch noch einen Grund in derjenigen Scham, die ſich mit jenen Gefühlen leicht verbindet, und deren Quelle §. 148. Nr. 3. b. ſchon aufgedeckt iſt. Daher muß dieſes Beſtreben auch um ſo ängſtlicher und um ſo lebhafter ſeyn, je mehr der innere Sinn für die Gefühle der Scham überhaupt, und dieſer Art von Scham inſonderheit, empfänglich iſt.

Eben der Grund, worauf das gedachte Schamgefühl beruhet, macht den Verliebten auch deswegen zaghaft, das erſte Geſtändniß ſeiner Empfindungen, und die erſte Bitte um Gegenliebe zu wagen, weil er dadurch die verehrte Geliebte zu beleidigen fürchtet. Denn, ſo wenig er ſich dies geſtehen mag, ſo fühlt er doch dunkel, daß ſeine Bitte zugleich gewiſſe Anforderungen an die Sinnlichkeit derſelben enthalte,

halte, deren ſie ſich nicht ohne Erröthen deutlich bewußt werden könnte.

e) Wie die erwähnte Schamhaftigkeit dazu mitwirke, den Adel der Liebe zu bewahren, und die Ausartung derſelben in gemeine Sinnlichkeit zu verhüten, erhellet ſchon aus dem, was §. 148. Nr. 3. b. darüber geſagt iſt. Eben dieſelbe aber trägt auch ſehr viel dazu bei, uns die Gegenliebe der geliebten Perſon zu erhalten. Denn, indem ſie uns alles vermeiden lehrt, was eine Herrſchaft des bloß thieriſchen Triebes ausdrückt, ſo hält ſie uns eben dadurch von dem ab, wodurch wir dieſe Gegenliebe am leichteſten untergraben könnten. Denn Nichts kann derſelben leichter den Tod bringen, als was uns in den Augen der geliebten Perſon (wenigſtens insgeheim) herabwürdigt, und ihr zartes Schamgefühl beleidigt, alſo einen höchſt widrigen Eindruck auf ſie macht. Und dies iſt mit allen dem der Fall, was auf ein, gemeiner Sinnlichkeit fröhnendes, Gemüth hindeutet.

Selbſt Liebkoſungen, die an ſich ſelbſt völlig unſchuldig ſind, können uns einen gefährlichen Schein dieſer Art zuziehen, wenn wir uns dabei unerſättlich und zudringlich zeigen. Eine zarte Schamhaftigkeit wird uns daher auch von

dieſer Ausſchweifung ganz unwillkührlich zurück halten, die ſelbſt die glühendſte Liebe um ſo mehr abkühlen kann, weil ein Uebermaß von Süßigkeiten ſchon an ſich ſelbſt nothwendig Ueberdruß und Ekel erregen muß.

f) Endlich iſt es immer der (innere oder äußere) Sinn, durch welchen alles das auf uns wirkt, was in den Eigenſchaften und in den Betragen der geliebten Perſon auf Erhaltung und Vermehrung unſerer Liebe Einfluß hat. Denn es ſey dies nun Schönheit und Anmuth des Körpers, oder Güte des Herzens, oder Vortrefflichkeit des Geiſtes; ſo muß es doch (entweder unmittelbar oder in ſeinen Aeußerungen) durch unſere Sinne aufgefaßt und wahrgenommen werden. Denn ſonſt wäre es für uns eben ſo gut, als gar nicht da; und könnte alſo auf Erhaltung oder Vermehrung unſerer Liebe nicht wirken.

4) Was das Begehrungsvermögen betrifft, ſo iſt a) die Liebe von der Größe des ſinnlichen Begehrungsvermögens abhängig. Denn je größer dieſes iſt, deſto leichter kann ſein Begehren überhaupt, und folglich auch die Begierde nach Gemeinſchaft mit einem andern Weſen, eine leidenſchaftliche Höhe erreichen (§. 772.

b) Auch

b) Auch von der Größe des vernünftigen
lens iſt die Liebe abhängig. Denn außer
, daß derſelbe, bei gehöriger Stärke, das
ſtehen der Liebe zu einem ganz unwürdigen
genſtande verhindern kann; ſo kann er auch,
ndern Fällen, das Entſtehen derſelben außer
entlich befördern. Dies geſchiehet auf dop
e Art. Denn je mehr Größe der Wille hat,
o ſtärker iſt zuvörderſt das Wohlwollen, und
vernünftige Liebe, womit er das fremde We
, deſſen Vollkommenheit die Vernunft aner
nt, umfaßt. Dies aber ſtimmt zu der ei
tlichen Liebe ganz ungemein zuſammen, er
bteut ihr Entſtehen, und beſchleunigt ihren
chsthum. Hiernächſt aber kann der Wille,
größer er iſt, um ſo leichter auch diejenigen
ilichen Neigungen, Triebe und Leidenſchaften,
der Liebe entgegenſtehen, ſich unterordnen,
ſchwächen oder unterdrücken. Zu dieſen ge
t vor allen Dingen die Selbſtſucht. Denn
hts iſt der uneigennützigen reinen Liebe mehr
Wege als dieſe, indem ſie nur immer das
ne Ich im Auge hat, und nicht zuläßt, ſich
Vollkommenheit eines fremden Weſens mit
igkeit zu freuen.

Hieraus erhellet, daß die Liebe von dem beharrlichen Zuſtande des Begehrungsvermögens, das iſt, von dem Character, nicht weniger abhängig iſt, als von dem Kopfe und von dem Temperamente (Nr. 3. b. §. 150. Nr. 1. 2.).

Dies führt

c) auf die Frage: ob die Liebe eine Gleichheit oder eine Ungleichheit in den Characteren der Liebenden vorausſetze? Die entgegengeſetzten Antworten, die man auf dieſe Frage gegeben hat, laſſen ſich leicht vereinigen, wenn man Folgendes bedenkt. Eine gewiſſe Gleichheit nämlich wird allerdings nothwendig erfordert. Denn wo echte Liebe gedeihen ſoll, da müſſen die Charactere der Liebenden zuvörderſt darin übereinſtimmen, daß ſie beide, im Ganzen genommen, moraliſch gut ſind. Denn der Gute kann den Schlechten nicht lieben, (wenigſtens nicht auf die Dauer, ſondern bloß in vorübergehenden Momenten der Verblendung). Auch der Schlechte den Schlechten nicht. Denn wenn ſich auch Jeder die eigene Schlechtheit zu Gute hält, ſo verzeiht er ſie doch dem Andern nicht. Denn immer fühlt er mit geheimer Kränkung und tiefem Verdruſſe, daß er dem Andern nur als ein Mittel zu deſſen Zwecken, und nach deſ-

ſen

n Willkühr, dienen soll. Dazu kommt, daß
jeder im Grunde des Herzens den Andern ver-
chtet. Denn das Sittengesetz, das jedem Men-
hen ins Herz gegraben ist, nöthigt ihm dies
nvermeidlich ab. Diese Verachtung aber zer-
ört sein Wohlgefallen an dem Andern, und
glich auch die Liebe. Gegenseitige Ach-
ung ist eine unumgänglich nothwen-
ige Bedingung einer echten, dauer-
aften Liebe.

Außerdem müssen die Characters der Lie-
nden noch in so weit übereinstimmen, daß sie
ide diejenigen Züge enthalten, die das Ge-
ihen der Liebe begünstigen (a. b.). Uebri-
ns mögen sie, in anderer Rücksicht, gleich oder
ngleich seyn. Keins von beiden wird das Em-
rkommen der Liebe verhindern oder bemerkbar
schweren; wovon man sich eben so, wie bei der
mlichen Untersuchung in Ansehung der Tempe-
mente (Nr. 3. b.) überzeugen kann.

d) Eine andere bestrittene Frage ist: ob
e Liebe zuletzt aus Sympathie, namentlich aus
ner gewissen Sympathie entspringe, durch wel-
e die verschiedenen Geschlechter einander an-
hen sollen? Es ist aber Sympathie überhaupt
*chts anderes*, als ein blinder Trieb, ein sinn-

liches

liches Begehren, das aus Triebfedern entspringt, deren man sich nicht bewußt ist (§. 10.). Da nun die ersten Regungen der Begierde nach Vereinigung mit einem Wesen des andern Geschlechts allerdings in dem Herzen entstehen, ehe die Triebfedern, wodurch sie in Bewegung gesetzt werden, zum Bewußtseyn kommen, indem die Aufmerksamkeit allererst durch sie selbst auf diese Triebfedern gelenkt wird; so kann man allerdings sagen: daß die Liebe, im Allgemeinen genommen, aus der Sympathie der Geschlechter entspringe.

Nur davon, daß die Liebe gerade auf dieses oder jenes bestimmte Individuum gerichtet wird, kann jene Sympathie den Grund nicht enthalten. Auch läßt sich nicht behaupten, daß dieselbe, wie Einige meinen, ein ursprünglicher, von keinem andern abstammender, Trieb sey. Denn es giebt in dem sinnlichen Begehrungsvermögen des Menschen nur einen einzigen Grundtrieb, und das ist der Trieb zum Vergnügen.

Ehrenberg*) hat sich, wie es scheint, dadurch bestimmen lassen, die Sympathie der Geschlech-

*) Euphranor 1. Th. S. 69.

Geschlechter für einen ursprünglichen Trieb zu erklären, weil er glaubt, die Würde und den Adel der Liebe dadurch mehr sicher zu stellen, daß er ihr eine Quelle anweiset, die aus keiner andern, und folglich auch aus keiner solchen, die auf dem Boden der Selbstsucht entspringt, abgeleitet ist. Allein der erste, physische Ursprung der Liebe mag seyn, welcher er will, so kann ihr das weder Adel geben noch nehmen. Nicht durch das, was die Natur, sondern allein durch das, was die selbsteigene Freiheit des Menschen dabei thut, erhält die Liebe ihre Würde.

5) In Betreff des Körpers ist a) von selbst klar, in wiefern die Möglichkeit und das wirkliche Entstehen der Liebe in engster Bedeutung von demselben abhängt. Denn der Geschlechtstrieb hat seinen Grund in dem Körper.

Nur muß man sich nicht vorstellen, als wenn der Körper, für sich allein, vermittelst dieses Triebes, Liebe begründen könnte. Denn theils erhellet aus dem Obigen, daß auch die Mitwirkung des Verstandes und der Einbildungskraft dazu durchaus nothwendig ist (§. 150.); theils lehrt die Erfahrung, daß die Thiere, ungeachtet sie Geschlechtstrieb haben, dennoch keiner Liebe fähig sind, und daß körperliche Reize,

die

die dem Geſchlechtstriebe aufs beſte entſprechen, dennoch keine Liebe erwecken, wenn nicht zugleich Vorzüge des Geiſtes und Herzens ſich darin ausdrücken.

b) Nicht minder einleuchtend iſt auch der, ſo eben ſchon berührte, Einfluß, den das Körperliche, von Seiten des geliebten Gegenſtandes, auf die Liebe hat. Denn ein ſchönes und reizvolles Aeußere kann ſchon an ſich ſelbſt das Entſtehen oder den Wachsthum der Liebe befördern, wenn auch nicht, für ſich allein, begründen. Denn es wird daſſelbe mit Wohlgefallen angeſchauet, und je mehr ein Weſen uns gefällt, deſto eher iſt das Streben nach Vereinigung mit ihm möglich. Dazu kommt aber noch, daß das Aeußere eben dieſe Wirkung auch in ſofern hat, als es der Spiegel iſt, worin der Adel des Geiſtes, die Vortrefflichkeit des Herzens, mit einem Worte, die innere Vollkommenheit, unſerm Anſchauen ſich darſtellt.

c) Daß zwiſchen Perſonen von einerlei Geſchlecht keine Liebe in engſter Bedeutung Statt finden könne, bedarf keines Beweiſes. Daher kommt es auch, daß ſogar alle Eigenſchaften des Mannes, die einen weiblichen, ſo wie alle Eigenſchaften des Weibes, die einen männlichen

Cha-

Character an sich haben, oder ausdrücken, der Liebe durchaus zuwider, und ihr hinderlich sind.

Das aber läßt sich fragen: ob im Gegentheile zwischen Personen von verschiedenem Geschlecht bloße, reine Freundschaft möglich sey? oder ob vielmehr jedes vorgebliche Verhältniß dieser Art im Grunde versteckte oder maskirte Liebe seyn müsse?

Solem e mundo tollere videntur, qui amicitiam e vita tollunt! sagt Cicero in seinem Buche über die Freundschaft. Wenn also Jeder nur mit seinem, nicht aber auch mit dem andern Geschlechte Freundschaft haben könnte; so würde die Sonne nur der halben Welt scheinen, und die andere Hälfte in ewiges Dunkel gehüllt bleiben. Lieben kann überdem Jeder nur Eine Person des andern Geschlechts (§. 148. Nr. 4. d.), und alle übrigen müssen ihm also zum wenigsten gleichgültig seyn, wenn auch nicht gerade eine Abneigung gegen sie Statt fände.

Inzwischen wäre dies doch nur ein Unglück für das menschliche Geschlecht, und es folgt daraus allein noch nicht, daß es nicht so sey. Aber, da sogar der platonischen Liebe ihre Möglichkeit nicht abgestritten werden kann (§. 148. Nr. 4. d.); so wird sich um so weniger darthun

lassen,

lassen, daß Freundschaft zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte unmöglich sey. Warum sollte es auch nicht möglich seyn, die moralische Vollkommenheit einer Person des andern Geschlechts mit Wohlgefallen wahrzunehmen, ohne daß der Geschlechtstrieb dabei mit ins Spiel käme? Denn jene Vollkommenheit und diejenige, welche dieser Trieb sucht, sind specifisch von einander verschieden. Wenn das aber ist, so kann auch die moralische Vollkommenheit einer Person des andern Geschlechts ein Streben nach Gemeinschaft mit derselben begründen, an welchem der Geschlechtstrieb nicht den mindesten Theil hat. Wenn sich alsdann jene Vollkommenheit, bei fortgesetztem Umgange, immer herrlicher entwickelt, und immer anschaulicher sich darstellt; so kann jenes Streben nach und nach so warm und so innig, so fest und dauerhaft werden, daß es mit Recht den Namen einer beharrlichen, moralischen Liebe, das ist (§. 146. Nr. 4.), den Namen der Freundschaft, verdient.

Noch unzweideutiger erscheint ein solches Verhältniß, wenn die Herzen beider Personen schon einer andern Liebe geweiht sind. Denn Eine Liebe kann in dem Herzen nur thronen.

Beiläufig Folgendes. d) Alle Freundschaft setzt nothwendig Achtung voraus; ihr ganzes Wesen ist darauf gegründet. Denn sie ist moralische Liebe. e) So wie das menschliche Herz nur Raum hat für eine einzige Liebe, so kann es dagegen Freundschaft für mehrere Personen fassen, (woher es auch kommen mag, daß das Wort Freundschaft einen Plural hat, der dem Worte Liebe gänzlich fehlt). Denn die Freundschaft enthält das nicht; wodurch die Liebe eben ausschließend werden muß. Denn ihr Bestreben gehet nicht, wie das der Liebe, auf ein gänzliches Einswerden, wobei ein Hingeben der Personen an einander Statt findet; sondern nur auf innigste Gemeinschaft in dem Reiche der Freiheit, wo die moralische Vollkommenheit, auf welche sie gegründet ist, sich wirksam zeigt. Liebende wollen in einander leben, und weben, jeder des andern unbeschränktes Eigenthum seyn, und den andern als solches besitzen. Freunde wollen für einander seyn und wirken, und, ohne in Ein Wesen zusammen zu schmelzen, jeder seine unabhängige Selbstständigkeit behalten. Und, so wie sich sagen läßt, daß die Liebe zuletzt aus einer Sympathie entspringe, die von dem Geschlechts-

schlechtstriebe abhängt, so läßt sich dagegen behaupten, daß die Freundschaft aus einer Sympathie hervorgehe, die auf den Geselligkeitstrieb gegründet ist.

## §. 152.

### Nähere Betrachtung des Hasses.

Da der Haß das positive Gegentheil von der Liebe ist (§. 146.); und da er, wie jede Leidenschaft (Vorr. Nr. 2.), die Kräfte reizt, auf eine solche Art wirksam zu seyn, wie es zu ihm zusammenstimmt; so läßt sich aus dem, was über die Wirkungsart der Liebe gesagt ist, mit gehöriger Unterscheidung leicht abnehmen, wie die des Hasses beschaffen seyn müsse. Auch in Ansehung der Natur der nächsten Gründe, welche auf Erregung oder Verstärkung des Hasses Einfluß haben, können die nöthigen Bemerkungen aus den vorstehenden Untersuchungen über die Gründe der Liebe, abstrahirt werden. Denn so wie z. B., um nur eins anzuführen, die Liebe blind macht für die Fehler des geliebten Gegenstandes, so macht der Haß für das Gute blind, was der verhaßte Gegenstand an sich hat *).

Und

*) Eben so verleitet der Haß, nicht minder als die Liebe, wegen der Verblendung des Verstandes in der Hitze

Und so wie der Verstand das Bestreben der Liebe, die Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes zu befördern, dadurch erweckt oder erhöhet, daß er es als recht beurtheilt, daß der Gute Gutes empfange; so erregt oder vermehrt er das Bestreben des Hasses, die Vollkommenheit des verhaßten Gegenstandes zu vermindern, dadurch, daß er es für recht erklärt, daß dem Bösen Böses widerfahre.

Im Allgemeinen aber wird der Haß gegen einen Menschen dadurch möglich und wirklich, daß entweder seine Person einen höchst unangenehmen Eindruck auf uns macht, oder daß seine Handlungen uns ein sehr starkes Mißvergnügen verursachen. Denn dadurch wird die Sinnlichkeit bestimmt, ihn leidenschaftlich zu verabscheuen.

Diesem zu Folge kommt es hier nur noch darauf an, die verschiedenen besondern Gestalten

der Leidenschaft, zu unbesonnenen und inconsequenten Handlungen. Als der Kaiser Albrecht I. den Haß des Erzbischofs Gerhard von Mainz auf sich gezogen hatte, suchte dieser alles Mögliche hervor, ihn zu stürzen, und klagte ihn in seinem Eifer auch solcher Verbrechen öffentlich an, die er selbst größtentheils angestiftet hatte, und deren Schuld also auf ihn zurückfallen mußte.

ten zu bemerken, in welchen der Haß unter verschiedenen Bedingungen erscheinen, oder sich äußern kann. Dahin gehören hauptsächlich folgende:

1) Der Neid, das ist der Haß, den wir gegen Jemanden darum, weil er ein gewisses Gut besitzt, empfinden. Gewöhnlich entsteht dieser Haß daher, weil wir das Gut, was der Andere besitzt, für uns selbst zu haben begehren; und daher kommt es auch, daß bei den Ausdrücken beneiden und beneidenswerth öfters bloß dieser letztere Begriff gedacht wird. Ein beneidenswerthes Temperament z. B. sagt oftmals weiter nichts, als ein wünschenswerthes. Es kann aber der Neid auch aus Mißgunst entspringen, vermöge deren der Mensch Andern überhaupt nichts Gutes gönnt, er mag dessen für sich selbst bedürfen, oder nicht, und die, wenn sie herrschende Gemüthsstimmung ist, von eben so viel Kleinheit der Seele als Niederträchtigkeit der Gesinnung zeugt. Denn nur bei demjenigen kann sie herrschend werden, der bei gänzlichem Mangel an Selbstgefühl von eigener Thatkraft Nichts hofft, und doch von Selbstsucht so erfüllt ist, daß er alles Gute nur allein besitzen möchte, ohne An-

dern

dern irgend Etwas davon zu überlassen, und daß er also die Achtung für die Menschheit in Andern gänzlich aus den Augen setzt. Umgekehrt kann auch die Mißgunst aus dem Neide (wenn dieser aus andern Gründen in der Seele schon existirt), so wie aus dem Hasse überhaupt, entspringen. Denn, wer einen Andern haßt, der strebt dessen Vollkommenheit zu vermindern, und wird es also mit Unlust wahrnehmen, wenn diesem etwas Gutes zu Theil wird, indem dies seiner Leidenschaft geradezu widerstreitet.

Ein vorzüglich hoher Grad des Neides wird **Eifersucht** genannt, von der Horaz sagt:

Fervens difficili bilé tumet jecur:
Tuno nec mens mihi, nec color
Certa sede manet: humor et in genas
Furtim labitur, arguens
Quam lentis penitus macerer ignibus.

Carm. I. 13.

Eine besondere Art des Neides aber ist die §. 148. Nr. 4. schon erwähnte **Eifersucht** *). Denn sie ist der Neid über persönliche Vorzüge eines Andern; insonderheit, wenn diese darin bestehen, daß derselbe von einer von uns geliebten

*) Eine höchst grelle Darstellung dieser Leidenschaft ist Corneille's Rodogune.

ten oder verehrten Perſon, wirklich oder dem Scheine nach, begünſtigt wird. Daher trifft man die Eiferſucht hauptſächlich an bei Verliebten und bei Hofleuten. Jene ſind auf die Gunſt der Geliebten neidiſch, dieſe auf die Gunſt des Fürſten. Die Eiferſucht der Hofleute iſt allzukälter; denn ſie entſpringt aus einer kältern Quelle (dem Eigennutze); die der Verliebten iſt wärmer, weil ihre Quelle (die Liebe) wärmer iſt (§. 114.); weswegen denn auch die letztere bei ihren heftigſten Ausbrüchen den Gebrauch des Verſtandes mehr hindert, die erſtere ihn mehr begünſtigt und befördert. Daher kommt es, daß die Eiferſucht am Hofe ſo oft die feinſten Intriguen, die ausgeſuchteſten Ränke erſinnt und ausführt, um den beneideten Günſtling zu ſtürzen, und die Eiferſucht der Liebe dagegen eben ſo oft zu den unbeſonnenſten Uebereilungen und Ausbrüchen von Wuth (wie den Grafen von Tokenburg, der ſeine ſchuldloſe Gemahlin, weil er ihren von einem Raben geſtohlnen Brautring an einem fremden Finger erblickte, aus dem Fenſter herabſtürzte *), ſo wie auch in andern Fällen zu den lächerlichſten Unternehm-

*) Voß Geſch. d. deutſchen Reichs 2. Th. S. 94.

rnehmungen verleitet. Ich habe einen Mann kannt, deſſen Verſtand, ſelbſt in wiſſenſchaft- her Hinſicht, gar nicht ungebildet war, und i dem dennoch die Thorheit der Eiferſucht; ſo enig Veranlaſſung er auch dazu hatte, ſo weit ng, daß er oft, unter dem Vorwande ei- re Reiſe, Tage lang auf einem Thurme ſaß, o er das Haus ſeiner Verlobten wahrnehmen nnte, um jeden Fußtritt, der dort ein- oder usgehen möchte, zu beobachten.

2) Die Rachſucht, das iſt, die leiden- haftliche Begierde, erlittene, (wirkliche oder ermeinte), Beleidigungen durch Zufügung ei- es Uebels zu vergelten. Zunächſt entſteht die achſucht aus dem ſüßen Gefühle, was der Ge- anke, dem Beleidiger wehe zu thun, in uns regt. Dieſes ſüße Gefühl aber iſt nur da- urch möglich, daß uns das, dem Beleidiger zu- ufügende Uebel als ein Gut für uns erſcheint; elches wiederum nur Statt finden kann, ſo- ern eine Begierde zum Grunde liegt, die durch enes Uebel befriedigt wird. Dieſe Begierde ber iſt ein Beſtreben, die Vollkommenheit des Beleidigers zu vermindern, alſo ein Beſtand- heil des Haſſes (§. 146.). Die Genealogie er Rachſucht iſt alſo dieſe. Wer uns beleidigt,

den verabſcheuen wir; er wird uns daher verhaßt. Dadurch wird uns der Gedanke ſüß, ihm wieder ein Uebel zuzufügen, uns zu rächen; und hieraus entſteht dann die Begierde, dieſen Gedanken auszuführen, das iſt, die Begierde nach Rache.

Dabei iſt der, durch den Haß verblendete, und zu einſeitigen und ſchiefen Urtheilen verleitete Verſtand allemal mitwirkend; indem er die Rache ſo beurtheilt, als wenn dadurch dem Beleidiger widerfahre, was recht iſt, (S. dieſen §. zu Anf.). Darauf deuten auch ſo manche Aeußerungen der befriedigten Rachſucht, als: da haſt du deinen verdienten Lohn!: Da geſchieht dir ſchon recht! u. dgl.

Natürlicher Weiſe muß übrigens die Rachſucht um ſo heftiger werden, je tiefer und lebhafter die uns widerfahrne Beleidigung empfunden wird, je mächtiger alſo der Affect iſt, worin ſie uns verſetzt; das heißt, mit einem Worte, je mehr ſie uns in Zorn bringt. Denn der Affect aus erlittener Beleidigung iſt Zorn. Alsdann aber, wenn die Ausbrüche der Rachſucht in höherm Grade heftig ſind, ſtürzen ſie uns in die größten Ausſchweifungen und Unbeſonnenheiten, die eine empörte Leidenſchaft nur irgend hervorbringen

bringen kann. Der Verstand wird dabei dergestalt verfinstert und unterdrückt, daß die Rache, theils aus diesem Grunde, theils auch deswegen, weil die Begierde darnach so gewaltsam hervordrängt, daß sie sich nicht zurück halten läßt, oftmals, wenn derjenige, dem sie eigentlich gilt, nicht gleich erreicht werden kann, an ganz Unschuldigen ausgeübt wird. Wie oft muß nicht, in den ersten Aufwallungen des Zorns, das ganz unschuldige Gesinde die Rache der Hausfrau empfinden, wenn sie von ihrem Ehemanne schmerzlich beleidigt wurde! Selbst bis auf bloße Sachen erstreckt sich diese Wut. Sie werden zerschmissen und zertreten. Ja, wenn sich gar Nichts findet, woran der Wütende seinen Muth kühlen kann, so läßt er ihn sogar an sich selbst aus. Er schlägt sich vor die Stirn, beißt sich in die Lippen, zerrauft sich das Haar, u. s. f. Wenn aber auch die Rachsucht nicht bis zu dieser Wildheit steigt, und daher keine so gewaltsamen Ausbrüche hat; so kann sie darum doch an ganz unschuldigen Personen, und an bloßen Sachen, sich auslassen; weil sie, als Leidenschaft, das Subjective auf die Objecte überträgt, zumal wenn diese mit demjenigen, gegen den sie eigentlich gerichtet ist, in näherer Ver-

bindung ſtehen (§. 19. Nr. 2.). Kleopatra mißhandelt den Boten, der ihr von der Untreue des Antonius Nachricht bringt *), und ich habe Jemanden gekannt — es war ein Bauer — der aus Rache gegen einen andern, der ihn ſeiner Meinung nach betrogen hatte, die Hunde und andern Hausthiere deſſelben, wo er ihrer habhaft werden konnte, zu prügeln pflegte.

Als eine beſondere Art von Rachſucht läßt ſich die eigentliche Zankſucht betrachten. Denn ſie iſt eine Sucht, jede vermeinte Beleidigung ſogleich durch heftige und kränkende Reden zu rächen. In weiterm Sinne verſteht man unter Zankſucht auch bloße Streitſucht, oder Rechthaberei, (wie man ſie leider unter den Gelehrten oft antrifft), und dieſe gehört zu dem Geſchlechte des Ehrgeizes.

3) Die Boshaftigkeit. Wir verſtehen darunter die Sucht, Andern aus bloßer Schadenfreude Uebel zuzufügen; ſo wie ſie in folgendem, trefflichen Epigramme dargeſtellt wird:

A. Ich thät ihm gern ein Uebel an,
Um ſeines Aergers dann zu lachen!

B. Er

*) Shakespears Antonius und Kleopatra II, 5.

Er hat dir aber Nichts gethan.
Nun! Einer muß den Anfang machen.
Haug.

in reine Schadenfreude, d. h. die
ide über ein Uebel eines Andern, als ſol-
s, iſt unmöglich; und daher auch reine Bos-
igkeit. Beide ſind der Charakter des Für-
der Finſterniß; den derſelbe z. B. ausdrückt,
n er ſagt:

nterdeß ließ ich, nicht müßig zu ſeyn,
durch meinen Erwählten,
einen König und Oberprieſter, Herodes, zu
Bethlem,
äuglinge würgen. Das rinnende Blut, der
Sterbenden Winſeln,
ch der untröſtbaren Mütter Verzweiflung, der
Leichname Ausfluß,
er, mit Seelen vermiſcht, mir wallend ent-
gegen dampfte,
ren mir, dem Vater des Elends, ein
liebliches Opfer.
Meſſ. II. Geſ.

in menſchliches Herz können dieſelben nicht
ren. Niemand hat Freude an einem Uebel,
begehrt daſſelbe in ſofern, als es ein Uebel
ſondern immer nur in ſofern, als es ihm
in Gut erſcheint. Nun kann mir aber ein

Uebel

Uebel eines Andern, was ich als ſolches anerkenne, nur alsdann als ein Gut erſcheinen, wenn ich denſelben verabſcheue und darum die Verminderung ſeiner Vollkommenheit begehre, das iſt, wenn ich ihn haſſe. Folglich ſind Schadenfreude und Boshaftigkeit nur als Folgen und Aeußerungen des Haſſes möglich.

Eine beſondere Art von Boshaftigkeit iſt die Verläumdungsſucht (Schmähſucht, Mediſence). Denn ſie hat Freude an der Schande des Nächſten, einem großen und ſchmerzlichen Uebel, und iſt deshalb begierig, ſie zu verbreiten. Was immer dabei mitwirkt, iſt ein Kitzel des hochmüthigen Stolzes, ſich durch Herabſetzung Anderer über ſie zu erheben. Deshalb pflegt auch der Schmähſüchtige, wenn er es auch nicht gerade heraus ſagt, doch ſeinen Schandreden eine ſolche Wendung zu geben, daß man wohl fühlt, er wolle ſagen: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieſer! Zufällig können auch andere Gründe mitwirken, die Verläumdungsſucht zu wecken, oder mehr in Bewegung zu ſetzen, beſonders die Langeweile (beim Kaffeetiſch) und die Begierde etwas Neues zu ſagen und zu hören.

Eine

Eine andere, obgleich mit der vorigen ſehr nahe verwandte, beſondere Art von Boshaftigkeit iſt die Spottſucht. Man kann zwar ſpotten, ohne boshaft zu ſeyn, z. B. in der guten Abſicht, den Verſpotteten zu beſſern. Aber, wenn es geſchiehet, weil man Freude daran findet, Andere durch Spott lächerlich oder verächtlich zu machen, und deshalb eine Sucht darnach hat; ſo iſt das offenbar Boshaftigkeit. Alſo iſt, zwar nicht jeder Spötter, aber doch ſicherlich jeder Spottſüchtige, ein Menſch von ſchlechtem Character. Ja, ſo wie der mißgünſtige Neid die kleinlichſte und verächtlichſte, ſo iſt die Spottſucht die niederträchtigſte unter den Leidenſchaften, die von dem Haſſe abſtammen. Denn ſie verſchont auch das Heiligſte nicht, vor dem ſelbſt die ärgſte Schmähſucht Scheu hat. Ein witziger Spott muß heraus, und ſollte das Ehrwürdigſte dadurch angetaſtet werden.

4) Der allgemeine Menſchenhaß (Miſanthropie) wird eben ſo ſelten zur eigentlichen Leidenſchaft, als die allgemeine Menſchenliebe. Wenn es aber geſchiehet, ſo wird es dadurch bewirkt, daß der Haß, den einzelne Perſonen in unſerm Herzen gegen ſich erregt haben, auf die übrigen übergetragen wird; welches wieder-

um

um dadurch möglich wird, weil der Haß gegen Einzelne, wenn er das ganze Gemüth erfüllt und verblendet, auch Andere in einem verhaßten Lichte kann erſcheinen laſſen, indem jede Leidenſchaft durch ein gefärbtes Glas ſieht (§. 19).

5) Eine ganz ſpecielle Art des Haſſes äußert ſich in der politiſchen Parteiſucht, d. i. in der Sucht, bei politiſchen Händeln (wenn auch nur durch Worte) Partei zu nehmen und die entgegengeſetzte Partei (wenn auch ebenfalls nur durch Worte) zu verfolgen. Dieſe Parteiſucht gehört zu den beſonders heißen Leidenſchaften (§. 114.). Sie kann beim Wortwechſel über eine Zeitungsnachricht die Gemüther aufs äußerſte erhitzen, und die älteſten Freunde entzweien. Sie hat daher auch auf den Verſtand einen ſo mächtigen Einfluß als irgend eine andere Leidenſchaft (§. 16 ꝛc.), und bewirkt inſonderheit (§. 19.), daß Jeder in dem, was ſeiner Partei günſtig iſt, höchſt leichtgläubig, und dagegen eben ſo ungläubig iſt in Allem, was der entgegengeſetzten Partei Nutzen oder Ehre bringt. Die Zeitungen, die einen Sieg finden leicht oder ſchwer Glauben, je nach-

nachdem dieser Sieg von unserer, oder von der entgegengesetzten Partei erfochten seyn soll.

Gewöhnlich ist nun bei der politischen Parteisucht allerdings die Selbstsucht im Spiele, indem man von derjenigen Partei, mit der man es hält, Nutzen, von der entgegengesetzten aber Schaden zu haben, oder erwarten zu dürfen glaubt. Allein dies ist doch nicht der wesentliche und eigenthümliche Grund, worauf diese Parteisucht beruht. Denn sie kann auch da Statt finden, wo wir von keiner Partei weder Nutzen noch Schaden erwarten können. Als die Engländer in Ostindien gegen Tippo Sahen Krieg führten, gab es auch Parteien unter uns, deren eine mit Tippo, die andere mit den Engländern es hielt. Auf längst vergangene Dinge sogar kann diese Sucht sich erstrecken. Man wird z. B. bei der studierenden Jugend zuweilen finden, daß die lebhaftern Köpfe an entgegengesetzten Parteien des Alterthums den eifrigsten Antheil nehmen, daß z. B. Einige die Sache des Cäsar, Andere die des Pompejus mit dem größten Feuer verfechten.

Was ist also der eigenthümliche Grund, worauf die reine politische Parteisucht eigentlich beruht? Nichts anderes, als das Gefühl

für

für Recht und Unrecht, oder kurz das Rechtsgefühl. Die eine Partei scheint uns Recht, die andere Unrecht zu haben. Darum hassen wir diese und lieben jene.

Unter allen Arten des Hasses ist deshalb auch diejenige, die sich in der politischen Parteisucht äußert, am ersten zu entschuldigen, indem der Grund, worauf sie beruhet, gut ist.

6) Im Allgemeinen mag hier noch bemerkt werden, daß, obgleich alle Leidenschaften den Verstand verblenden und verwirren können, doch vorzüglich Boshaftigkeit, Rachsucht, und überhaupt solche Leidenschaften, oder einzelne Ausbrüche derselben, dazu geeignet sind, die auf Etwas ausgehen, was an sich böse und strafbar ist. Denn a) bei einem Begehren dieser Art findet sich, wenigstens insgeheim, ein Widerstreben der Vernunft. Dadurch wird die Vernunft, ohne daß man sich dessen bewußt ist, abgehalten, sich so anzustrengen, wie es nöthig wäre, um jenes Begehren mit gehöriger Klugheit auszuführen. Je weniger sie aber sich anstrengt, desto leichter ist Verblendung und Verwirrung möglich. b) Den nämlichen Erfolg befördert die Furcht vor Unglück und Schande, die Bestreben von solcher Art, wenigstens insgeheim,

heim, unzertrennlich begleitet. Denn sie entzieht den Gedanken des Verstandes die Aufmerksamkeit, indem sie dieselbe auf sich und ihr Object fesselt.

Es ist daher allerdings etwas Wahres daran, wenn man im gemeinen Leben sagt: Schlechtheit mache dumm.

Shakespear, dieser große Kenner der menschlichen Natur, läßt seinen Fallstaff sagen: „da machte mein böses Gewissen — daß ich diesen groben Betrug für baar Geld nahm. — Da sehe man, wie aus dem Verstande ein Hanns Aff werden kann, wenns mit dem Herzen nicht richtig ist *)."

## §. 153.

### Practische Regeln in Betreff der Liebe und des Hasses.

Wenn es zuvörderst darauf ankommt, das Entstehen der Liebe oder des Hasses zu verhindern, oder sie, wenn sie schon zur Leidenschaft geworden sind, wieder zu unterdrücken, so müssen

1) diejenigen Ursachen gegen die gedachten Leidenschaften ins Spiel gesetzt werden, die auf Verhinderung oder Unterdrückung einer Leidenschaft

*) Die lustigen Weiber zu Windsor, 5. Aufz. 5. Auftr.

denschaft überhaupt Einfluß haben können, und die oben (I. Th. I. Hptst. II. Abschn. Abth. 8 — 14) sind erörtert worden. (Auch vergleiche man §. 143. Nr. 4. 6.). Dabei versteht sich, daß man auf die jedesmaligen Umstände, und auf die individuelle Beschaffenheit der Person die gehörige Rücksicht nehmen muß, um allemal hauptsächlich diejenigen Mittel in Anwendung zu bringen, die unter diesen Bedingungen den meisten Erfolg erwarten lassen;

2) muß so viel als möglich Alles vermieden werden, was, nach der allgemeinen Theorie an dem vorher angeführten Orte, das Entstehen oder den Wachsthum der Liebe oder des Hasses begünstigen kann.

Am wirksamsten, das Entstehen der Liebe oder des Hasses gegen eine Person zu verhindern, ist es ohne Zweifel, wenn man seine Aufmerksamkeit mit andern Dingen so ernstlich und so anhaltend beschäftigt, daß sie gar keine Muße hat, auf jene Person zu achten. Eben dasselbe würde auch das kräftigste Mittel seyn, die schon entstandene Leidenschaft wieder zu unterdrücken; wenn nur der Mensch alsdann fähig wäre, es in Anwendung zu bringen. Das ist er aber in der Regel nicht, weil die Leidenschaft selbst die

Auf-

Aufmerksamkeit gewaltsam auf ihren Gegenstand hinzieht. Nur zuweilen kann er es erreichen, wenn er entweder einen sehr festen Vorsatz und eine ganz außerordentliche Gewalt über seine Aufmerksamkeit hat, oder sich absichtlich in eine solche Lage versetzt, daß er durch die äußern Umstände genöthiget wird, seine Aufmerksamkeit enthaltend und ernstlich mit andern Gegenständen zu beschäftigen.

Am wirksamsten wird eine solche, von ihm selbst, oder auch von andern veranstaltete, Vorkehrung seyn, wenn die Gegenstände, womit er seine Aufmerksamkeit zu beschäftigen genöthigt wird, zugleich von der Art sind, daß sie ihm viele, den Körper ermüdende Arbeit verursachen. Denn eines Theils beschäftigen alsdann die Empfindungen von dem körperlichen Zustande einen guten Theil der Aufmerksamkeit, und entziehen diesen den Gefühlen der Liebe und des Hasses, so wie den Bildern von dem geliebten oder verhaßten Gegenstande, womit die Phantasie ihr Wesen treibt. Andern Theils ist die Seele mit dem Körper in der genauesten Gemeinschaft, und daher werden die glühendsten, geistigen Gefühle und die kühnsten Flüge der Phantasie durch Ermüdung gemäßigt und herabgestimmt.

gestimmt. Daher hat schon Ovid (in seiner Kunst zu lieben) den Rath gegeben: daß man Verliebte, die man von ihrer Leidenschaft zu heilen suche, zu stäten, den Körper ermüdenden Arbeiten anhalten solle.

Kann hiermit eine längere Entfernung von dem Gegenstande der Leidenschaft verbunden werden, desto besser. Denn, wenn die Leidenschaft niemals durch die Gegenwart des Gegenstandes angeregt wird, und neue Nahrung bekommt, so verzehret sie nach und nach sich selbst, und die Phantasie wird die Anstrengung endlich müde, der Seele den Gegenstand der Leidenschaft so lebendig zu vergegenwärtigen, als dieß es fordert.

Oefters wird es ferner auch möglich seyn, unsere Leidenschaft dadurch zu schwächen, daß wir uns beharrlich bestreben, uns den Gegenstand derselben, seine Eigenschaften und seine Verhältnisse zu uns, völlig deutlich zu machen. Denn dadurch verschwindet allmählich der Nimbus, womit die Liebe ihn umgiebt, oder das schwarze Dunkel, worin der Haß ihn verhüllt, und hiermit zugleich nach und nach die Gewalt der Leidenschaft (§. 54. Nr. 4.).

Wenn es im Gegentheile Liebenden darauf ankommt, eine gegenseitige dauerhafte Liebe zu begründen, und sie dann immer mehr zu stärken, so ist insonderheit Folgendes zu beobachten.

1) Vorläufig soll Niemand wagen, ein Bündniß der Liebe mit einer Person zu schließen, an welcher er bedeutende Fehler findet, die er aber durch seinen Einfluß zu bessern hofft. Denn diese Hoffnung ist thöricht, zumal von Seiten des weiblichen Geschlechts (§. 147. Nr. 1. a.).

2) Eben so soll Jeder sich hüten, den idealischen Bildern, welche die Phantasie von dem Glücke der Liebe sich vorher entwirft, nicht zu viel nachzuhängen. Denn dies verdirbt nachher den wirklichen Genuß, und bringt daher der Liebe selbst Gefahr.

3) Ist das Bündniß der Liebe wirklich geschlossen, so soll der Liebende sich bestreben, die Vollkommenheit seines Geistes und seines Herzens immer mehr zu erhöhen und zu entwickeln. Auch die Schönheit oder Annehmlichkeit seines Aeußern soll er zu erhalten, oder wo möglich zu vermehren suchen *).

Denn

*) — — Ut ameris, amabilis esto!
— — — — —
*Ut dominam teneas, nec te mirere relictum,*
*Ingenii dotes corporis adde bonis!*
Ovid. ars am. II. 107 etc.

Denn je mehr dies Alles geſchiehet, deſto mehr muß auch das Wohlgefallen an ihm, und alſo auch die Liebe, in dem Herzen der Geliebten erhalten und geſtärkt werden; und das um ſo mehr, weil dadurch zugleich auch die Achtung für ihn immer mehr erhöhet wird (§. 151. Nr. 4.).

4) Der Liebende ſoll fortdaurend bemühet ſeyn, die Vollkommenheit der Geliebten immer beſſer kennen zu lernen, die Vorſtellung davon ſich immer mehr zu vergegenwärtigen und anſchaulich zu machen, und ſelbſt die immer weitere Ausbildung derſelben, ſo viel als möglich, zu veranlaſſen und zu befördern. Denn je mehr dies geſchiehet, deſto mehr wird in ſeinem Herzen das Wohlgefallen an der Geliebten, und die Liebe zu derſelben befeſtigt und geſtärkt werden; zumal, da hierdurch ebenfalls wieder auch die Achtung für dieſelbe in ſeinem Herzen Nahrung und Zuwachs gewinnt.

5) Liebende ſollen zwar beſtändig freundlich mit einander umgehen, ſo daß das reine und herzliche Wohlgefallen daraus hervorleuchtet. Aber mit eigentlichen Liebkoſungen ſollen ſie nicht zudringlich gegen einander ſeyn. Dies kann leicht den Reiz derſelben ſchwächen, ſie um

Ende

Ende gar durch Ueberdruß widerlich machen, und so der Liebe selbst gefährlich werden (§. 151. Nr. 3. e.) *)

6) Eben so wenig sollen Liebende ein mißtrauisches Wesen gegen einander äußern. Denn auch dies bringt der zarten Liebe leicht den Tod. Denn theils verräth dadurch die unechte Natur der Liebe sich selbst (§. 147. Nr. 1. d.), theils ist auch ein mißtrauisches Wesen sowohl an sich selbst höchst lästig, als auch darum oft ganz unerträglich, weil auch das bescheidendste Selbstgefühl endlich empört wird, wenn man die Aufrichtigkeit und Treue seiner Gesinnungen immer bezweifelt sieht.

7) Vor allen Dingen sollen Liebende, auch in den Momenten der zärtlichsten und wärmsten Ergießungen ihrer Gefühle, die holde Anständigkeit heilig halten. Nicht allein grobe Frechheit, sondern auch die feinern Verletzungen der Sittsamkeit müssen vermieden werden. In keiner

*) „Bestände das ganze Jahr aus lauter Festtagen, so würde man des Feierns eben so überdrüßig werden, als des Arbeitens; aber wenn sie selten kommen, so kommen sie erwünscht. Nichts gefällt so sehr, als *seltene Dinge.*" Shakespeare Heinrich IV. 1, 2.

keiner Umarmung zeige sich eine begehrende Heftigkeit, in keinem Kusse glühe ein wildes Feuer! Denn Alles, was die Herrschaft der Sinnlichkeit ankündigt, zerstört allmählich die echte Liebe, weil es eines Theils dem zarten Schamgefühle widrig wird, und andern Theils, wenigstens insgeheim, die Achtung untergräbt. (§. 151. Nr. 3. e., und Nr. 4. c.).

Daß endlich

8) von Vorschriften, den Haß zu erhalten oder zu stärken, nicht die Rede seyn könne, bedarf keines Beweises. Denn der Haß ist eine böse Leidenschaft, und soll nicht geduldet werden (§. 99.).

## Zweite Abtheilung.
## Von der Ehrsucht.

### §. 154.
Weitere Entwickelung des Begriffes der Ehrsucht.

Ehre ist überhaupt das günstige Urtheil Anderer über meinen Werth, insonderheit über den moralischen; so wie Schande in dem entgegengesetzten ungünstigen Urtheile über mich besteht. Weit ausgebreitete Ehre wird Ruhm genannt. Denn Ruhm bezeichnet ursprünglich ein lautes Rufen *), (welches also weit und breit gehört wird), und ist daher in seiner jetzigen Bedeutung ein metonymischer Ausdruck, der die Ursache für die Wirkung setzt. Zwar wird dieser Ausdruck zuweilen auch auf solche Gegenstände angewandt, denen Ehre eigentlich nicht beigelegt werden kann; wie etwa, wenn man den Genfer See berühmt nennt; und daher haben Einige **) geglaubt, zwischen Ehre und



*) S. Adelung.
**) Thilo über den Ruhm, S. 19 und 26.

Ruhm, die doch nur dem Grade nach verſchieden ſind, einen ſpecifiſchen Unterſchied zu finden. Aber in jenen Fällen wird der Ausdruck Ruhm gar nicht in ſeiner jetzt gewöhnlichen, ſondern mehr in der urſprünglichen, veralteten Bedeutung genommen. Eine berühmte Sache iſt hier weiter Nichts, als eine ſolche, die weit und breit bekannt geworden iſt, von der weit und breit geſprochen wird. Daß aber der Sprachgebrauch ein bloßes, weit ausgebreitetes Bekanntſeyn noch nicht Ruhm in eigentlichem Sinne nenne, ſondern hierzu ein ehrenvolles Bekanntſeyn fordere, erhellet daraus, daß er diejenigen, die ſich von einer ſchlechten Seite weit und breit bekannt gemacht haben, nicht berühmt, ſondern berüchtigt nennt.

Alles Begehren der Ehre heißt überhaupt Ehrbegierde. Dieſe iſt aber entweder ein vernünftiges oder ein ſinnliches Begehren. Im erſtern Falle wird ſie Ehrliebe, in dem andern Ehrbegierde in engerer Bedeutung genannt *), welche, wenn ſie zur Leidenſchaft wird, den Namen der Ehrſucht bekommt, und

*) In dieſer engern Bedeutung nimmt Eberhard dieſes Wort in ſeiner Synonymik.

und bei dem Einen mehr darnach trachtet, beständig neue Ehre zu erwerben, daher auch thätiger, unternehmender, kühner macht, dem Andern aber mehr antreibt, diejenige Ehre, die er einmal zu besitzen glaubt, zu behaupten, und in keiner Rücksicht eine Kränkung derselben zu dulden, oder sich selbst zuzuziehen; woher denn auch oft eine gewisse Furchtsamkeit im Reden und Handeln, um Alles, was eine nachtheilige Meinung erwecken könnte, sorgfältig zu vermeiden.

Auf dieselbe Art unterscheiden sich Ruhmbegierde im weitern und engern Sinne, Ruhmliebe und Ruhmsucht; und man siehet leicht, daß die Ruhmsucht unter der Ehrsucht, ingleichen die Ruhmliebe und Ruhmbegierde unter der Ehrliebe und Ehrbegierde mit enthalten sind.

Sofern die Ehrsucht insonderheit auf die äußern Zeichen der Ehre (als Ordensbänder, Rang, Titel u. dergl.) gerichtet ist, heißt sie Ehrgeiz*); und sofern ihr Bestreben eitel ist, das heißt, sofern es kein wahrer, und uns wirklich zukommender Werth ist, dessen Anerkennung bei

*) Eberhards Synon.

bei Andern sie zu bewirken strebt, wird sie eitle Ehrsucht, oder Eitelkeit schlechtweg genannt; dergleichen es z. B. ist, wenn eine Schöne eine Ehre darin sucht, die neuesten Moden immer zuerst zu haben, und überhaupt durch den elegantesten Anzug in jeder Gesellschaft zu glänzen.

Der Ehrgeiz kann leicht zur bloßen Eitelkeit werden. Denn, da er hauptsächlich auf die äußern Zeichen der Ehre gehet, so kann es leicht geschehen, daß er diesen nachstrebt, ohne daß innere Würdigkeit, wahrer, echter Werth, (wovon sie doch eigentlich nur die Symbole seyn sollen), zum Grunde liegt; und alsdann ist sein Bestreben offenbar eitel.

Wie sich übrigens die eitle Ehrsucht von dem eitlen Stolze (§. 135.) unterscheide, das erhellet aus dem Unterschiede zwischen Stolz und Ehrsucht überhaupt. Der Stolz ist eine immanente, auf mich selbst gerichtete, die Ehrsucht dagegen eine, auf Andere gehende, Leidenschaft. Denn der Stolz trachtet nach dem Bewußtseyn meines Werths in meiner eigenen Brust, die Ehrsucht will ihn von Andern anerkannt wissen (§. 137. Nr. 3. c.).

§. 145.

## §. 155.

### Nähere Betrachtung der Folgen der Ehrsucht.

1). Daß die Ehrsucht den Verstand unterdrücken und verblenden, aber auch anstrengen und scharfsichtig machen kann, erhellet aus §. 16 ꝛc.; und daß sie ihn veranlaßt, auf eine solche Art thätig zu seyn, wie es zu ihr zusammenstimmt, aus Nr. 2. in der Vorrede.

Dieser letzte Einfluß auf den Verstand hat unter andern zur Folge, daß der Mensch durch die Ehrsucht leicht verführt wird, seinen Werth zu hoch anzuschlagen, also einen Dünkel zu haben (§. 136. Nr. 1.). Denn dies stimmt zu der Ehrsucht zusammen, weil wir um so eher erwarten können, daß Andere unsern Werth anerkennen und bewundern werden, je größer er uns in unsern eigenen Augen erscheint.

Aus dem nämlichen Grunde geschiehet es leicht, daß der Ehrsüchtige die Ehrerbietung und Bewunderung, die Andere für ihn empfinden, sich viel größer und ausgebreiteter vorstellt, als sie ist. Denn dies stimmt ebenfalls mit seiner Leidenschaft zusammen, und er wird daher auch durch die geringsten scheinbaren Beweise von dieser seiner Meinung überredet (§. 19.).

Die

Die Anstrengung des Verstandes durch die Ehrsucht ist besonders alsdann sichtbar, wenn diese nach einer Ehre, oder vollends nach einem Ruhme strebt, der durch Werke des Geistes erworben wird. Es ist außerordentlich, wie groß alsdann ihre Macht ist, die Kräfte des Geistes zu entwickeln, empor zu treiben, und zu anhaltenden Arbeiten zu stählen. Wie viele von den unsterblichen Werken in dem Gebiete der Wissenschaften und schönen Künste mögen wohl seyn, an deren Vollendung die Begierde nach Ruhm nicht Theil gehabt hätte! *) — Man hat deshalb auch bei gelehrten Bildungsanstalten immer die Ehrbegierde der Zöglinge mit ins Spiel zu setzen gesucht, um die Entwickelung der geistigen Kräfte, und die Anstrengungen des Fleißes zu befördern. Nur daß man in neuern Zeiten zuweilen dabei zu weit gegangen ist, und, anstatt vernünftiger Ehrbegierde, Dünkel und eitle Ehrsucht hervorgebracht hat **).

Die

*) Honos alit artes, omnesque incenduntur ad studia gloria. Cic. Tusc. I, 2.

**) Es ist also Vorsicht dabei nöthig. Einige haben es sogar ganz verwerflich gefunden, die Ehrbegierde als Triebfeder bei der Erziehung zu gebrauchen. S. Niemeyers Grundsätze der Erziehung. I. B. §. 104. (5te Ausg.).

Die Verblendung und Mißleitung des Verstandes durch die Ehrsucht wird am verderblichsten, wenn sie sich auf Beurtheilung der Rechtlichkeit und moralischen Zulässigkeit der Mittel zur Erlangung der Ehre und des Ruhmes bezieht. Denn ihre Folgen können alsdann schrecklich seyn. Wie mancher ehrsüchtige Fürst zertrümmert das Glück von Tausenden, und führt Tausende zur Schlachtbank, bloß um Heldenruhm zu erkämpfen! Er hört nicht oder achtet nicht auf die unendlichen Seufzer und Jammertöne, die ihn furchtbar anklagen. So ist seine Vernunft von seiner Leidenschaft unterjocht.

Doch aber auch noch in einer andern Rücksicht ist die Verblendung des Verstandes durch die Ehrsucht, und zwar dem Ehrsüchtigen selbst, in einem vorzüglichen Grade gefährlich. Denn in dem süßen Genusse, den ihm Schmeicheleien gewähren, und in der heißen Begierde, diesen Genuß zu erhalten und zu vermehren, ist er blind gegen die Schmeichler. Er merkt ihre feindlichen Absichten nicht, geht daher unvermerkt in sein Verderben, und läßt sich von ihnen entlocken, was sie wünschen, wie in der Fabel der Rabe, dem der Fuchs wegen seines Gesanges Schmeicheleien sagte.

2) Unter den Folgen der Ehrſucht, die ſich in der Einbildungskraft zeigen, ſtechen beſonders folgende hervor:

a) iſt die Einbildungskraft des Ehrſüchtigen beſtändig angefüllt mit den Bildern von Ehre und Ruhm, und von denjenigen Vorzügen, auf welche er ſeine Anſprüche daran gründet (§. 21.). Dies äußert ſich in ſeinen Handlungen und Reden (§. 30.).

b) Nicht minder iſt die Phantaſie geſchäftig, jene Bilder auf das lebhafteſte zu vergegenwärtigen und mit den ſchönſten Farben auszumalen, weil dies zu der Ehrſucht zuſammenſtimmt (§. 25.). Ja, aus demſelben Grunde iſt ſie geſchäftig (§. 25.), Vorzüge, die wir nicht haben, oder eine Anerkennung und Bewunderung unſeres Werths, die nicht exiſtiren, ſich einzubilden, oder Etwas, was für ſich allein keinen Werth giebt, als einen Vorzug vorzuſtellen, und dieſe leeren Einbildungen ſo ſtark und lebhaft zu machen, daß wir uns ſelbſt täuſchen; welches ihr um ſo leichter gelingen muß, da der Verſtand des Ehrſüchtigen gar nicht geneigt iſt, dieſe Täuſchung zu hindern (Nr. 1.). Es entſteht alſo dann ein eingebildetes Weſen (§. 136. Nr. 2.); dergleichen es z. B. iſt, wenn

der

der Herr mit seinen Ahnen, und der Diener mit seinem Herrn (z. B. daß derselbe geheimer Rath ist) sich glaubt brüsten zu können; ungeachtet der Diener hierbei immer noch mehr für sich hat, als der Herr *).

c) Die durch die Ehrsucht geschehene Anreizung der Phantasie, Vorstellungen zu schaffen, die zu dieser Leidenschaft zusammenstimmen, enthält auch den Grund, wodurch dieselbe auf die beiden, zu der Ehrsucht gehörigen, ästhetischen Ideen geführet wird. Nur daß sie auch schon früher, durch die bloße Ehrbegierde, ehe diese zur Leidenschaft geworden ist, veranlaßt werden kann, diese Ideen zu produciren. Nämlich die erste dieser Ideen stellt Ehre und Ruhm als ein unschätzbares, über Alles gehendes, und ein unaussprechlich angenehmes Gefühl gewährendes Gut vor. Die andere ist die Idee eines unsterblichen Nachruhms. Die erstere bezieht sich auf die intensive, die andere auf die extensive Größe der Ehre. Beide stimmen darum zu der Ehrsucht zusammen, weil sie ihr Nahrung und Befriedigung geben oder versprechen.

3) Zu

*) Shakespears Romeo und Julie 1. Aufz. 1. Auftr.

3) Zu den Einwirkungen der Ehrsucht auf die Sinne (§. 34 ꝛc.) gehört

a) daß die Sinne angestrengt werden, den Eindruck der Ehre, so wie Alles, was Ehre bringt, oder dieselbe verletzt, innig und lebhaft zu empfinden, wodurch sie denn allmählich eine außerordentliche Schärfe und eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für diese Empfindungen bekommen.

Je größer aber diese Empfänglichkeit ist, desto leichter müssen wir auch durch Ehre oder Schande, so wie durch Alles, was dieselben hervorbringt, in Affect gesetzt werden können. Also auch das Schamgefühl wird reizbar gemacht.

b) Durch die Belebung unserer Kräfte, als welche von der Ehrsucht aufgereizt werden, der Ehre nachzustreben, und durch das erhebende Bewußtseyn, sich geehrt zu wissen, wird das Selbstgefühl mächtig erhöhet; und das um so mehr, wenn es nicht bloße Ehre, sondern Glanz und Ruhm ist, was wir zu erreichen trachten, oder schon zu besitzen glauben und nur noch vermehren wollen. Denn Ruhm wird nur durch das Außerordentliche erworben.

Das erhöhete Selbstgefühl aber veredelt den Menschen auf gewisse Weise, und giebt ihm

nem ganzen Wesen eine höhere Tendenz. Denn da es ein angenehmes Gefühl ist, so will der Mensch es erhalten und vermehren. Er verabscheuet daher, was ihn erniedrigen könnte, und trachtet nach dem, was edel und groß ist, jedoch hauptsächlich nur vor den Augen der Welt, wenn nicht noch andere Gründe, außer der Ehrsucht, das Selbstgefühl wecken und heben.

c) Wenn Ehre und Ruhm schwere und gefahrvolle Thaten fordern, wie von dem Helden im Kriege; so trägt die Ehrsucht dazu bei, das Gefühl der Furcht zu unterdrücken und den Muth zu erhöhen. Denn eines Theils hat der Ehrsüchtige nur die zu erjagende Ehre vor Augen, und umfaßt sie mit heißer Begierde, wodurch verhindert wird, daß die ihm drohenden Gefahren nicht lebendig vor die Seele treten, und Furcht anregen können. Andern Theils muß das Gefühl der belebten und angespannten Kräfte (b) den Muth heben, so wie im Gegentheile das Gefühl von Schwäche furchtsam macht.

Es ist daher eine wesentliche Eigenschaft eines großen Heerführers, daß er verstehe, das Ehrgefühl seiner Untergebenen zu wecken und zu *unterhalten*. Es wird ihm ein mächtiges Ueber-

gewicht

gewicht über seinen Gegner geben, wenn
in diesem Stücke übertrift.

Wie sich übrigens der Muth auch
von dem Muthe des Stolzen unterscheide
schon §. 137. Nr. 3. c. bemerkt worden.

d) Alles, wodurch der Gedanke an
(wenn auch von fremder Ehre die Rede ist)
haft gemacht oder erhalten wird, ist bei
fühle angenehm. Denn, weil dadurch die
sucht angeregt oder thätig erhalten wird
stimmt es zu derselben zusammen. Der Ei
ge mag daher Nichts lieber lesen oder
als Erzählungen von Begebenheiten und
wodurch ihre Urheber mit Ehre und Ruh
krönt wurden.

4) In dem Begehrungsvermögen wir
Ehrsucht a) eine stäte Richtung auf das,
Ehre zu bringen scheint. Daher trachte
Ehrsüchtige nicht allein, bei jeder Veranla
so zu handeln, daß er sich den Beifall der
schen erwirbt, und Alles zu vermeiden,
ihm ein nachtheiliges Urtheil zuziehen kö
sondern er bestrebt sich auch, seine innere
Vollkommenheit aus allen Kräften zu beförder
weit dies dienen kann, eine günstige Mei
von sich bei Andern zu erregen, u. dadu

ber zu vermehren. Er ist daher auch rastlos
ätig, um immer von neuen die Aufmerksam-
it auf sich zu ziehen; immer mehr Glanz um
h her zu verbreiten, oder wenigstens, den schon
rbreiteten nicht wieder verlöschen zu lassen.
ine Eigenschaft, wodurch er sich sehr merklich
n dem Stolzen unterscheidet. Denn dieser
t weit mehr zur contemplativen Ruhe, zur stil-
n Selbstbeschauung geneigt. Denn das Be-
reben des Stolzen gehet nach innen, wie das
s Ehrsüchtigen nach außen. Dieser will glän-
n vor den Augen der Welt, jener nur in sich
lbst das Bewußtseyn seines Werthes genießen
). 154.).

Es ist daher zwar nicht zu läugnen, daß
ie Ehrsucht unzählich viel Gutes, (wenn dies
uch nicht gerade moralischen Werth hat), in
er Welt stiftet. Und was würde insonderheit
ie Gewaltigen der Erde in vielen Fällen abhal-
n, den Launen ihrer Willkühr das Glück von
ausenden aufzuopfern, wäre es nicht die Be-
lerde, sich geehrt zu wissen, und die Furcht
or der Schande? Aber dennoch stehet die Ehr-
ucht dem Stolze in dieser Hinsicht weit nach.
enn der Stolze strebt nach Vervollkommnung
*iner Person* und seines Betragens, um seines

eignen

eignen Bewußtseyns willen, folglich auch da, wo er nicht bemerkt wird (§. 137.). Der Ehrsüchtige thut es nur, um damit zu glänzen, folglich nur in sofern, als er sich vor der Welt damit zeigen kann.

b) Aus dem Bestreben der Ehrsucht, alles das zu thun und zu erlangen, was ihr zur Erhaltung oder Vermehrung der Ehre beizutragen scheint, entspringt die so weit verbreitete, uralte Gewohnheit, vermeinte Beleidigungen der Ehre durch Herausforderung zum Zweikampf zu ahnden.

Denn zuvörderst will der Herausforderer zeigen, daß er seine Ehre höher schätze, als sein Leben, indem er das letztere für dieselbe wage, und daß er daher auch von Andern, sie zu respectiren fordere; welches er ihnen nicht ansinnen könnte, wenn er selbst keine Achtung dafür bewiese. Ferner will er zeigen, daß er überhaupt Muth habe, und kein so feiger und furchtsamer Mensch sey, daß man ihn ohne Scheu beleidigen könne. Denn feige Furcht ist schimpflich. Der gemeinste Mensch schämt sich ihrer, und mag sie gern verbergen, oder ableugnen, wenn er sie empfindet. „Das ist", sagt Tullus

Julo beim Anblick des Kalibans *), das ist ein abgeschmacktes Ungeheuer — ich sollte es fürchten?" Muth dagegen ist ehrenvoll, und auch derjenige, der ihn nicht hat, mag sich doch gern das Ansehn geben, als wenn er voll davon wäre, (obgleich ein solcher alsdann ein bloßer Poltron ist **); woher es auch kommt, daß die Menschen von ihren Thaten, wodurch sie glauben, Muth bewiesen zu haben, so gern erzählen und — aufschneiden mögen. Der Herausforderer zum Zweikampf aber hat noch einen Antrieb mehr, daß er Furchtlosigkeit und Muth zu zeigen strebe. Denn seine Ehre ist, wegen der (vermeintlich wenigstens) geschehenen Verletzung derselben so schon in Gefahr; und er muß sich also doppelt bemühen, keinen ihr nachtheiligen Schein zu dulden. — Endlich wird der Herausforderer aber auch durch Rachsucht getrieben, die ihn anreizt, den Beleidiger zu strafen; und zwar um so mehr, je größer seine Ehr-

*) Shakespears Sturm II, 2.

**) Die deutsche Sprache hat kein Wort, um denjenigen zu bezeichnen, der Muth affectirt, ohne welchen zu haben.

Ehrſucht iſt, je heftiger er alſo die erlittene Kränkung ſeiner Ehre empfindet.

Wenn daher die moraliſche Strafwürdigkeit der Duelle auch noch augenſcheinlicher wäre, als ſie in der That iſt; ſo ſind ſie doch ein ſo natürlicher Erfolg aus dem Spiele der Leidenſchaften, und der Ehrſucht inſonderheit, daß ſich die Regierungen vergeblich bemühen werden, ſie abzuſchaffen, ſo lange die Menſchen auf einer Stufe der ſittlichen Bildung ſtehen, wo ihnen der Zweikampf als das kräftigſte Mittel, erlittene Beſchimpfungen wieder gut zu machen, erſcheint, und die Leidenſchaften im Durchſchnitt mehr Gewalt über ſie haben, als das Sittengeſetz der Vernunft. Selbſt die härteſten Strafen, die den Duellanten gedrohet werden, helfen Nichts. Die Ehrſucht achtet ſie entweder nicht, oder zwingt wenigſtens die Menſchen, daß ſie ſich den Schein geben, ſich lieber dieſen Strafen auszuſetzen, als Beleidigungen der Ehre leiden zu wollen.

c) aa) Wenn der Ehrſüchtige ſich keines wahren Werths bewußt iſt, wodurch er Ehre zu erlangen hoffen kann; ſo ſtrebt er entweder, wenigſtens äußere Zeichen von Ehre, als Rang, Titel und dergleichen, zu erjagen, und wird alſo ehr-

ehrgeizig; oder er sucht Vorzüge geltend zu machen, die an sich selbst keinen wahren Werth haben, wie z. B. die Annehmlichkeit seiner Gestalt, seine Kleidung, seinen Reichthum, seine Umgebungen u. s. f. In beiden Fällen ist seine Ehrsucht offenbare Eitelkeit (§. 154.); aber es kann sowohl die letztere Art von Eitelkeit, als auch die erstere, nämlich der eitle Ehrgeiz, mit der reellen Ehrsucht zusammen bestehen. Denn, wenn auch Jemand einen wahren Werth hat, womit er zu glänzen sucht, so kann er doch zugleich auch nach äußern Zeichen von Ehre streben, oder auch Vorzüge geltend zu machen suchen, die keinen innern Werth haben. Wer z. B., im wirklichen Besitze großer Geistesgaben, nach dem Ruhme, für ein Genie zu gelten trachtet, der kann dabei zugleich auch z. B. titelsüchtig seyn, oder mit seinen vornehmen Bekanntschaften zu glänzen streben.

bb) Ein anderer Zweig, der aus der Ehrsucht hervortreiben kann, ist die Gefallsucht (Koketterie). Diese ist in objectiver Beziehung so allgemein, daß der Mensch mit allen (wahren und scheinbaren) Vorzügen, auch wenn sie bloß geistige sind, kokettiren kann. Im besondern Sinne aber verstehet man darunter die

Sucht, durch körperliche Schönheit und Reize dem andern Geſchlechte zu gefallen. Dieſe eigentliche Gefallſucht nun kann zwar aus Liebe, ingleichen aus Wollüſtigkeit entſpringen (§. 148.). Aber oft beruht ſie auch auf bloßer Ehrſucht, die dann allemal Eitelkeit iſt. Sie will alsdann nur mit dem Triumphe über recht viele beſiegte Herzen prangen. Der Ruhm der Schönheit, die möglichſt ausgebreitete Bewunderung derſelben, iſt das Ziel, wornach ſie ſtrebt. Wegen dieſer Verſchiedenheit ihres Zweckes muß auch die Gefallſucht, wenn ſie auf Eitelkeit beruhet, ſich ganz anders betragen, als wenn echte Liebe ihre Quelle iſt. Denn in dem letztern Falle ſtrebt ſie, nur Einem, dem Geliebten, zu gefallen, und die (gelungene oder gehoffte) Beſiegung ſeines Herzens vor Jedem geheim zu halten; im erſtern Falle dagegen gehet ſie ohne Unterſchied auf Alle, über die ein Triumph ihr Ehre zu bringen ſcheint, und trägt ihre Siege zur Schau, um damit zu glänzen (§. 148. Nr. 4. §. 151. Nr. 3. d.).

Die Gefallſucht kann in jedem Falle, beſonders aber, wenn ſie auf Eitelkeit beruhet, die Putzſucht zur Folge haben, weil ſie Schönheit und Reize durch Putz zu erhöhen hof-

fen

fen kann. Selbst bei wilden Nationen trifft man daher schon Putzsucht an, sobald ihnen nur die Erwerbung des nothwendigsten animalischen Bedürfnisse erst einige Zeit und Lust zu andern Dingen vergönnt.

Aus eben der Quelle, (obgleich zuweilen auch aus bloßer Nachahmungssucht), entsteht in der Regel die Modesucht, die besonders in der weiblichen Welt so allgewaltig herrscht, daß sie oft den Ruin des Vermögens, den ihr Aufwand nach sich ziehet, nicht eher achtet, bis es zu spät, und nichts anderes mehr übrig ist, als thörichte Reue. Merkwürdig aber ist, daß die eitle Ehrsucht zuweilen, obgleich viel seltener, auch die ganz entgegengesetzte Folge nach sich ziehen kann, nämlich eine Sucht, außer der Mode zu seyn, also den Sonderling zu spielen. Denn auch hierdurch kann der Mensch hoffen, Aufsehen zu erregen, und so seiner Ehr- und Ruhmsucht zu schmeicheln. Nur ist diese Art von Eitelkeit weit thörichter, als die Modesucht. Denn das Bestreben, Andern in keinem Stücke gleich zu seyn, drückt eine Geringschätzung dieser Andern aus, und macht also den Sonderling viel leichter verhaßt.

haßt oder lächerlich, als es ihm Ehre und Bewunderung erwirbt.

cc) Weiter kann die Ehrsucht auch **Prahlsucht** erzeugen. Diese aber kann sowohl mit wahren, als mit scheinbaren Vorzügen zu prahlen streben, und in Werken sowohl als Worten sich äußern. Denn, jede Gelegenheit herbeiziehen, um seine silbernen und goldnen Geräthe, seine brillantenen Ringe, seine prächtige Equipage, zu zeigen, ist eben so gut Prahlerei, als seiner Reichthümer bei jeder Veranlassung großsprecherisch Erwähnung zu thun. Gewöhnlich, und besonders, wenn die Prahlsucht mit bloß scheinbaren Vorzügen groß thun will, also Eitelkeit ist, findet sich in ihrem Gefolge auch **Lügensucht**, die übrigens in andern Fällen auch aus andern Gründen entstehen kann (§. 137. Nr. 3. g.). Denn da der Prahlsüchtige alsdann mit der nackten Wahrheit sich nicht brüsten kann, so ist er genöthigt zu Lügen und falschen Vorspiegelungen seine Zuflucht zu nehmen. Er erzählt uns, wie vertraut vornehme Personen mit ihm umgehen, die ihn kaum kennen, wie er durch seine Klugheit und Betriebsamkeit Reichthümer erworben habe, die ihm ein glücklicher Zufall zugeworfen hat, wie er durch seinen Heldenmuth

nmuth seine Feinde zu Schanden gemacht und
efahren besiegt habe, die gar nicht existirten
er von keiner Bedeutung waren; oder wenn
r bei ihm zu Gaste sind, so rühmt er Alles,
is er uns vorsetzt; seine Weine, und die
ngredienzien der Speisen sind von ganz eig-
r Beschaffenheit und Güte; Niemand hat sie
m so.; selbst den Essig zum Salat hat er durch
sondere Connexionen aus fernen Ländern er-
lten — wenn gleich alle diese Sachen von
ng gewöhnlicher Art sind.

Man siehet daraus zugleich, daß die Prahl-
bt zu denjenigen Aeußerungen der Eitelkeit
)ört, wodurch der Mensch am leichtesten lä-
rlich und verächtlich wird. Sie kann ihn zu
i abgeschmacktesten Dingen verführen. Ca-
ula ging über den Rhein, ließ einige Bäume
hauen, und hielt einen Triumph über das
iegte Germanien

dd) Eine gewisse falsche Demuth kann
nfalls eine Folge von Ehrsucht, und nament-
von Ehrgeiz seyn. Denn man siehet oft,
der Ehrgeizige ein übertrieben demüthiges
tragen gegen Andere annimmt, ihnen die
lichsten Complimente sagt, und selbst krie-
nd gegen sie wird, bloß, damit sie sich vor

ihm

ihm noch tiefer beugen, und ihm noch verbindlichere Ehrenbezeigungen erweiſen ſollen. Aber freilich kann auch, inſonderheit bei jungen Leuten, das ganz entgegengeſetzte Betragen, nämlich das renommiſtiſche Weſen, durch die Ehrſucht veranlaßt werden. Der Drang, ſich auszuzeichnen und Aufſehen zu machen, iſt da. Auf eine reelle Art weiß man dies noch nicht anzufangen. Daher ſucht man es durch Renommiren zu bewirken. Eine Thorheit ohne Zweifel! Aber beſſer iſt es doch immer, Etwas durch Bravthun ertrotzen, als durch Kriecherei erſchleichen wollen.

ee) Endlich kann auch Streitſucht, oder, Rechthaberei, die keinen Widerſpruch gegen ihre Behauptungen vertragen kann, und immer das letzte Wort haben will, aus Ehrſucht entſpringen. Denn, ſo wie es dem Stolze vorzüglich wohl thut, ſich ausgezeichneter, von der Natur empfangner Geiſtesgaben bewußt zu ſeyn (§. 139.); ſo ſchmeichelt es auch dem Ehrgefühle, ganz vorzüglich, wenn Andere die Ueberlegenheit unſeres Geiſtes anerkennen müſſen. Und darum wollen wir durchaus gegen Jeden Recht behalten, der unſern Meinungen nur im

ringsten widerspricht *). Eben darum können ie bei einem solchen Streite so in Hitze gera- en, daß wir nicht allein unsere Sache schlecht rtheidigen, sondern auch, selbst in öffentlichen chriften, allen Anstand aus den Augen setzen; id wohl gar in offenbare Ungereimtheiten ver- llen, so daß es uns geht, wie der Frau in der omödie, die ihrem Manne, der ihr sagt, daß nicht des Teufels werth sey, in der Hitze des treites erwiedert: Wie? ich wäre nicht des eufels werth? — Ja, die ehrsüchtige Rechts- aberei kann sogar so weit gehen, daß sie sich icht scheuet, das größte Unglück zu stiften, wenn e dadurch bewirken kann, daß sie, wenigstens em Scheine nach, Recht behält. Es hat Ge- nerale

*) In dem Gedichte: an Christus, am Charfreitage, hat Tiedge diese Leidenschaft treffend geschildert. Er sagt am Ende:

Und solltest du †) dann deine Lehren
Uns selbst enthüllen, würden dich
Die Pseudo-Exegeten hören,
Die niemand hören, außer sich?
Ja, solltest du dirs gar erlauben,
Nicht, wie's ihr stolzer Wahn befahl,
Nicht so wie sie, an dich zu glauben,
Sie kreuzigten dich noch einmal!

†) Christus, wenn er zur Erde zurückkehrte.

nerale gegeben, die vorsätzlich Schlachten haben verloren gehen lassen, um der Welt zu zeigen, daß der Plan, den sie in Vorschlag gebracht hatten, und der verworfen wurde, der rechte war, und daß der wirklich befolgte nichts taugte.

Eben diese ehrsüchtige Streitsucht ist es auch, welche die Spieler bei solchen Spielen in Bewegung setzen hilft, wo, wie beim Schachspiele, Nichts vom Glücke, sondern Alles von List und Klugheit abhängt, und es auf einen Geldgewinn gar nicht abgesehen ist, (§. 13. und 126). Jeder fühlt seiner Ehrsucht ungemein geschmeichelt, wenn er durch Besiegung seines Gegners die Ueberlegenheit seines Geistes zu Tage legen kann. Daher die Hitze, womit sie das Spiel zu gewinnen streben, die, oft durch körperliche Symptome sichtbare Furcht vor dem Verluste desselben, und der heftige, zuweilen tobende, Aerger, wenn der Verlust wirklich erfolgt.

Auf eine ähnliche Art hat die Ehrsucht Antheil an dem Pedantismus, den man bei den Gelehrten, bald gröber bald feiner, so oft antrifft. Es thut dem Ehrgefühle des Pedanten wohl, daß diejenigen Kenntnisse, die gerade er besitzt, für die vorzüglichsten und nützlichsten gelten.

gelten. Daher geschiehet es leicht, daß er nicht allein sich selbst hiervon überredet (Nr. 1.), sondern auch diese Vorstellung bei jeder Gelegenheit zu verbreiten, und durch Herabsetzung anderer Kenntnisse zu unterstützen sucht. Sind nun vollends seine Kenntnisse von der Art, daß sie eine häufige Beschäftigung mit Kleinigkeiten erfordern; so gewöhnt er sich leicht, dergleichen Kleinigkeiten als wichtig zu behandeln, weil ihm Alles, was zu seinem Fache gehört, als wichtig erscheint, und es entsteht dann bei ihm eine Kleinigkeitssucht, die sich hiernächst auch über andere, nicht zu seinem Fache gehörige Gegenstände verbreiten, und selbst im gemeinen Leben eine widrige Kleinigkeitskrämerei veranlassen kann.

5) Wie die Ehrsucht auf den Körper wirken, wie sie insonderheit die körperlichen Kräfte erhöhen und anspannen könne, die größten Anstrengungen zu ertragen, wenn die Ehre es fordert, das bedarf keiner besondern Erörterungen (§. 47 ꝛc.).

In Rücksicht auf Ton und Rhythmus aber, (wie sich dieselben auch in dem Aeußern offenbaren), unterscheidet sich die Ehrsucht von dem *Stolze eben so wesentlich*, als diese Leidenschaf-

ten

ten in Ansehung ihrer innern Natur verschieden sind. Gravitätischer Ernst ist der Ton, und feierliche Langsamkeit der Rhythmus des reinen Stolzes. Nun kann zwar die Ehrsucht diesen Character auch annehmen, wenn sie dadurch Ehre zu erwerben oder zu behaupten glaubt. Aber eines Theils gehört er ihr nicht wesentlich an, und andern Theils findet noch ein merklicher Unterschied dabei Statt. Denn der Stolz hat zugleich ein in sich gekehrtes, sich selbst beschauendes Wesen an sich, die Ehrsucht eine Richtung nach außen, (weil sie auf ein äußeres Object geht). Außerdem zeigt die letztere überhaupt weit mehr Feuer, und eifrige, rasche Heftigkeit, sowohl in den einzelnen Aeußerungen, als auch in der Folge derselben, welches auch dann, wenn sie gravitätisch und feierlich seyn will, nicht zu verkennen ist), und es ist dies eigentlich das Einzige, was, nebst dem Streben nach außen, dem Tone und Rhythmus der reinen Ehrsucht in allen Fällen eigen ist.

## §. 156.

### Gründe der Ehrsucht.

1) Wahre Ehre muß der Verstand als ein wahres Gut anerkennen. Denn theils ist das ange-

ngenehme Gefühl, was sie gewährt, ein un-
nittelbarer Beitrag zu unserer Glückseligkeit,
heils ist sie uns im hohen Grade nützlich, weil
ndere, je mehr sie uns ehren, auch um so mehr
ereit sind, zur Erreichung unserer Zwecke mit-
uwirken, oder sie wenigstens nicht zu hindern.
Dadurch aber bewirkt nun der Verstand, daß
uch der Wille nach Ehre strebt, und daß
lso Ehrliebe entsteht (§. 154.); und es kann
uf diese Weise Ehrsucht veranlaßt, oder die schon
orhandene verstärkt werden (§. 55. §. 74.).

Nicht minder hat der Verstand auf die be-
ondere Richtung der Ehrsucht Einfluß. Denn,
e nachdem er diese oder jene Art von Ehre für
orzüglich wünschenswerth anerkennt, und, je
nachdem er mehr zu dieser oder mehr zu jener
Art die erforderlichen Mittel und Wege auffin-
dig zu machen weiß, muß auch die bestimmte
Richtung der Ehrsucht verschieden seyn.

2) Die Einbildungskraft hilft ebenfalls
Ehrsucht erzeugen, oder die schon vorhandene
verstärken, und zwar durch die reizenden Vor-
stellungen von Ehre und Ruhm, die sie von dar-
gebotenen Beispielen auffaßt, oder selbst zu pro-
duciren veranlaßt wird. Natürlicher Weise muß
dieser ihr Einfluß auf die Ehrsucht um so sicht-
barer

barer seyn, je kraftvoller und lebendiger sie ist, je lebhafter sie also jene Vorstellungen dem Bewußtseyn vergegenwärtigt. Auch muß sie nothwendig dazu beitragen, die besondere Richtung der Ehrsucht zu bestimmen. Denn je nachdem die Art von Ehre und Ruhm, deren Vorstellung der Einbildungskraft hauptsächlich vorschwebt, verschieden ist, bekommt auch die Ehrsucht eine verschiedene Richtung. Die Phantasie des einen ist z. B mit der Glorie gepriesener Helden, die des andern mit dem Ruhme unsterblicher Dichter hauptsächlich angefüllt, und davon entflammt. Alsdann wird, unter übrigens gleichen Bedingungen, der erstere mehr auf Heldenruhm, der andere mehr auf Dichterruhm, seine Wünsche und Bestrebungen richten.

Außerdem verdient die Kraft der zu der Ehrsucht gehörigen ästhetischen Ideen (§. 155. Nr. 2.) besonders bemerkt zu werden. Denn wenn dieselben auch durch die Ehrsucht erst sind erzeugt worden; so stehen sie doch mit ihr in Wechselwirkung (§. 26.), und tragen nicht wenig dazu bei, sie zu verstärken. Sie bewirken nämlich, daß das Bestreben der Ehrsucht unendlich und unersättlich wird. Denn so groß auch das Hochgefühl der wirklich errungenen Ehre

seyn

n mag, so bleibt es doch immer weit unter n Vorbilde der ästhetischen Idee (§. 26.). is Streben nach neuen Genüssen gehet also im- r weiter, und steigt immer höher und höher.

Dazu kommt, daß jene Ideen auch schon : der Ehrsucht da seyn, und diese allererst be- inden können. Denn die Einbildungskraft in durch bloße Ehrbegierde darauf geführt rden, und alsdann können sie diese Begierde erhöhen, daß sie Leidenschaft wird, und also Ehrsucht übergehet.

3) In den Sinnen, und namentlich in ei- n Gefühle des innern Sinnes liegt der letzte genthümliche Grund der Ehrsucht. Wenn mlich die Welt uns zeigt, daß sie unsere Voll- nmenheit anerkenne und bewundere, kurz, nn sie uns ehrt, so ist sie ein Spiegel, worin sere Vollkommenheit sichtbar sich darstellt, und Ehre ist ein Abglanz, eine äußere Er- einung unserer eigenen Vollkommenheit. Also klar, daß wir in der Ehre, die wir genießen, sere eigene Vollkommenheit, und zwar recht endig anschauen; und daher kommt das so in- ie Wonnegefühl, was die Ehre uns verursacht. *eses Gefühl* nun ist eben der erwähnte letzte

Grund,

Grund, der die Begierde nach Ehre reizt und spornt.

Hieraus folgt weiter: je lebhafter der innere Sinn überhaupt, und je größer insonderheit seine Empfänglichkeit für das Gefühl von Ehre ist, desto leichter kann die Begierde nach Ehre leidenschaftlich, und also zur Ehrsucht werden. Dies ist hingegen bei demjenigen nicht zu besorgen, dessen innerer Sinn entweder überhaupt ganz stumpf ist, oder wenigstens doch für das Gefühl von Ehre wenig oder gar keine Empfänglichkeit hat. Diese Stumpfheit des Ehrgefühls (esprit de canaille) ist zwar mit der Stumpfheit des Selbstgefühls (§. 139.) nicht zu verwechseln, hat aber ganz ähnliche Folgen; und wehe dem, der gegen Ehre und Schande gleichgültig geworden ist!

Aus diesen Betrachtungen ist zugleich klar, daß, und wie die Ehrsucht von dem Temperamente abhängig ist.

Was aber das, durch die Ehrsucht erhöhete Selbstgefühl (§. 155. Nr. 2. c.) betrifft, so äußert dasselbe eine bedeutende, rückwirkende Kraft auf die Ehrsucht. Denn, je mehr der Mensch sich fühlt, desto weiter steckt er das Ziel

der

der Ehre und des Ruhmes, welches er zu erreichen strebt.

4) Das Begehrungsvermögen eines Menschen hat, im Allgemeinen genommen, auf seine Ehrsucht dadurch großen Einfluß, daß diese von seinem Character nicht weniger abhängt, als von seinem Kopfe und Temperamente (Nr. 1 — 3.). Denn je größer die Kraft des untern und obern Begehrungsvermögens ist, desto stärker ist auch, alles Uebrige gleich gesetzt, die sinnliche und vernünftige Begierde nach Ehre; so wie auch entweder die letztere oder die erstere vorherrschend seyn muß, je nachdem das obere oder das untere Begehrungsvermögen das Uebergewicht in der Seele hat.

Insbesondere aber ist zu merken, daß in dem Begehrungsvermögen ein Ehrtrieb wohnt, der unmittelbar auf dem angenehmen Gefühle aus der Ehre (Nr. 3.) beruht, und deshalb der vorletzte von den eigenthümlichen Gründen ist, aus welchen Ehrsucht entspringt (Nr. 3.). Je stärker dieser Ehrtrieb ist, desto leichter wird die Ehrbegierde leidenschaftlich. Seine Stärke hängt aber ab, theils von der Kraft des Begehrungsvermögens, theils von

der Stärke des erwähnten, angenehmen Gefühls, was wir bei dem Genuſſe der Ehre empfinden.

Daß übrigens auch der Stolz Ehrſucht hervorbringen könne, iſt ſchon oben (§. 137, Nr. 3. c.) bemerkt worden. Es ſchmeichelt dem Gefühle des Stolzen, wenn er ſein eigenes Urtheil über ſeinen Werth durch den Beifall und das Lob Anderer beſtätigt findet. Deswegen ſind auch die Ehrſüchtigen dieſer Art am begierigſten, ſich wegen ſolcher Vorzüge geprieſen und bewundert zu ſehen, an welchen ſie ſelbſt, wenigſtens ins Geheim, noch Zweifel haben; und dagegen am gleichgültigſten gegen ein Lob, worauf ſie den unbeſtrittenſten Anſpruch haben. Der Cardinal Richelieu fand ſich mehr geſchmeichelt, wenn man ſeine Verſe lobte, als wenn man ſeine Politik bewunderte.

## §. 157.

### Practiſche Regeln in Betreff der Ehrſucht.

Daß die Ehrbegierde an ſich ſelbſt unſchuldig ſey, und daß daher das Sittengeſetz nur die gehörige Mäßigung, nicht aber die gänzliche Aus-

ausrottung derselben, fordern könne (§. 99.), t für sich klar. Es ist sogar sehr oft nöthig nd nützlich, sie zu wecken und zu stärken *). enn sie ist eine höchst wirksame Triebfeder in er menschlichen Natur, die uns in unendlich ielen Fällen zu den Anstrengungen treibt, die ir nöthig haben, das Gute zu vollbringen, und as Böse zu bekämpfen.

Wenn es demnach

1) darauf ankommt, die Ehrbegierde bei ns selbst, oder bei Andern, (wie etwa bei un- ren Zöglingen), zu wecken oder zu erhöhen, so ienen dazu hauptsächlich folgende Regeln.

a) Wir müssen den Verstand überzeugend elehren, daß und in wiefern wahre Ehre ein ahres Gut ist, und müssen uns diese Erkennt- iß so geläufig machen, daß sie uns, wo es dar- uf ankommt, allezeit leicht gegenwärtig ist §. 156. Nr. 1.).



*) Resewitz, über die Ehrliebe, als Triebfeder der Erziehung, in den Gedanken, Vorschlägen und Wünschen, 2. B. S. 1.

b) In der Einbildungskraft müſſen wir die reizenden Vorſtellungen von Ehre und Ruhm, hauptſächlich durch Betrachtung anziehender und glänzender Beiſpiele, zu wecken und zu beleben ſuchen (§. 156. Nr. 2.).

c) In Anſehung des innern Sinnes müſſen wir darauf bedacht ſeyn, daß er in dem Gefühle der Ehre ſo viel als möglich geübt werde, damit ſeine Empfänglichkeit dafür immer größer, und dieſes Gefühl alſo immer lebhafter werde, (§. 156. Nr. 3.). Zu dem Ende müſſen wir darauf denken, uns (oder Andern, deren Ehrbegierde wir heben wollen), den Genuß von Ehre, ſo oft es angeht, zu verſchaffen, und, wenn wir dies nicht können, ſo müſſen wir uns mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit beſtreben, uns ganz in die Stelle geehrter und ruhmvoller Männer zu verſetzen, und ihnen nachzuempfinden, wozu uns das Schauſpiel, wenn es beſonders glorreiche Scenen aus dem Leben ſolcher Männer darſtellt, eine vorzüglich gute Gelegenheit giebt; weil es uns durch ſeine Darſtellungen im höhern Grade erleichtert wird, mit den Empfindungen dieſer Männer zu ſympathiſiren.

Wenn es hingegen 2) darauf ankommt, das weitere Anwachsen der Ehrbegierde zu verhindern, oder sie, wenn sie bereits zur Ehrsucht geworden ist, wieder zu mäßigen; so können folgende Vorschriften dazu nützlich seyn.

a) Man belehre den Verstand über die Richtigkeit der eitlen Ehre, daß er sich deutlich überzeuge, wie wenig zufällige, von Vorurtheilen abhängige, oder ohne alle Rücksicht auf Verdienst vertheilte Güter, als Ahnen, ererbtes Vermögen, u. s. f. für sich allein wahre Ehre zu geben vermögen. Eben so belehre man ihn über die Natur der wahren Ehre, daß er den Werth derselben richtig schätze, und nicht zu hoch anschlage, dabei auch nicht vergesse, wie unwissend und wankelmüthig der große Haufe, und wie oft daher der lauteste Beifall desselben weniger werth sey, als das Urtheil eines einzigen echten Kenners.

b) Die glänzenden Vorstellungen von Ehre und Ruhm, womit die Einbildungskraft angefüllt ist, suche man zu verdunkeln, also die Aufmerksamkeit davon abzulenken. Dies geschiehet entweder dadurch, daß man der Phantasie andere, noch interessantere Bilder darzubieten weiß,

oder dadurch, daß man die Aufmerksamkeit durch einen festen Vorsatz, oder durch die zu diesem Zwecke hervorgebrachten Umstände, nöthigt, sich mit andern Gegenständen zu beschäftigen.

c) Das süße Gefühl aus der Ehre (§. 156. Nr. 3.) bestrebe man sich, zu mäßigen. Zu dem Ende muß man aa) sich anstrengen, seine Aufmerksamkeit davon abzuziehen, und zu verhindern, daß sich die Seele nicht gänzlich demselben hingebe; bb) muß man Empfindungen von anderer Art, die stärker, oder doch eben so stark sind, zu erregen suchen, um dadurch jenes Gefühl zu verdunkeln, oder wenigstens durch Vertheilung der Aufmerksamkeit zu schwächen; cc) muß man sich bemühen, sich das besagte Gefühl möglichst deutlich zu zergliedern (§. 53. Nr. 3.).

d) In Hinsicht auf das Begehrungsvermögen richte man sein Bemühen hauptsächlich dahin, daß man eines Theils die Ehrsucht bezähmen lerne, und zu dem Ende Befriedigungen derselben, die sich darbieten, sich öfters versage (§. 105. Nr. 1.), und daß man anders Theils sein Begehrungsvermögen mit andern Dingen beschäftige, und dadurch von dem Gegenstande der Ehrsucht abbringe (§. 105. Nr. 4.).

Zur Erreichung dieses letztern Zweckes kann
s nothwendig seyn, irgend eine andere Leiden-
baft zu erwecken (§. 105. Nr. 5.), und we-
igstens die Anregung der Freiheitssucht zur Be-
errschung der Ehrsucht zu Hülfe zu nehmen
§. 143. Nr. 4. c.).

Sofern die Ehrsucht aus Stolz entspringt
§. 137.), werden auch die gegen den Stolz ge-
chteten Mittel (§. 140.) dazu beitragen, die
hrsucht zu bezähmen, und nach und nach zu
bwächen.

Dritte

## Dritte Abtheilung.
## Von der Herrſchſucht.

### §. 158.
Weitere Entwickelung des Begriffes von Herrſchſucht.

Sofern Jemand (phyſiſch oder moraliſch) genöthigt iſt, Etwas darum zu thun oder zu leiden, weil ein Anderer es will, iſt er dieſem Andern unterwürfig, und dieſer Andere hat eine Herrſchaft über ihn. Wer alſo über einen Andern herrſcht, der kann denſelben in ſofern nach ſeiner Willkühr beſtimmen, Etwas zu thun oder zu leiden. Die leidenſchaftliche Begierde, über Andere zu herrſchen, iſt die Herrſchſucht (§. 111.).

Allerwärts, wo Menſchen in irgend einer Verbindung mit einander leben, wird dieſe Leidenſchaft angetroffen, ſelbſt unter den roheſten Völkern, wo ſie z. B. die Unterdrückung und ſklaviſche Behandlung der Weiber hervorbringt. Auch zeigt ſie ſich bei dem Menſchen ſchon in früher Jugend. Denn ſelbſt Kinder mögen gern eine Herrſchaft über ihre Geſpielen an ſich reiſſen,

und gegen das Hausgesinde ein gebieterisches Wesen annehmen. — Bei dem weiblichen Geschlechte, das so wenig wie das männliche von dieser Leidenschaft frei ist, bedient sich die Herrschsucht zwar sanfterer Mittel, und gehet, in dem Character dieses Geschlechts, nicht so leicht mit offenbarer Gewalt zu Werke. Aber sie erreicht dadurch oft nur um so mehr ihren Zweck:

Durch Bitten herrscht die Frau und durch Befehl der Mann.
Die erste, wenn sie will; der andre — wenn er kann.

wie wir schon bei einer andern Gelegenheit oben bemerkt haben (§. 78.).

## §. 159.

### Nähere Betrachtung der Folgen der Herrschsucht.

1) Auf den Verstand äußert die Herrschsucht den Einfluß, der bei Leidenschaften gewöhnlich sich zeigt (§. 16 ꝛc.). Eine besonders auffallende Inconsequenz aber ist es, wenn sich der Mensch durch seine Herrschsucht verleiten läßt, diejenigen, die er sich unterwürfig gemacht hat, mit Uebermuth und Hohn zu behandeln, um ihnen die über sie errungene Gewalt recht fühlbar zu machen. Denn Unglück schlägt zwar nieder.

Wenn

Wenn es aber mit einer solchen Behandlung verbunden ist, so empört es und regt alle Kräfte gewaltsam auf, sich gegen den Unterdrücker zu wenden. Als der unglückliche Kaiser Heinrich der vierte von seinem Sohne, Heinrich dem fünften, gegen das Ende seines Lebens, wo seine Kräfte schon erschöpft waren, heimtückischer Weise gefangen gesetzt wurde, ließ er allen Muth sinken, und gab sich duldend seinem Schicksale hin. Als aber der nichtswürdige Sohn an eben dem Orte, wo der unglückliche Vater im Gefängnisse schmachtete, seine Krönung mit allem möglichen Gepränge vollziehen ließ, wurde sein Geist wieder erweckt. Er bot Alles auf, und entfloh aus dem Gefängnisse. — So geht die Leidenschaft oft mit dem Verstande durch, und bereitet sich selbst die Vernichtung ihres Zwecks.

2) Durch den Einfluß der Herrschsucht auf die Einbildungskraft (Vergl. §. 21 ꝛc.), wird die letztere veranlaßt, Vorstellungen zu erzeugen, die zu der Herrschsucht zusammenstimmen (§. 25.). Unter diesen Vorstellungen zeichnet sich besonders die, zu der Herrschsucht gehörige, ästhetische Idee aus: nämlich die Idee von einer ganz unumschränkten Herrschaft, und dem damit verbundenen, durch keine Worte auszusprechenden

Ver-

Vergnügen. Diese Idee wirkt nachher, wie sich unten zeigen wird, mächtig auf die Herrschsucht wieder zurück.

3) Bei der Einwirkung der Herrschsucht auf die Sinne zeigt sich vorzüglich folgendes Besondere.

a) Alle, die der Herrschsüchtige sich unterwürfig zu machen trachtet, wenn dieser nicht seine Absichten versteckt, sondern geradezu zu Werke gehet, widerstreben ihm aus allen Kräften. Dadurch ist er genöthigt, immer auf Gewalt und Unterdrückung auszugehen. Hierdurch aber gewöhnt sich sein Gefühl an Rauheit und Härte; sein Sinn wird barsch und unfreundlich. Natürlicher Weise muß dadurch zugleich die Empfänglichkeit für die sanftern und zartern Gefühle der Humanität vermindert werden. Denn wie könnten diese den verhärteten Sinn rühren, wenn es jene heftigern Eindrücke nicht mehr können? Man wird daher z. B. finden, daß Herrschsüchtige Tyrannen, wenn sonst das Uebrige gleich ist, für die Werke der schönen Künste immer um so weniger wahre Empfänglichkeit haben, je herrschsüchtiger sie sind. Nero gab sich zwar das Ansehen, ein Verehrer der Tonkunst

e Gesinnung. Denn Gewalt ohne Recht ist spotismus. Herrschsucht führt also zur des- ischen Gesinnung, und diese hat die Geneigt- t zur Grausamkeit zur Folge, die durch den härteten Sinn noch mehr befördert wird r. 3.). Deshalb zerstört der Herrschsüchtige ie Schonung und ohne menschliches Gefühl es um sich her, sobald es ihm zur Befriedi- ig seiner Leidenschaft nöthig zu seyn scheint.

Macbeth ermordet den König Dun- n, nach dessen Herrschaft er trachtet, ungeach- ihn dieser so eben mit Wohlthaten überhäuft t, sein königlicher Freund, und als Gast in nem Hause ist *).

Ganz anders, aber nur dem äußern Schei- , nicht der Gesinnung nach, gehet freilich Herrschsucht desjenigen zu Werke, der zu schwach fühlt, seine Absichten mit Ge- lt durchzusetzen. Sie nimmt hier zu List und nken ihre Zuflucht, strengt den Verstand an, gleichen zu erfinden und auszuführen (§. 18.), d hat also die Intriguensucht zur Folge, sonst auch aus andern Gründen entstehen m (§. 137. g.).

Diese

*) Shakespears Macbeth.

Diese Gestalt hat die Herrschsucht gewöhnlich bei dem schwächern, dem weiblichen Geschlechte. Nur steht diesem Geschlechte noch ein anderes, sehr mächtiges Mittel zu Gebote, sich Befriedigung derselben zu verschaffen. Dies ist die Gewalt seiner Reize, wenn es sie gehörig geltend zu machen weiß (§. 78.); und es kann daher Gefallsucht, die sonst gewöhnlich aus Liebe oder aus Eitelkeit entsteht (§. 148. §. 155.), auch durch Herrschsucht hervorgebracht werden.

Merkwürdig ist bei den herrschsüchtigen Gemüthern ein gewisser Grad von Unempfänglichkeit für wahre, echte Liebe, die bei Vielen sogar eine förmliche Abneigung dagegen zur Folge hat. Der Grund liegt darin, weil echte Liebe eine Gesinnung fordert und erzeugt, die der despotischen Gesinnung der Herrschsucht gerade entgegengesetzt ist. Denn echte Liebe setzt voraus, daß wir ein anderes Wesen nicht blos als uns gleich, sondern auch als über uns erhaben anerkennen (§. 147. Nr. 2. b.), und macht nicht allein gefällig gegen dieses Wesen, sondern auch wohlwollend gegen Andere (§. 148. Nr. 4. a. b.). Herrschsucht dagegen will Alles unter sich sehen, und macht hart, unfreundlich und grausam. Es kann daher, wo sich Herrschsucht

des Herzens bemeistert hat, die Geschlechtsneigung, in der Regel, nichts als Wollüstigkeit, aber keine wahre Liebe hervorbringen, bevor sie nicht über die Herrschsucht die Oberhand gewinnt. Ja, wenn die Herrschsucht einen außerordentlich hohen Grad erreicht, so kann auch nicht einmal Wollüstigkeit aufkommen. Der Mensch fliehet alsdann Alles, was weich oder schlaff macht, oder zu machen scheint. Denn Kraft und Gewalt, als die Mittel, sich Alles unterwürfig zu machen, sind das, was er am meisten, was er einzig schätzt und liebt.

Aus eben dem Grunde sucht er alsdann auch sein Herz, wie seinen Körper zu stählen; und, so wie er sich bestrebt, den letztern gegen die Einwirkungen der Witterung, und andere Strapatzen, abzuhärten, so verschließt er auch das erstere gegen alle erweichenden Eindrücke, und sucht es unempfindlich dagegen zu machen. Wenn er daher auch noch Empfänglichkeit für solche sanftere Rührungen hat (Nr. 3.); so fliehet er sie absichtlich, ob er sich gleich dieser Absicht oft nicht deutlich bewußt ist.

5) Außer dem oben bemerkten Einflusse auf den Körper bewirkt die Herrschsucht in der Haltung des Körpers, und in den übrigen Ge-

berden,

berden, ſo wie auch in dem Tone der Stimme, einen gewiſſen Character, den man durch das Wort imposant bezeichnet hat. Denn je mehr der Herrſchſüchtige, ſchon durch ſein Aeußeres, Andern imponirt, deſto mehr kann er hoffen, ſie zur Unterwürfigkeit gegen ſich zu ſtimmen. Zwar giebt der Stolz dem Aeußern des Menſchen ein ähnliches Anſehen, und die Unterſcheidung iſt oft ſchwer. Aber in dem Gebrauche, den der Menſch davon macht, findet ſich doch ein beſtimmter Unterſchied. Denn die Herrſchſucht zeigt zugleich ein deutliches Beſtreben, das imponirende Aeußere allerwärts geltend zu machen; welches hingegen bei dem reinen Stolze, der an der Selbſtbeſchauung genug hat, nicht angetroffen wird.

## §. 160.

### Gründe der Herrſchſucht.

1) Der Beſitz rechtmäßiger Herrſchaft über Andere kann, unter gewiſſen Umſtänden, ein wahres Gut ſeyn, und daher auch von dem Verſtande als ein ſolches anerkannt werden. Wenn dies aber geſchiehet, ſo kann der Verſtand hierdurch die Begierde nach Herrſchaft anregen

oder verstärken, und also das Entstehen oder den Wachsthum der Herrschsucht befördern (§. 55.).

Auch dadurch kann er sie begünstigen, daß er reich ist in Erfindung solcher Mittel, die zu ihrer Befriedigung führen, da sie im Gegentheile, wenn sie gar keinen Weg siehet, zu ihrem Ziele zu gelangen, nach und nach sich selbst aufreibt.

Nicht minder muß der Grad der Bildung des Verstandes auf die nähere Beschaffenheit der Herrschsucht und der Mittel, wodurch sie ihren Zweck zu erreichen strebt, Einfluß haben. Denn je höher die Bildung des Verstandes steigt, je größer also auch sein practischer Einfluß auf den Menschen wird, desto mehr muß er, auch in Hinsicht auf die Herrschsucht, Alles verscheuchen, was ihm, in sittlicher oder in anderer Beziehung, zuwider ist. So milderte oder vertrieb die verbreitete Aufklärung diejenige Herrschsucht, welche die Weiber und die Leibeigenen in Sklaverei hielt, als einen Ueberrest alter Barbarei. Denn nicht bloß in moralischer, sondern auch in anderer Rücksicht, mußte diese Barbarei den Verstand im höchsten Grade beleidigen. Denn nicht über willenlose Maschinen, sondern

nur über selbstständige Wesen zu herrschen, kann dem Verstande interessant seyn.

Eben dies ist es auch, was, bei einem erleuchteten Verstande, auch auf die Mächtigen der Erde, wenn sie herrschsüchtig sind, hauptsächlich wirkt.

Da Sie den Menschen
Zu ihrem Saitenspiel herunterstürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

sagt der Marquis von Posa zu dem Könige Philipp; und dieser kann sich nicht enthalten, zu erwiedern:

Bei Gott,
Er greift in meine Seele!

2) Die zu der Herrschsucht gehörige ästhetische Idee (§. 159. Nr. 2.), wenn sie im höhern Grade lebhaft ist, hat zur Folge, daß die Herrschsucht unendlich wird, und in ihrem unersättlichen Verlangen immer weiter geht. Denn wie groß auch der wirklich errungene Genuß sey, so wird doch jene Idee nie erreicht, weil immer noch das Gefühl von Einschränkung zurückbleibt. Jede Befriedigung weckt daher immer die Begierde nach einer neuen und noch höhern. Nur, wenn zugleich ein ganz unmäßiger Stolz den

Ver-

Verstand verblendet, kann der Mensch wähnen, das Ideal der Herrschsucht erreicht und sie also vollkommen befriedigt zu haben. Aber dies ist dann auch eine Art von Wahnsinn; wie z. B. bei Caligula, als er einem Gotte gleich über die Erde zu herrschen wähnte, sich deshalb göttliche Ehre erweisen, und seinem Leibpferde einen förmlichen Hofstaat einrichten ließ.

Uebrigens kann die, zu der Herrschsucht gehörige, ästhetische Idee auch schon früher, als diese Leidenschaft selbst, in der Seele existiren. Denn die bloße Herrschbegierde, bevor sie noch Leidenschaft ist, kann die Einbildungskraft veranlassen, dieselbe zu bilden und damit zu spielen. Wenn dies aber geschiehet, so kann diese Idee der Grund seyn, wodurch die bloße Herrschbegierde zur Leidenschaft erhoben, und also Herrschsucht allererst erzeugt wird.

3) Der letzte, eigenthümliche Grund der Herrschsucht liegt in dem angenehmen Gefühle, das wir empfinden, indem wir über Andere herrschen, und sie uns unterworfen sehen. Denn wir empfinden hierbei unsere Macht und Gewalt, also unsere physische Vollkommenheit, und diese Empfindung kann nicht anders, als *höchst angenehm* seyn.

Es hat demnach mit der Unterwürfigkeit Anderer unter unſere Herrſchaft eine ähnliche Bewandniß, wie mit der Ehre (§. 156. Nr. 3.). Beide ſind äußere Erſcheinungen unſerer Vollkommenheit, und wir müſſen ſie daher nothwendig mit Wohlgefallen wahrnehmen. Nur daß in der letztern hauptſächlich unſere moraliſche, und in der erſtern vornehmlich unſere phyſiſche Vollkommenheit ſich ſpiegelt.

Das angenehme Gefühl, über Andere zu herrſchen, muß doppelt reizend ſeyn, wenn ein lebhaftes Gefühl von Abhängigkeit, oder gar von Druck und Sklaverei voraufgegangen iſt. Denn alsdann wird es durch die Macht des Contraſtes noch mehr gehoben. Daher kommt es, daß am wenigſten unter allen die untergeordneten Perſonen, die ſelbſt unter einer drückenden Herrſchaft leben, wenn ſie einmal wo etwas zu befehlen haben, ingleichen die Emporkömmlinge (Parvenus), ihre Herrſchſucht zu bezähmen wiſſen; und es iſt dies einer von den Gründen, die ſich gegen eine Staatsverfaſſung anführen laſſen, nach welcher der Regent jedesmahl gewählt wird, wenn er nämlich auch aus ſolchen, die vorher Unterthanen waren, gewählt werden kann. Die Geſchichte der meiſten geiſtlichen

Staa-

Staaten liefert Beispiele in Menge, die Triftigkeit dieses Grundes anschaulich zu machen.

Uebrigens muß natürlicher Weise die Begierde nach Herrschaft um so leichter leidenschaftlich werden können, je stärker das erwähnte angenehme Gefühl ist, also je lebhafter der innere Sinn überhaupt, und je größer insbesondere seine Empfänglichkeit für jenes Gefühl ist, je leichter also auch dieses Gefühl uns in Affect setzen kann. — Daher insonderheit das cholerische Temperament zur Herrschsucht geneigt ist.

4) a) In dem Begehrungsvermögen des Menschen wohnt ein Herrschtrieb, der unmittelbar auf dem Vergnügen, welches das Herrschen gewährt (Nr. 3.), beruhet, und der letzte, in dem Begehrungsvermögen liegende, Grund ist, aus welchem die Herrschsucht hervorkeimt.

Dieser Herrschtrieb und der Freiheitstrieb (§. 144.) sind zwei Nebenzweige Eines Stammes. Denn Harmonie der Außenwelt mit dem innern Spiele der Willkühr, ist der Gegenstand, wornach beide Triebe streben. Nur daß der Freiheitstrieb bloß die Einschränkungen unserer Willkühr *in ihrem* Wirkungskreise aufheben, der

Herrsch-

Herrschtrieb hingegen ihren Wirkungskreis erweitern will. Denn, indem der letzte nach trachtet, fremde Willkühr der unsri unterwerfen, gehet das Bestreben des bloß dahin, unsere eigene dem Einflusse der den zu entziehen.

b) Zu den Gründen, welche dazu m ken können, Herrschsucht zu erzeugen od verstärken, gehören auch mehrere Leidensch vornehmlich die Selbstsucht, der Stolz un Ehrsucht.

Der Selbstsüchtige hat nämlich einzi eigenes Wohl vor Augen, und ist erfreut, er Andere, als Mittel dazu, nach Willkü brauchen kann. Dies kann er aber um so je mehr dieselben seiner Herrschaft unterw sind. Daher kann es geschehen, daß ih Selbstsucht anspornt, nach Herrschaft übe dere, als einem Mittel, sich Befriedigun verschaffen, mit allem Eifer zu streben.

Dem Stolzen erhöhet es sein Selbstge wenn er über Andere herrscht. Denn er sich dadurch über diese erhaben; und das is Grund, wodurch dieser zur Herrschsucht ge werden kann.

Dem Ehrſüchtigen endlich kann ſowohl der Beſitz, als auch das Erwerben der Herrſchaft über Andere vorzüglich ehrenvoll zu ſeyn ſcheinen, und dies kann in ſeiner Bruſt die Herrſchſucht entzünden.

c) Häufige Befriedigung, zumal wenn ſie erſt durch Beſiegung von widerſtrebenden Hinderniſſen errungen werden muß, verſtärkt die Herrſchſucht, und treibt ſie immer weiter (§. 12. 13.).

d) Je ſtärker das ſinnliche Begehrungsvermögen überhaupt, theils an ſich ſelbſt, theils in Vergleichung mit dem Willen, je größer insbeſondere der Herrſchtrieb, und je mächtiger überdem Stolz, Ehrſucht und Selbſtſucht ſind, deſto mehr iſt der Menſch zur Herrſchſucht geneigt.

Hieraus iſt klar, daß die Herrſchſucht eines Menſchen von ſeinem Character nicht minder, als nach Nr. 1 — 3. von ſeinem Kopfe und Temperamente abhängt.

5) Selbſt der Körper kann Einfluß auf ſie haben. Denn, da ſie immer bereit ſeyn muß, Gewalt zu brauchen (§. 159. Nr. 3.), ſo wird ſie durch das Gefühl von Geſundheit und Stärke dreiſter, und durch das entgegengeſetzte Gefühl bedächtiger und zurückhaltender gemacht. Zwar iſt es nicht

gerade

gerade immer körperliche Stärke, was sie bedarf. Aber eines Theils wird das Gefühl von Stärke oder Schwäche im Körper, wegen der genauesten Gemeinschaft zwischen beiden, in einem gewissen Grade, auch der Seele mitgetheilt, und andern Theils wird der Umstand, auf welche Stärke es gerade ankomme, zumal in der Hitze der Leidenschaft, nicht immer beachtet.

## §. 161.

### Practische Regeln in Ansehung der Herrschsucht.

„Herrschsucht ist an sich ungerecht, und ihre Aeußerung bringt Alles wider sich auf" sagt Kant in seiner Anthropologie; und allerdings läßt sich dies in einer gewissen Bedeutung behaupten. Denn sobald die Begierde zu herrschen zur Leidenschaft geworden ist, und sich nicht scheuet, in ihrer wahren Gestalt hervorzutreten; so strebt sie, Alles, was sie erreichen kann, mit Gewalt unterwürfig zu machen, ohne darauf zu achten, ob dies Verfahren mit den Rechten der Menschheit bestehen könne, oder nicht.

Sie enthält also eine sehr bösartige Selbstsucht. Denn der Herrschsüchtige will unmittelbar Personen zu bloßen Werkzeugen machen, die er zu seinen Zwecken, nach seiner Willkühr gebrauchen

brauchen könne; und wenn daher die Ehrsucht auch in eben dem Grade selbstsüchtig ist; so ist sie es doch nicht auf eine so strafbare Art. Denn der Ehrsüchtige fordert nur freiwilligen Beifall, indeß der Herrschsüchtige Unterwerfung erzwingen will. Der Letztere trachtet, Andere in ein reelles Verhältniß gegen sich zu setzen, das sie noch dazu verabscheuen; der Erstere will nur etwas Idealisches (eine gute Meinung von sich) bei ihnen hervorbringen, was ihnen an sich selbst gar nicht zuwider ist.

Es können daher nur bösartige Gemüther seyn, deren die Herrschsucht sich so bemächtigt, daß sie unaufhaltsam von ihr hingerissen werden *), und das Sittengesetz kann durchaus nicht dulden, daß diese Leidenschaft Gewalt über uns habe.

Es muß aber das Gesagte nicht auf die bloße Herrschbegierde angewandt werden. Diese kann

*) Mit großer Einsicht hat daher Klopstock durch die ungemessenste Herrschsucht gerade denjenigen unter den Fürsten der Hölle charakterisirt, den er als den bösesten unter allen schildert. Er läßt den Adramelech zu sich selbst sagen:

Ja vergeh, sey lieber nicht mehr, eh du lebst, und nicht herrschst!

## Des zweiten Hauptstückes

## Dritter Abschnitt.

### Von den objectiven Leidenschaften des Menschen, die auf Sachen gehen (§. 113.).

### Erste Abtheilung.

#### Von der Genußsucht und dem Abscheue (§. 113.).

§. 162.

Ueber den Begriff, die Gründe und die Folgen der Genußsucht und des Abscheues.

Bei der nähern Betrachtung der Genußsucht und des Abscheues kommt es

1) darauf an, den Unterschied dieser Leidenschaften von der Lustsucht und der Unlustscheu bestimmt zu bemerken. Es kann aber dieser Unterschied nicht undeutlich oder zweifelhaft seyn, wenn man nur bedenkt, daß Lustsucht und Unlustscheu sich bloß auf subjectives Vergnügen und

Mis-

Mißvergnügen unmittelbar beziehen (§. 110.). Denn Genußsucht und Abscheu gehen unmittelbar auf objectives Vergnügen und Mißvergnügen (§. 111.). Die Genußsucht strebt nach Gegenständen, die, und sofern sie, Vergnügen gewähren; sie will die Außenwelt genießen, will alle Dinge, womit sie zu thun hat, selbst die Pflichterfüllungen nicht ausgenommen, zu Objecten des Wohlgefallens machen, und keine Gelegenheit, sich eines Gegenstandes zu freuen, ungenutzt vorbeilassen. Die Lustsucht hingegen ist als solche gleichgültig gegen die Gegenstände; diese können ihr sogar zuwider seyn (§. 109.). Ein Wohlgefallen an der Außenwelt ist nicht das, was sie sucht; sie geht lediglich auf das Innere, auf den Kitzel der Sinne, und wenn sie diesen erreicht, so ist es ihr einerlei, wie die Objecte übrigens beschaffen seyn mögen. Eben dasselbe Verhältniß findet Statt zwischen der Unlustscheu und dem Abscheu vor unangenehmen Objecten.

Nun können zwar Genußsucht und Lustsucht (wie auch Abscheu vor unangenehmen Objecten und Unlustscheu) mit einander verbunden seyn. Ja, die letztere führt die erstere, (obwohl nicht auch umgekehrt die erstere die letztere), gewöhnlicher Weise mit sich. Allein dies hindert nicht, daß

ihn hat, ſo einzurichten, daß er es mit Vergnügen betrachten oder empfinden kann. Selbſt ſeine Pflichterfüllungen weiß er ſo einzurichten, daß er Lob, Ehre, Bewunderung, oder ſonſt einen Genuß davon hat. Dabei macht ihn ſeine Leidenſchaft ſo ſcharfſichtig, daß ihm nicht leicht eine Gelegenheit, ſich einen Genuß zu verſchaffen, entgeht (§. 18.).

Er läßt kein Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blühet.

Eine beſondere Genußſucht iſt nur auf eine gewiſſe Art von Genuß gerichtet, wie z. B. die des enthuſiaſtiſchen Verehrers der Malerei, der eine Sucht hat, ſchöne Gemälde zu ſehen und zu genießen. — Hier iſt zunächſt nur von der allgemeinen Genußſucht die Rede.

Mit dem Abſcheue vor unangenehmen Dingen hat es eine ähnliche Bewandniß. Auch dieſe Leidenſchaft iſt, (wie die Unluſtſcheu §. 122.), entweder allgemein oder partikulär. Im erſten Falle ſcheucht ſie den Menſchen von jeder unangenehmen Sache zurück, auch wenn die Pflicht gebietet, ſich derſelben zu unterziehen. Im andern Falle bezieht ſie ſich nur auf eine gewiſſe Art von unangenehmen Dingen, und treibt den Menſchen, dieſe mit leidenſchaftlichem Ei-

fer zu fliehen; so wie Mancher, der übrigens Stärke genug besitzt, auch die unangenehmsten Dinge zu ertragen, doch z. B. einen besondern Abscheu davor hat, Kranke oder andere Leidende zu sehen.

3) In einer andern Hinsicht läßt sich reelle und phantastische (chimärische) Genußsucht unterscheiden. Denn die Dinge, nach deren Genusse sie strebt, sind entweder wirkliche, oder bloß eingebildete; und im letztern Falle wird sie mit Recht phantastisch, im erstern aber reel genannt. Sofern z. B. die Genußsucht eines Begüterten darauf ausgeht, alle die angenehmen Verhältnisse, die sich durch seinen Reichthum hervorbringen lassen, in vollem Maße zu genießen, ist sie eine reelle Genußsucht. Dagegen läßt sich z. B. die Sehnsucht nach der Heimath, die man das Heimweh nennt, größtentheils als eine phantastische Genußsucht betrachten. Denn dasjenige, dessen Genuß sie so heiß und innig zurück ersehnt, beruhet größtentheils auf der Einbildung. Denn der Grund von dem zauberischen Reize des Gedankens an die Heimath liegt eigentlich und hauptsächlich in den süßen, obgleich größtentheils nur dunkeln, Erinnerungen an die in der Heimath genossenen

Freuden, und an die daselbst so froh verlebten Tage der Jugend, womit die Phantasie ihr Spiel treibt. Es ist ein magisches Dämmerlicht, worin das Bild der geliebten Heimath vor der Seele schwebt, und welches vor dem hellen Tageslichte der Wirklichkeit, wenn die ersehnte Rückkehr gewährt wird, sogleich verschwindet.

Nichts anders, als die nämliche phantastische Genußsucht ist es, was in der Seele des religiösen Schwärmers herrscht, wenn er die Freuden jenes Lebens, wie seine Phantasie dieselben sich träumt, mit unendlicher Sehnsucht umfaßt, und, um sie zu erkämpfen, Alles aufbietet, selbst Mißhandlungen und Erniedrigungen sich gefallen läßt, (wie Kaiser Heinrich II., der sich vor den Bischöfen auf die Knie warf, um ihre Zustimmung zur Errichtung des Bisthums Bamberg zu erhalten), oder sogar auch zum Märtyrertode sich drängt.

Auf eben dieselbe Art kann auch der Abscheu reell oder phantastisch seyn, je nachdem er entweder gegen wirkliche oder gegen bloß eingebildete Dinge gerichtet ist. Der Abscheu vor Dingen, z. B. welche Schmerzen oder Krankheiten verursachen, ist ein reeller, die Grillensucht (Hypochondrie) ein phantastischer. Denn die Uebel,

mit

mit welchen diese letztere sich quält, und welche e so leidenschaftlich verabscheuet, existiren größ- ntheils bloß in der Einbildung (§. 60.).

4) Noch in einer andern Hinsicht ist sowohl ie Genußsucht, als der Abscheu, entweder ur- prünglich, oder abgeleitet, wie man es zu nen- en pflegt. Ursprünglich, wenn das Gut der Uebel, was ich begehre oder verabscheue, nmittelbar mich selbst betrifft; abgeleitet, enn es zunächst nur für einen Andern ein Gut der Uebel ist. Wenn ich nämlich an einem An- ern innigen Antheil nehme, also das Gefühl er Mitfreude, oder des Mitleidens, mpfinde, wenn es ihm wohl oder übel geht; wird es dadurch möglich, daß ich leidenschaft- ch begehre, daß ihm der Genuß eines gewissen uts zu Theil werde — und das ist die abgelei- te Genußsucht — ! oder daß ich ein gewisses Uebel ffelben leidenschaftlich verabscheue — und dar- besteht der abgeleitete Abscheu. Dieser letztere ird gewöhnlich schlechtweg das Mitleiden ge- nnt, (obgleich dieser Name eigentlich nur dem rgedachten Gefühle zukommt), und das Mit- iden daher mit unter die Leidenschaften ge- hlt. In dieser Bedeutung ist dann das Mitlei- n *jederzeit* eine gemischte Leidenschaft (§. 88.).

Denn es enthält auch einen begehrenden Bestandtheil. Denn das leidenſchaftliche Verabſcheuen der Uebel eines Andern iſt nicht möglich, wenn ich nicht das Wohl deſſelben begehre, und alſo einen gewiſſen Grad von Liebe, wenigſtens allgemeine Menſchenliebe (Philanthropie), für ihn empfinde. Daher kann auch das Mitleiden bald einen ſehr angenehmen, bald einen höchſt unangenehmen Gemüthszuſtand verurſachen, je nachdem der begehrende, oder der verabſcheuende Beſtandtheil das Uebergewicht hat (§. 89.).

5) So ſehr nun die Richtung der Genußſucht (auf das Objective) von der Richtung der Luſtſucht (auf das Subjective) verſchieden iſt, ſo ähnlich ſind doch beide Leidenſchaften in Anſehung ihrer Natur und ihres innern Characters. Denn beide ſind unmittelbare Aeußerungen des Grundtriebes der Sinnlichkeit, nämlich des Triebes nach Vergnügen (§. 120.). Daher ſind ſie auch in Hinſicht auf ihre Gründe und Folgen einander in ſoweit ähnlich, daß hier keine weitern Unterſuchungen darüber nöthig ſind, ſondern nur die obigen Betrachtungen über die Luſtſucht (§. 117 ꝛc.), mit gehöriger Abänderung in Anwendung gebracht werden dürfen.

Das nämliche gilt ebenfalls auch in Beziehung auf den Abſcheu und die Unluſtſcheu.

Nur eine, das Practiſche betreffende Bemerkung mag noch hier ſtehen.

Bei der phantaſtiſchen Genußſucht nämlich, ſo wie bei dem phantaſtiſchen Abſcheue, liegt immer eine gewiſſe Ausſchweifung der Einbildungskraft zum Grunde. Denn wenn bloß eingebildete Güter oder Uebel mit einer ſolchen Stärke und Lebhaftigkeit vorgeſtellt werden, daß ſie als wirkliche erſcheinen, und ein leidenſchaftliches Begehren oder Verabſcheuen erregen, ſo kann man die Einbildungskraft mit Recht beſchuldigen, daß ſie die gehörigen Grenzen überſchreite. Daher wird auch jede Art von Schwärmerei, weil dadurch dergleichen Ausſchweifungen der Phantaſie begünſtigt werden (§.60.), gar ſehr dazu geeignet ſeyn, phantaſtiſche Genußſucht und phantaſtiſchen Abſcheu zu befördern.

Aus dieſer Urſache iſt es in Betreff der eben genannten Leidenſchaften eine vorzüglich wichtige, practiſche Regel: daß man ſich beſtrebe, ſeine Einbildungskraft im Zaume zu halten und ſie vor jeder Art von Schwärmerei und Ausſchweifung zu bewahren; oder, ſie davon wieder

zurück

zurück zu bringen, und ihre übermäßige Gewalt wieder zu ſchwächen. Die bewährteſten Mittel hierzu muß man von der Pſychologie lernen, und es würden die darauf Bezug habenden Regeln zu der ſittlichen Disciplin *) der Einbildungskraft gehören.

In machen Fällen kann auch eine übertriebene und unregelmäßige Reizbarkeit, oder ſonſt ein kranker Zuſtand des Körpers dazu mitwirken, phantaſtiſche Genußſucht, und inſonderheit phantaſtiſchen Abſcheu, zu erzeugen, oder zu vermehren. So z. B. bei der Hypochondrie, wo das unbehagliche, körperliche Gefühl, welches unter andern aus dem durch verſtopfte Gefäße des Unterleibes in ſeiner Freiheit gehemmten Umlaufe des Blutes entſteht, eben den Grund enthält, wodurch die vielen unangenehmen, und quälenden Vorſtellungen in der Phantaſie, weil ſie zu jenem Gefühle zuſammenſtimmen, angeregt und geweckt werden (§. 25.).

Natürlicher Weiſe bleiben in ſolchen Fällen die Mittel zur Hebung des körperlichen Uebels dem Arzte überlaſſen. Inzwiſchen kann doch zuweilen auch von der Seele aus Etwas dabei geſche-

*) S. m. Verſuch üb. d. Einbildungskraft §. 69.

schehen. Denn, was namentlich die Hypochondrie betrifft, welche durch das beständige Brüten über traurigen Vorstellungen alle, auch die körperlichen, Kräfte abspannt und schlaff macht; so müssen alle diejenigen Affecten und Leidenschaften, welche die Kräfte in einem vorzüglichen Grade aufreizen und beleben, gute Dienste dagegen leisten. Insonderheit ist ein Mittel zu empfehlen, was freilich an sich als Gift betrachtet, und daher nur im Nothfalle gebraucht werden muß, was aber doch von großer Wirksamkeit ist. Es besteht darin, daß man bei dem Hypochondrischen Spielsucht zu erwecken und zu unterhalten suche. Denn Nichts ist geschickter, als diese, das Blut im Körper hin und her zu treiben, und hierdurch dazu mitzuwirken, daß mit Ueberwindung der entgegenstehenden Hindernisse der freiere Umlauf desselben wieder hergestellt werde (§. 126.).

## Zweite Abtheilung.

### Von der Habſucht (§ 113.).

### §. 163.

Weitere Entwickelung des Begriffes von Habſucht.

Die Habſucht iſt die leidenſchaftliche Begierde, Sachen (als Mittel zu möglichen Zwecken) zu haben, oder, zu beſitzen (§. 111.). Dieſe Begierde aber kann ſich bei dem Menſchen auf doppelte Art äußern: entweder dadurch, daß er Sachen in ſeinen Beſitz zu bringen, oder dadurch, daß er ſie darin zu erhalten ſtrebt. Denn beides iſt ein Begehren des Beſitzes derſelben. Die leidenſchaftliche Begierde, Sachen in ſeinen Beſitz zu bringen, ſie zu den ſeinigen zu machen, iſt die Erwerbſucht (Gewinnſucht); und die leidenſchaftliche Begierde, Sachen, die man beſitzt, zu erhalten, und Nichts davon kommen zu laſſen, iſt die Sparſucht (Kargheit). Alſo begreift die Habſucht beides, ſowohl Erwerbſucht als Sparſucht unter ſich.

Zwar iſt es allerdings gegründet, daß man im gemeinen Leben hauptſächlich denjenigen habſüchtig

süchtig nennt, der bei jeder Gelegenheit mehr, als ihm zukommt, an sich zu reißen strebt, und der also eigentlich nur Erwerbsuch äußert. Allein das hindert nicht, den Ausdruck Habsucht in der weitern Bedeutung zu nehmen, welche auch die Sparsucht mit unter sich faßt; zumal da dies mit dem wesentlichen Inhalte jenes Begriffes, wie wir gesehen haben, und mit dem klassischen Sprachgebrauche *), vollkommen übereinstimmt.

Wichtiger könnte ein anderer Zweifel zu seyn scheinen: ob nämlich die Habsucht, wie es unserm Begriffe zufolge seyn muß (§. 111.), immer nur darauf ausgehe, die Sachen zu haben? ob sie nicht auch nach dem Besitze derselben streben könne, um anderweitige Zwecke dadurch zu erreichen? „Der Habsüchtige, sagt ein großer Sprachforscher *) rafft überall zusammen; es ist ihm genug, zu haben, aber oft um wieder zu verschleudern, was er hat." Allein es soll hierdurch offenbar nicht geläugnet werden, daß die Habsucht, als solche, bloß auf den Besitz der Sachen gehe. Das zeigen die Worte: „es ist ihm genug, zu haben" deutlich

*) S. Abelung.

*) Eberhards Synonymik, Art.: Filzig ꝛc.

lich genug an. Vielmehr geht die Meinung nur dahin, daß der Menſch, außer der Habſucht, zugleich auch noch andere Begierden haben könne, die ihn treiben, das, was jene zuſammenrafft, wieder zu verſchwenden. Und ſo iſt es in der That. Wenn der Menſch Alles, was er kann, zuſammenrafft, um wieder verſchleudern zu können; ſo iſt es nicht die Habſucht, welche ihn zu dem Verſchleudern treibt, ſondern dies thut dann allemal irgend eine andre Leidenſchaft, inſonderheit die Genußſucht oder die Ehrſucht. Die Habſucht, oder beſtimmter, die Erwerbſucht, iſt dann bloß im Dienſte dieſer andern Leidenſchaft, und ihr untergeordnet. Die Habſucht als ſolche aber gehet nicht weiter als auf das Haben.

Freilich betrachtet ſie die Sachen, nach deren Beſitze ſie ſtrebt, als Mittel zu möglichen Zwecken (§. 111.); aber ſie behandelt ſie, (wie ſchon Ariſtoteles im erſten Buche ſeiner Politik bemerkt), nicht als Mittel, ſondern als Zwecke. Sie will ſich bloß des Beſitzes derſelben verſichern, und ſie keinesweges zu wirklich ſchon vorhandnen Zwecken verwenden (§. 111.).

Das will ſie ſelbſt alsdann oftmals nicht, wenn ſie dieſelben zu ſolchen Zwecken angeſchafft

hat,

hat, und diese Zwecke sogar auch von der Art sind, daß ohne sie der Besitz aller Mittel gar keinen Werth haben kann. Diese Bemerkung macht der Dichter, wenn er von dem kranken Geizhalse sagt:

Er schont den Stärktrank oft, wenn er am besten labt,
Stiehlt sich die Pulver selbst, und steckt sie unters Kissen,
Wo er mit diebscher Faust das Gold von Pillen schabt.

v. Canitz.

Daher ist die Habsucht allerdings auch eine wahre practische Verkehrtheit, und mit sich selbst im Widerspruche befangen. Denn was kann verkehrter seyn, als, bloße Mittel wie Zwecke zu behandeln, und die Zwecke dem Besitze der Mittel unterzuordnen und aufzuopfern? und was widersprechender, als, eben diese Dinge, die man wie Zwecke behandelt, doch zugleich als bloße Mittel zu betrachten?

In Ansehung der Gegenstände strebt die Habsucht nach allen Sachen, die als Mittel zu möglichen Zwecken, und folglich (da sie zu etwas gut sind) als äußere Güter betrachtet werden können. Der Inbegriff der äußern Güter eines

Men-

Menſchen wird ſein Vermögen genannt. Wer ſo viel Vermögen hat, als er braucht, iſt wohlhabend, wer weniger hat, arm, wer mehr hat, reich. Folglich iſt klar, daß Reichthum als das Ziel des Beſtrebens der Habſucht betrachtet werden kann.

Der hauptſächlichſte Beſtandtheil des Reichthums aber iſt das Geld. Daher iſt auch die Habſucht vorzüglich auf Geld gerichtet, und, ſofern ſie das iſt, wird ſie Geiz genannt. Das zeigt der Sprachgebrauch dadurch an, daß er zum Unterſchiede vom Ehrgeize nicht Gütergeiz, oder dergleichen, ſondern beſtimmt Geldgeiz ſagt.

Sofern der Geiz auch in den geringſten Kleinigkeiten karg iſt, wird er Knauſerei oder Knickerei genannt; zwiſchen welchen Ausdrücken, in dieſer ihrer figürlichen Bedeutung, kaum ein Unterſchied ſeyn möchte, wenn man nicht etwa den erſtern, wegen des zum Grunde liegenden Bildes, für ſtärker halten will. Denn ſowohl der erſtere (von Knauen, Gnauen, nagen), als auch der andere (von Knicken, Etwas Schwaches einbrechen, oder abbrechen), deuten auf das Beſtreben des Kargen, alles

wärts,

wärts, wo es möglich ist, Etwas abzubrechen oder abzuzwacken.

Der höchste Grad des Geizes wird der schmutzige Geiz genannt, theils weil derselbe oft auch den Aufwand scheut, den die Reinlichkeit fordert, theils weil er, wenn auch dies gerade nicht geschiehet, doch auf den innern Sinn einen eben so widrigen und ekelhaften Eindruck macht, als Unreinlichkeit und Schmutz auf den äußern.

Wer schmutzig geizig ist, heißt auch ein Filz, entweder darum, weil er zähe ist, wie ein Filz, oder darum, weil er Kleider trägt, die so grob und so schlecht sind, wie ein Filz.

Umidus quidam — — — dives,
Ut metiretur nummos, ita sordidus, ut se
Non unquam servo melius vestiret.
Hor. Sat. I., 2.

Uebrigens muß natürlicher Weise das Betragen des Geizigen durch die anderweitigen Eigenschaften und Verhältnisse desselben modificirt werden, und man unterscheidet in dieser Hinsicht mehrere Arten des Geizes, z. B. den schwachsinnigen, den phlegmatischen, den kaufmännischen, u. s. f. *). Aber das Wesen des Geizes

*) S. Platners Aphorismen II. Th. §. 890.

Geizes iſt in allen dieſen Arten immer ein und eben daſſelbe.

## §. 164.

### Nähere Betrachtung der Folgen der Habſucht.

1) In Anſehung des Verſtandes iſt aus der allgemeinen Theorie von der Einwirkung der Leidenſchaften auf den Verſtand (§. 16. 17.) zuvörderſt klar: daß derſelbe durch die Habſucht unterdrückt und verblendet werden kann. Dies zeigt ſich in practiſcher Beziehung hauptſächlich dadurch, daß der Verſtand das ſittlich Unerlaubte und das Widerrechtliche der Mittel, welche die Habſucht zu ihrer Befriedigung anwendet, oft gar nicht, oft wenigſtens nicht klar genug, bemerkt. In theoretiſcher Beziehung iſt es inſonderheit in der Inconſequenz ſichtbar, wozu ihn die Habſucht nicht ſelten verführt, ſo ſehr dies auch im Grunde ihrem eignen Zwecke zuwider ſeyn mag. In der Nachbarſchaft von H. einer bekannten Stadt, lebte vor nicht langer Zeit auf einem Dorfe ein reicher Geizhals. Dieſer hatte einſt einige hundert Thaler in H. zu bezahlen. Als er ſie eben abſchicken will, kommt gerade ein Bettler aus H. vor ſeine Thür. Voll Vergnügen über die unverhoffte Gelegenheit,

heit, das Postgeld zu sparen, giebt er dem Bettler das Geld mit. Seine Begierde, zu sparen, macht ihn so blind, daß er gar nicht daran denkt, daß er, um einige Groschen zu erhalten, mehrere hundert Rthlr aufs Spiel setze. — Widersinnigkeiten dieser Art, wenn auch nicht immer so auffallend, trifft man bei allen Geizigen an. So läßt ein Geizhals z. B. sein Haus erst durch Regen und Schnee verderben, ehe er sich entschließt einige Rthl. zur Ausbesserung des Daches anzuwenden.

Auf der andern Seite aber kann die Habsucht, sofern dies zu ihrer Befriedigung nöthig ist, den Verstand auch anstrengen, und ihn insonderheit antreiben, sich so wirksam zu zeigen, wie es zu ihr zusammenstimmt (Vorr. Nr. 2. und §. 18. 19.). Daher ist alsdann der Verstand nicht allein höchst thätig und scharfsichtig, Mittel zur Befriedigung der Habsucht zu finden, sondern auch eben so geschäftig und spitzfindig, die vorhandnen Mittel, wenn sie etwa den Sittengesetzen widerstreiten, bestens zu beschönigen. So hat man z. B. noch in den neuesten Zeiten den Sklavenhandel öffentlich vertheidigen hören, und mit Verwunderung bemerkt, welche Spitzfindigkeiten die Habsucht angewandt hat, dieses

Ueber-

Ueberrest alter Barbarei zu entschuldigen, ol gar zu rechtfertigen!

Insbesondere wird der Verstand durch Habsucht zu der Gewohnheit verleitet, d Reichthum als das vorzüglichste Gut zu betra ten; und daher auch den Werth der Mensch darnach zu beurtheilen. Denn dies stimmt der Habsucht zusammen; weshalb auch ein Ge hals gegen Reiche höflich und ehrerbietig, g gen Arme aber trotzig und grob zu seyn pfleg (obgleich auch die Vorstellung: daß von den le tern Nichts, von den erstern aber vielleicht Vi zu gewinnen sey, oftmals dazu beiträgt). Ab durch eben diese niedrige Schätzung der Men schen erscheint der Habsüchtige selbst als niedrig und macht sich in den Augen der Menschen ver ächtlich. Niemand kann Liebe und Hochachtung für ihn empfinden.

Non uxor salvum te vult, non filius, omnes
Vicini oderunt, noti, pueri atque puellae.
Miraris, cum tu argento post omnia ponas,
Si nemo praestet, quem non merearis, amorem?
Hor. Sat. I., 1.

2) Auf ähnliche Art, wie der Verstand, wird auch die Einbildungskraft zu einer, zu der Habsucht zusammenstimmenden, Thätigkeit belebt.

E

Sie füllt ſich an mit Bildern, die dieſer Leidenſchaft entſprechen. Die Vorſtellungen von Ducaten und Piſtolen ſchweben ihr (wenigſtens dunkel) beſtändig vor, und werden bei der geringſten Veranlaſſung erweckt. Die Idee eines Gewinnes oder einer Erſparniß, die ſich etwa machen laſſen, ſteht daher dem Habſüchtigen augenblicklich aufs lebhafteſte vor Augen, ſobald ſich irgend eine Gelegenheit dazu zeigt, und verdunkelt durch ihre Lebhaftigkeit, und durch die Stärke des Vergnügens, was ſie erregt, alle übrigen Vorſtellungen, inſonderheit aber die Betrachtungen, die der Verſtand in ſittlicher Hinſicht dabei machen könnte (Nr. 1.). Auch verfällt eben daher der Habſüchtige in allen ſeinen Geſprächen auf Nichts leichter, als auf die Materie von Gewinn und Erſparniß. Es giebt faſt keinen Stoff, der ihn nicht darauf zurück führen ſollte. Selbſt, wenn von den heiligſten Pflichten die Rede iſt, kann er ſich nicht erwehren, daran zu denken, was für ein Vortheil ſich daraus ziehen laſſe. Wie jener Mathematiker bei einem ſchönen Gedichte fragte: was wird dadurch bewieſen? ſo frägt er, wo es auf Recht und Pflicht ankommt: was hat man davon?

Durch die zu der Habsucht zusammenstimmende Thätigkeit der Einbildungskraft wird dann auch die dieser Leidenschaft zugehörige, üppige Idee erzeugt. Dies ist die Idee von einem vollkommnen Ueberflusse an Geld und Gut, und der damit verbundenen unaussprechlichen Glückseligkeit. Welche rückwirkende Kraft diese Idee wieder auf die Habsucht äußere, wird sich unten zeigen, wo von dem Einflusse, den die Phantasie auf diese Leidenschaft hat, die Rede seyn wird.

3) Wegen der heißen Begierde nach Geld und Gut muß jeder Gewinn und jede Ersparung, zumal wenn sie unverhofft kommen und von Belang sind, so wie auf der andern Seite auch jeder wirkliche oder besorgte Verlust, dem Habsüchtigen ein so lebhaftes Vergnügen oder Mißvergnügen verursachen, daß er dadurch leicht in Affect gesetzt wird.

Dieses lebhafte Gefühl verdunkelt zuvörderst alle edlern Gefühle, die ihm widerstreiten. Das Gefühl des Rechts, der Billigkeit, des Mitleidens, der Freundschaft, der Großmuth, werden sogleich unterdrückt, sobald sie zu der Aufopferung eines Vortheils, oder zu der freiwilligen Uebernahme eines Verlustes antreiben wollen.

wollen. Selbst die zartesten und dauerndsten Empfindungen, wie die der Aeltern liebe, werden zum Schweigen gebracht, sobald sie mit jenem habsüchtigen Gefühle in Collision kommen. Dies hat Shakespear sehr treffend dargestellt.

Shylok.

Nun, Tubal, wie stehts? Was bringst du Neues aus Genua? Hast du meine Tochter gefunden?

Tubal.

Ich bin oft an Oerter gekommen, wo ich von ihr gehört habe. Aber finden kann ich sie nicht.

Shylok.

O weh mir! Ein Diamant ist fort, der mir zweitausend Dukaten in Frankfurth gekostet hat. Der Fluch ist nicht eher, als jetzt auf unsere Nation gefallen! Zweitausend Dukaten verloren! und noch andere kostbare, kostbare Juwelen! O wenn ich doch meine Tochter todt, und die Juwelen in ihren Ohren sähe! Ach, ich wollte, sie läge vor meinen Füßen auf der Bahre, und die Dukaten in ihrem Sarge!

Auf eben die Art werden auch alle, an sich selbst unangenehmen Gefühle verdunkelt, wenn die Habsucht Etwas zu thun oder zu leiden fordert, was dergleichen Gefühle erregt, als z. B.

das Gefühl des Unrechts, der Unbilligkeit, der Scham, der Erniedrigung. In den mittlern Jahrhunderten gab es Biſchöfe, welche ſich eine reiche Quelle von Einkünften dadurch zu eröffnen wußten, daß ſie alle Fleiſchesſünden durch Geld büßen ließen. „Von einem Biſchofe von Lebus weiß man, ſagt Voß *), daß er mit ſeinen, ihm untergeordneten Prieſtern ordentlich Buch über die begangenen und noch zu begehenden Fleiſchesſünden gehalten habe.“ Wie ſehr muß das Schamgefühl unterdrückt ſeyn, um ſo ſchändlichen Erwerb treiben zu können! Und vom Kaiſer Karl IV. ſagt eben der Schriftſteller **): „Er entſchloß ſich leicht zu Erniedrigungen, wenn er ſeinen Vortheil dabei ſah. — Er kaufte und verkaufte beſtändig. Ja er verpfändete ſelbſt den Rock vom Leibe — einſt ſeinen kaiſerlichen, mit Perlen beſetzten Mantel dem Herzoge von Sachſen und Fürſten von Anhalt — wenn er einen Gewinn zu machen hoffte.“

Durch häufig wiederholte Unterdrückung der erwähnten Gefühle wird der innere Sinn endlich ganz abgeſtumpft dagegen. Der Menſch ver-

*) Geſchichte des deutſchen Reichs 3. Th. S. 10.

**) Ebend. S. 101. 99.

verlernt, Recht und Unrecht, Billigkeit und Unbilligkeit zu empfinden, er wird gleichgültig gegen Ehre und Schande, hart, grausam, unbarmherzig gegen Andere, und gefühllos gegen Erniedrigungen. Selbst zu dem Viehe sich selbst herabzusetzen, scheuet er sich nicht, wenn ein Gewinn dabei zu machen ist. Noch vor wenigen Jahren lebte im Saalkreise ein reicher Mann, der, um die Unterhaltung eines Hofhundes zu ersparen, und doch zugleich das Haus vor Dieben zu sichern, die Geschäfte des Hundes selbst verrichtete. Er stand jede Nacht mehrmals auf, ging auf dem Hofe umher, und bellte wie ein Hund.

So wie aber die Habsucht das Gefühlvermögen gegen diejenigen Gefühle, die ihr entgegen oder hinderlich sind, abstumpft; so schärft und erhöhet sie dasselbe für diejenigen, die ihr entsprechen, oder überhaupt zu ihr zusammenstimmen. Denn sie strengt das Gefühlvermögen beständig an, diese letzteren Gefühle mit Aufmerksamkeit und Lebhaftigkeit aufzufassen und zu empfinden. Dahin gehören, außer dem Vergnügen und Mißvergnügen über Gewinn und Verlust, hauptsächlich die Gefühle des Mißtrauens,

des

des Argwohns, und der Furcht und Sorge überhaupt.

Qui cupiet, metuet quoque porro.

Hor.

Denn, da dieſe Gefühle mächtig antreiben, das erworbene Gut ſorgfältig zu bewahren, und jede Gelegenheit, es zu vermehren begierig zu ergreifen; ſo entſprechen ſie der Habſucht im hohen Grade. Der Habſüchtige muß daher, ſeiner Natur nach, dazu geneigt ſeyn. In Jedem fürchtet er einen Betrüger, allerwärts ſieht er Gefahren, die ſeinen Schätzen drohen, und Furcht und Sorge für Gegenwart und Zukunft verfolgen ihn auf jedem Schritte *), und rauben ihm ſogar die Ruhe des Schlafes.

Damit aber verbindet ſich zugleich noch eine andere Furcht, nämlich die Furcht vor dem Tode, die oft bis ins Kindiſche geht. Denn, da die irrdiſchen Schätze dem Geizigen das höchſte Gut ſind; ſo muß ihm der Gedanke, von ihnen weggeriſſen zu werden, ſchrecklich ſeyn. Auf dieſer Furcht vor dem Tode beruhet gewöhnlich auch die äußere Frömmigkeit, oder Frömmelei, die man

*) Crescentem sequitur cura pecuniam.

Hor. Od. III, 16.

man bei Geizigen häufig antrifft, obgleich auch der Gedanke, die Gottheit dadurch zu bewegen, daß sie die irrdischen Güter segne, oftmals wenigstens insgeheim, dazu mitwirkt.

4) In dem Begehrungsvermögen erzeugt die Habsucht nach und nach a) eine Fertigkeit, Alles, was Gewinn oder Ersparung verspricht, ohne weiteres Bedenken, zu begehren, wenn dasselbe auch noch so ungerecht oder hart gegen Andere, und überhaupt noch so unsittlich und erniedrigend ist. Denn der Verstand wird dagegen verblendet, und das Gefühl abgestumpft (Nr. 1 und 3.). Daher heißt die Habsucht beim Ovid mit Recht amor sceleratus habendi. Denn kein Bubenstück und keine Niederträchtigkeit ist so groß, daß sie ihre Sklaven nicht endlich dazu verführen könnte, wenn dabei Etwas zu gewinnen ist.

> Gab mir die Geburt keine Landgüter, sagt Edmund, so soll mein Verstand sie mir schaffen. Mir ist Alles recht, was sich möglich machen läßt. König Lear I, 2.

b) Eben so und aus eben den Gründen entsteht nach und nach eine Fertigkeit, ohne weiteres Nachdenken alles das zu verabscheuen, was Kosten oder Verlust verursacht, wenn auch die Tugen-

ſüßeſten und heiligſten Pflichten es fordern. Nicht allein, daß der Habſüchtige, vor lauter Eigennutz, zum gemeinen Wohl Nichts beiträgt. Er mag auch für diejenigen, die ihm zunächſt angehören, nicht einmal Etwas aufwenden. Selbſt die Ausgaben, welche die gehörige Erziehung und Verpflegung ſeiner Kinder fordern würde, ſcheuet er, und zwackt davon ab, ſo viel nur irgend möglich iſt.

c) Charakteriſtiſch iſt ferner die Begierde, womit der Habſüchtige nach jedem Genuſſe trachtet, der nichts koſtet, wenn ihm auch dieſer Genuß an ſich ſelbſt wenig oder gar kein Vergnügen macht. Was ihn treibt, iſt der bloße Schein, einen Gewinn zu machen, einen Vortheil nicht vorbei zu laſſen. Wenn er in einem Wirthshauſe Bekannte antrifft, die ihn einladen, mit ihnen zu eſſen oder zu trinken, ſo zwingt er ſich, ſo viel als möglich zu genießen, ſo wenig Appetit er auch hat; und, wenn er für umſonſt in ein Schauſpiel oder Concert kommen kann, ſo verſäumt er es nicht, wenn er auch die tödtlichſte Langeweile darin hat.

d) Inſonderheit hat die Habſucht Neid, Mißgunſt und Schelſucht zur Folge. Denn, da der Habſüchtige Alles an ſich zu raffen ſucht, ſo

er

erscheint ihm das, was ein Anderer erwirbt, als ein Verlust für sich. Natürlich also, daß er diesen Andern haßt, da ihm durch denselben Etwas verloren geht, was seine gierige Leidenschaft gern selbst verschlungen hätte (§. 152.). Dieses mißgünstige Wesen des Habsüchtigen geht endlich so weit, daß er Andern auch das nicht gönnt, was ihm selbst in der That nicht den mindesten Abbruch thut, wenn es nur unter der Form eines Gewinnes, oder auch nur eines kostenfreien Genusses für sie, in seinen Augen erscheint. Das drückt folgende Grabschrift aus:

Hier lieget Sylvius, der Nichts umsonst gethan:
Es schmerzt ihn, daß man dies umsonst hier lesen kann.

Opitz.

e) Auch eine Sucht, Andere auf alle mögliche Weise zu bevortheilen und zu betrügen, kann aus der Habsucht entspringen. Denn die Habsucht greift begierig nach jedem Erwerb, verblendet den Verstand und betäubt das Gefühl so, daß das Unsittliche des Betrugs nicht bemerkt, oder doch nicht gehörig beachtet wird (Nr. 1 und 3.), und wird dabei überdem noch durch die Schelsucht, die Andern das ihrige *nicht gönnt*, kräftigst unterstützt. Caligula erwies

niedrigte ſich aus Habſucht ſo weit, daß er mit falſchen Würfeln ſpielte, um ſo durch ſchändliche Betrügerei Geld zu gewinnen.

Sogar zum eigentlichen Diebſtahl kann die Habſucht anreizen und verführen, und durch häufige Wiederholung dieſes Reizes nach und nach eine Neigung, und endlich gar eine Sucht zu ſtehlen, hervorbringen. Der Dichter ſagt:

Was meinſt du, wirthlicher Girpal?
Daß dich dein eigner Sohn beſtahl?
Wie? wußteſt du nicht lange ſchon,
Der Diebſtahl ſey des Geizes Sohn?

Von der habſüchtigen Stehlſucht iſt die der gemeinen Diebe (welche durch Noth, durch Arbeitsſcheu, durch Genußſucht, und dergleichen, getrieben werden), und von beiden die ränkeſüchtige zu unterſcheiden. Es giebt nämlich Leute, die ſtehlen, nicht um die geſtohlnen Sachen zu haben oder zu genießen, ſondern weil ihnen das Stehlen an ſich ſelbſt Vergnügen macht *). Sie haben eine ſolche Sucht darnach, daß ſie es z. B. nicht unterlaſſen können, in einer Geſellſchaft, wo ſie ſind, heimlich einen ſilbernen

*) Selbſt bei Kindern kommt dieſer Fall zuweilen vor. S. Niemeyers Grundſätze der Erziehung I. Th. §. 124.

hernen Löffel einzustecken und mitzunehmen; ob es ihnen gleich gar nicht darum zu thun ist, diesen Löffel zu behalten, sondern sie gern, wenn es mit guter Art geschehen kann, ihn seinem Eigenthümer wiedergeben. Dies ist nun die ränkesüchtige Stehlsucht. Denn sie kann nichts anderes zum Grunde haben, als das Vergnügen, was das Gefühl der Schlauheit und Geschicklichkeit in der Art, sich der Sachen zu bemächtigen, gewährt.

f) Daß die Habsucht alle Neigung zur Freigebigkeit, Mildthätigkeit und ähnliche, gesellige und menschenfreundliche Neigungen schwäche und unterdrücke, erhellet von selbst.

5) Der Einfluß der Habsucht auf den Körper zeigt sich hauptsächlich in dem Gesicht, wo sich nach und nach gewisse stehende, und characteristische Züge und andre Gebehrden bilden. Wenn dem Habsüchtigen ein Gegenstand aufstößt, der seine Begierde reizt, so richtet sich sein Blick mit sichtbarer Anstrengung nach außen, (wovon der in sich gekehrte Blick das Gegentheil ist). Denn er heftet sich dergestalt auf jenen Gegenstand, daß er denselben gleichsam verschlingen zu wollen scheint. Dieser gierige Blick wird dann, durch häufige Wiederholung zur Gewohnheit.

Zu

Zu gleicher Zeit aber ſtrebt auch der Blick — eine Wirkung des Mißtrauens (Nr. 3.) — verſtohlen von der Seite zu ſchielen, und auch dieſe Gebehrde wird durch die viele Uebung zu einer bleibenden Fertigkeit. Dazu kommt, daß diejenigen Falten, welche das Geſicht annimmt, wenn die Seele von Sorgen gequält wird (Nr. 3.), allmählich ſtehende Züge bilden, und daß das Geſicht durch die Wirkung eben dieſer Sorgen, und der häufigen Ergüſſe der Mißgunſt und der Schelſucht, ſeine friſche Farbe verliert, und eine bleichgelbe annimmt; welche, ſo wie auch ein abgezehrtes Anſehen, natürlicher Weiſe in einem noch höhern Grade erſcheint, wenn der Geiz ſo weit gehet, daß er dem Körper die gehörige Pflege, oder gar die nöthige Reinlichkeit verſagt. Dieſes Gemiſch von den Ausdrücken der Gierigkeit, der Schelſucht, und der ſorgenvollen Unruhe bildet den weſentlichen Character des Ausdrucks, wodurch ſich die Habſucht in dem Geſichte des Menſchen offenbart *), und wodurch ſie den ihr eigenthümlichen Ton zu erkennen giebt. Ihr Rhythmus iſt in der Regel ſchleichend, und gleichſam bedächtig, um durch keine Uebereilung

*) M. vergleiche die Iconologie S. 36.

eilung einen Verlust zu leiden, oder einen Gewinn sich entgehen zu lassen; außer wenn ein drohender Verlust, oder ein augenblicklich zu ergreifender Gewinn schnell zufahrende Bewegungen nöthig machen.

## §. 165.

### Gründe der Habsucht.

1) Von Seiten des Verstandes kann ein gewisser Mangel an Bildung zur Beförderung der Habsucht beitragen. Denn nothwendig muß es das Entstehen und das Emporkommen der Habsucht begünstigen, wenn der Verstand höhere Güter, als Geld und Geldeswerth, gar nicht zu schätzen versteht, oder wenn er so schwach ist, daß er sich durch die Habsucht leicht verblenden läßt (§. 164. Nr. 1), oder, wenn auch dies nicht geschieht, daß er doch seine bessere Erkenntniß gegen die Forderungen der Habsucht nicht geltend zu machen weiß.

2) Die Einbildungskraft kann dem Entstehen und dem Wachsthume der Habsucht beförderlich seyn, wenn sie die Güter, nach welchen die Habsucht strebt, und den angenehmen Zustand des Besitzes derselben, so wie auch auf der andern Seite den unangenehmen Zustand des Man-

gels

gels und der Dürftigkeit im hohen Grade lebhaft vorſtellt. Denn je lebhafter dieſe Vorſtellungen ſind, deſto ſtärker wird der Beſitz jener Güter begehrt und die Verminderung deſſelben verabſcheuet (§. 1. Zuſ.).

Außerdem hat die, der Habſucht zugehörige, äſthetiſche Idee (§. 164. Nr. 2) zur Folge, daß dieſe Leidenſchaft durchaus unerſättlich iſt. Denn keine Befriedigung derſelben erreicht jemals jene Idee, ſondern bleibt immer weit unter ihr. Denn wie viel der Habſüchtige auch zuſammengeraft habe, vollkommner Ueberfluß iſt es nie in ſeinen Augen; immer ſcheint noch Etwas zu fehlen, immer bleibt noch die Gefahr der Verminderung und eines dereinſtigen Mangels, immer iſt das unausſprechliche Vergnügen des Beſitzes noch unvollſtändig. Daher ſtrebt er immer mehr und mehr zu erwerben, und eine vollendete Befriedigung ſeiner Begierde iſt unmöglich.

Crescit indulgens ſibi dirus hydrops,
Nec ſitim pellit.

Hor. Od. II, 2.

— — Improbae
Crescunt divitiae, tamen
Curtae nescio quid ſemper abeſt rei.

Od. III, 24.

3) Der

3) Der letzte, subjective, eigenthümliche Grund von der Habsucht, und überhaupt von der Begierde des Menschen, Eigenthum, oder, Vermögen zu besitzen, ist das Gefühl des Vergnügens, was ihm der Besitz gewährt. Dieses Vergnügen aber läßt sich in zwei Elemente auflösen. Denn a) das Bewußtseyn, Mittel zu beliebigen Zwecken zu besitzen, also das Vermögen zu haben, diese Zwecke nach Willkühr erreichen zu können, verbunden mit dem Gedanken, vor dem Beschwerden des Mangels gesichert zu seyn, ist ein Bewußtseyn unserer eignen Vollkommenheit, und daher nothwendig angenehm.

b) Vermögen zu erwerben, erfordert Fleiß oder Geschicklichkeit, es sey dies nun die Geschicklichkeit besondrer Talente, oder der Klugheit im Allgemeinen. Sich einer solchen Geschicklichkeit oder eines solchen Fleißes, (als einer mellen Thätigkeit), bewußt zu seyn, ist angenehm, und bewirkt, daß das Erwerben an sich selbst Vergnügen macht; und eben dieses Vergnügen ist nachher mit dem Besitze des Erworbnen vergesellschaftet und erhöhet den Reiz desselben. Auch giebt es aus eben dem Grunde Menschen, die weder geizig noch bedürftig sind, und dem

noch

noch mit großer Thätigkeit beſtändig Etwas zu erwerben ſtreben. Das Erwerben an und für ſich ſelbſt macht ihnen Vergnügen.

Beide Elemente des Vergnügens an Eigenthum begründen zwar zuſammengenommen die Habſucht; aber es hat dabei doch jedes ſeine eigne Folge. Denn auch die Habſucht enthält zwei Elemente: Erwerbſucht und Sparſucht, von welchen die erſtere mehr auf dem Vergnügen des Erwerbens, die andere aber mehr auf dem Vergnügen des bloßen Beſitzens beruhet.

Je mehr nun das Gefühlvermögen für das Vergnügen an Eigenthum empfänglich iſt, je leichter alſo der Menſch dadurch ſo afficirt werden kann, daß er in Affect geräth, deſto ſtärker iſt auch, wenn Alles Uebrige gleich iſt, die Begierde nach Eigenthum (§. 1. Zuſ.), und deſto leichter kann dieſe folglich zur Habſucht werden.

Nicht immer iſt aber die Empfänglichkeit für beide Elemente des erwähnten Vergnügens gleich groß. Sie kann für das eine in einem ſehr geringen, und für das andere zugleich in einem ſehr hohen Grade vorhanden ſeyn. Denn beide ſind ſpecifiſch verſchieden. Alsdann aber kann es geſchehen, daß keine vollſtändige und eigentliche Habſucht, ſondern bloß Ein Element

der-

derselben) entweder Gewinnsucht oder Kargheit, aus dem Herzen des Menschen aufkeimt und emporwächst. Denn wenn der Mensch für das Vergnügen des Erwerbens im hohen Grade, dagegen für das Vergnügen des bloßen Besitzens wenig oder gar nicht empfänglich ist; so wird er, vorausgesetzt daß keine anderweitigen Gründe ins Spiel kommen, gewinnsüchtig seyn können, ohne karg zu seyn, so wie in dem entgegengesetzten Falle wieder Kargheit ohne Gewinnsucht Statt finden kann.

Die Möglichkeit einer solchen Trennung der Elemente der Habsucht ist überdem auch noch aus andern Gründen klar. Denn eines Theils kann es seyn, daß ein Mensch sich zwar gewinnsüchtig zeigt, aber ganz und gar nicht, um das Gewonnene bloß zu haben, sondern lediglich, um es unmittelbar zur Befriedigung einer andern Leidenschaft wieder zu verschleudern (§. 163.). Alsdann aber ist derselbe nichts weniger, als karg, wenn ihm sonst auch die bloße Empfänglichkeit für das Vergnügen des Besitzes im hohen Grade zukäme. Auf der andern Seite kann es seyn, daß ein Mensch, dem es auch an der Empfänglichkeit für das Vergnügen des Erwerbens gar nicht fehlt, dennoch *nicht gewinnsüchtig* ist, weil diese Sucht durch das

Gefühl der Ohnmacht, des gänzlichen Mangels aller Kräfte zum Erwerben, unterdrückt wird. Ein solcher kann aber doch zugleich karg seyn; ja er kann dies gerade darum in hohem Grade seyn, weil er sich zum Erwerben untüchtig, und deshalb von der Furcht, vielleicht noch darben zu müssen, gequält fühlt *).

Wenn also auch von der verschiednen Empfänglichkeit des Gefühlvermögens gänzlich abgesehen wird, so läßt sich doch schon aus diesen zuletzt angeführten Gründen erklären, wie Gewinnsucht ohne Kargheit, oder diese ohne jene in der menschlichen Seele existiren könne.

Aus dem Vorhergehenden erhellet zugleich, in wiefern das Temperament des Menschen Einfluß darauf haben müsse, seine Habsucht zu modificiren. Denn der Melancholische, der über jedem unangenehmen Gefühle beharrlich brütet, wird, mehr als Andere, durch die Furcht, vielleicht noch darben zu müssen, gepeinigt, und durch das gehemmte Lebensgefühl, und die unendlichen Schwierigkeiten, die er allenhalben zu erblicken glaubt, von dem Streben nach Erwerb abgehal-

*) Quod si comminuas, sagt der Geizige beim Horaz von seinem Reichthume, vilem redigetur ad assem.

halten; und seine Habsucht wird sich daher jederzeit mehr als Kargheit, denn als Gewinnsucht zeigen. Bei dem Sanguinischen hingegen tritt der umgekehrte Fall ein. Denn die Sorge für die Zukunft ängstigt ihn nicht, wenigstens nicht so ehrlich; Schwierigkeiten sieht oder achtet er nicht, das Erwerben scheint ihm leicht, und sein reges Lebensgefühl giebt ihm heitern Muth dazu. Wenn er also habsüchtig ist, so ist er, als solcher, jederzeit mehr gewinnsüchtig, als karg.

4) Von dem Begehrungsvermögen ist die Habsucht hauptsächlich auf folgende Art abhängig.

a) Je größer die Kraft des sinnlichen Begehrungsvermögens theils an sich selbst, theils in Vergleichung mit dem vernünftigen Willen ist, desto leichter kann Habsucht entstehen und immer mehr und mehr anwachsen. Denn desto leichter können alle sinnlichen Begierden überhaupt einen übermäßigen Grad von Stärke erreichen, und sich der Herrschaft des vernünftigen Willens entziehen. Es ist also die Habsucht von dem Character des Menschen abhängig, wie, dem vorigen zufolge (Nr. 1 — 3), von seinem Kopfe und Temperamente.

b) Inſonderheit muß Habſucht um ſo leichter entſtehen und emporkommen können, je größer die natürliche Neigung zum Eigenthume iſt, die ſich bei jedem Menſchen, der nur einen Begriff von Eigenthum hat, ſelbſt in früher Jugend ſchon, zeigt, weil ſie auf dem Vergnügen beruhet, was der Beſitz des Eigenthums allemal gewährt (Nr. 3). Die Größe dieſer Neigung hängt aber ab, theils von der Stärke des ſinnlichen Begehrungsvermögens, theils von der Größe der Empfänglichkeit für das erwähnte Vergnügen, theils endlich von den äußern Veranlaſſungen, dieſes Vergnügen, und dadurch die gedachte Neigung ſelbſt, zu wecken und zu verſtärken.

c) Auch andere Leidenſchaften können Habſucht erzeugen oder vermehren. Dies gilt vorzüglich von der Selbſtſucht. Denn dieſe gebiert Eigennützigkeit (§. 131. Nr. 5), und dieſe wieder Habſucht. Denn da der Eigennützige nach Allem ſtrebt, was ſeine eigne Realität auch nur zu befördern ſcheint, der Beſitz von Vermögen aber dieſen Schein allerdings hat; ſo wird er unfehlbar darnach ſtreben, und alſo habſüchtig ſeyn, wenn ihn nicht zugleich andere Zwecke ſeiner Selbſtſucht antreiben, von ſeinem Vermögen

Gebrauch zu machen, und mit dem bloßen Besitze sich nicht zu begnügen.

d) Daß häufige Befriedigungen der Begierde nach Eigenthum, zumal, wenn sie durch überwundene Schwierigkeiten und besiegte Hindernisse errungen sind, diese Begierde zur Habsucht erhöhen, und wofern dies schon geschehen ist, diese Leidenschaft selbst noch verstärken können, erhellet aus §. 12. und 13.

5) Sofern das Temperament, und andere, die Habsucht modificirende Gründe (Nr. 3.) vom Körper abhängig sind, hat dieser auch Einfluß auf die Habsucht selbst. So ist z. B. das furchtsame, sich schwach und zum Erwerben untüchtig fühlende Alter mehr zur Kargheit, als zur Gewinnsucht geneigt (Nr. 3.). Dagegen hat die genußsüchtige Jugend, die, bei dem Vollgefühle der Gesundheit und Kraft, noch Lust und Muth zum Erwerben fühlt, weit mehr Neigung zur Gewinnsucht, als zur Kargheit. Es deutet daher immer auf eine widernatürliche Verkehrtheit, und auf eine sehr schlimme Anlage, wenn ein jugendliches Gemüth von Kargheit beherrscht wird. Denn dadurch wird das Streben nach dem, was höher und edler ist, als Geld, gleich *im Keime* erstickt, und kann nachher, wenn es auch

auch durch Fleiß und Kunst wieder angebauet wird, schwerlich recht gedeihen. Weit besser, daß junge Leute ihr Geld gleichgültig verschwenden, als daß sie es als das höchste Gut behandeln. Denn, so sehr auch jene Gleichgültigkeit zu tadeln ist, und im Zaume gehalten werden muß; so ist sie doch, in moralischer Hinsicht weit weniger schädlich, als die engherzige Kargheit. Sie kann sogar zufällig nützlich werden. Denn die Geringschätzung der zeitlichen Güter, und die Freiheit von dem kleinlichen und ängstlichen Streben, sie zu erhalten, kann eine gewisse Liberalität des Geistes zur Folge haben, oder dazu beitragen, welche die geselligen, oft große Aufopferungen fordernden Tugenden, und das Trachten nach dem Edlen und Großen überhaupt, erleichtert.

## §. 166.

### Practische Regeln in Betreff der Habsucht.

Das Streben nach Geld und Gut ist an sich selbst unschuldig. Es kann also nicht darauf ankommen, es gänzlich auszurotten, sondern nur darauf, es gehörig zu mäßigen, damit es nicht bis zur Habsucht anwachse, oder, wenn dies schon geschehen ist, in die gehörigen Schranken wieder zurück gebracht werde. Zu diesem Zwecke

hat

hat man insonderheit auf folgende Regeln zu achten.

1) Man muß dem Verstande diejenige Bildung geben, deren Mangel der Habsucht beförderlich ist (§. 165. Nr. 1.). Man muß ihn also den Werth solcher Güter, die höher und edler sind, als Geld, gehörig zu schätzen lehren; muß ihn überzeugen, wie wenig Geld und Gut für sich allein glücklich zu machen vermögen, muß ihm eine klare Einsicht von der sittlichen Verkehrtheit, von dem Lächerlichen, Verächtlichen und Verabscheuungswürdigen des Geizes verschaffen, und muß sich bemühen, ihm alle diese Vorstellungen so geläufig zu machen, daß sie sich jedesmal, wenn es darauf ankommt, zu rechter Zeit vergegenwärtigen.

2) Man muß die Einbildungskraft im Zaum halten; daß sie den reizenden Bildern von Geld und Gut nicht zu viel nachhänge, und sich von dem Wohlgefallen daran nicht zu weit hinreißen lasse (§. 165. Nr. 2.). Dies geschiehet, (wenn man seine Aufmerksamkeit noch nicht so in seiner Gewalt hat, daß man sie von diesen Vorstellungen unmittelbar durch freien Entschluß ablenken kann), hauptsächlich dadurch, daß man vorzüglich anziehende Beispiele von edler, über-

ſaler Denk- und Handlungsart aufmerkſam betrachtet, und ſeiner Phantaſie einprägt. Denn dieſe Vorſtellungen und das Wohlgefallen, das ſie abnöthigen, werden jene erſtern Bilder verdunkeln helfen.

Vor allen Dingen aber muß man den Nimbus zu zerſtreuen ſuchen, der die, der Habſucht zugehörige, äſthetiſche Idee umgiebt (§. 165. Nr. 2.). Dies geſchiehet durch fortgeſetztes Beſtreben, dieſe Idee deutlich zu zergliedern. Denn es iſt nur ein täuſchendes Dämmerlicht, was ſie umgiebt, und was vor dem Lichte der Vernunft verſchwindet.

3) Das Vergnügen über den bloßen Beſitz zeitlicher Güter muß man zu ſchwächen ſuchen (§. 165. Nr. 3.). Dies geſchiehet a) zum Theil ſchon durch Befolgung der Vorſchriften unter Nr. 1 und 2; indem dadurch der falſche Glanz dieſer Güter in ſeiner Nichtigkeit erſcheint; b) dadurch, daß man jenes Vergnügen durch ſtärkere, entgegengeſetzte Gefühle zu verdunkeln ſtrebt. Zu dem Ende muß man inſonderheit ſich ſelbſt zwingen, von ſeinen Gütern, ſo oft als möglich, einen zweckmäßigen und edeln Gebrauch, vornehmlich zum Beſten Anderer, zu machen, und ſich anſtrengen, das Vergnügen, was ein

ſol-

ſolcher Gebrauch, was das fremde, um ſich her verbreitete Wohl, und die Freude und Dankbarkeit Anderer, gewähren können, mit Aufmerkſamkeit und Innigkeit zu empfinden, um für dieſes Vergnügen immer empfänglicher zu werden, und demſelben immer mehr Stärke und Lebhaftigkeit zu verſchaffen. Denn, je mehr dies geſchieht, deſto mehr wird daſſelbe im Stande ſeyn, das Vergnügen über den bloßen Beſitz ſeiner Güter zu verdunkeln. — c) Durch Anregung des Gefühls der Scham über das Thörichte, Niedrige und Verächtliche des Geizes. Zu dieſem Zwecke dient es hauptſächlich, wenn das Betragen des Geizes durch Darſtellung und Betrachtung einzelner Fälle, recht anſchaulich gemacht wird, und es können die Werke der Kunſt, inſonderheit das Luſtſpiel, ſehr nützlich dazu ſeyn. (Geradezu die eigne Perſon des Geizigen dem Spott und Gelächter auszuſtellen, beſſert ſelten, weil es erbittert, und bewirkt gemeiniglich nur ein verſteckteres Betragen. Inſonderheit muß der Erzieher der Jugend mit Anwendung dieſes Mittels ſehr behutſam ſeyn).

4) In Anſehung des Begehrungsvermögens beſtrebe man ſich, a) diejenigen Fehler und Mängel des Characters, welche der Habſucht Vorſchub thun, durch einen feſten Entſchluß und durch angemeſſene Uebungen, abzulegen und zu verbeſſern (§. 165. Nr. 4. a).

b) Man ſey aufmerkſam auf die natürliche Neigung zum Eigenthum, um ſie bei Zeiten in

Zaume zu halten, und ſie nicht zur Leidenſchaft werden zu laſſen (§. 165. Nr. 4. b).

c) Man bemühe ſich, diejenigen Leidenſchaften zu dämpfen, welche die Habſucht aufreizen oder verſtärken (§. 165. Nr. 4. c); und dafür wohlwollende Neigungen und allgemeine Menſchenliebe, die auch Andern Etwas gönnt, zu wecken und zu beleben. — Im äußerſten Falle kann man auch eine andere Leidenſchaft gegen die Habſucht zu Hülfe rufen, und es können hierzu, außer der Freiheitsſucht (§. 143. Nr. 4.), unter andern der Stolz und die Ehrſucht dienen, wenn ſie von der Art ſind, daß ſie Aufwand fordern.

d) Endlich ſuche man ſo viel als möglich zu vermeiden, daß die Habſucht nicht durch häufige, zumal erkämpfte Befriedigungen, immer neue Nahrung und neuen Zuwachs gewinne (§. 165. Nr. 4 d). Vielmehr zwinge man ſich ſelbſt, ihr öfters Befriedigungen zu verſagen, die ſich darbieten, andere Ausgaben zu machen, oder ſonſt Etwas, was ihr widerſtreitet zu thun, bloß um ſich in Bezähmung und Beherrſchung derſelben zu üben. Denn dies wird unfehlbar den Erfolg haben, oder wenigſtens befördern helfen, daß ihre Gewalt nach und nach geſchwächt wird.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

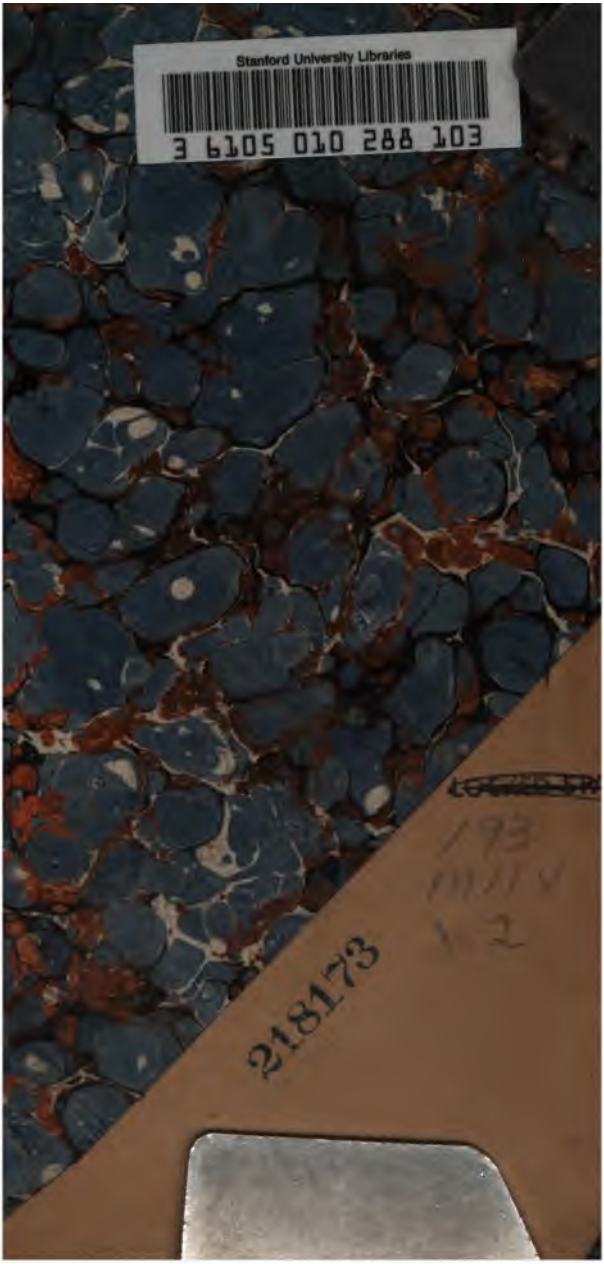
DATE DUE

JAN 17 1999

DOC DEC 13 1996

JUN 03 1999

FEB 14 1999



Stanford University Libraries
3 6105 010 288 103
218173